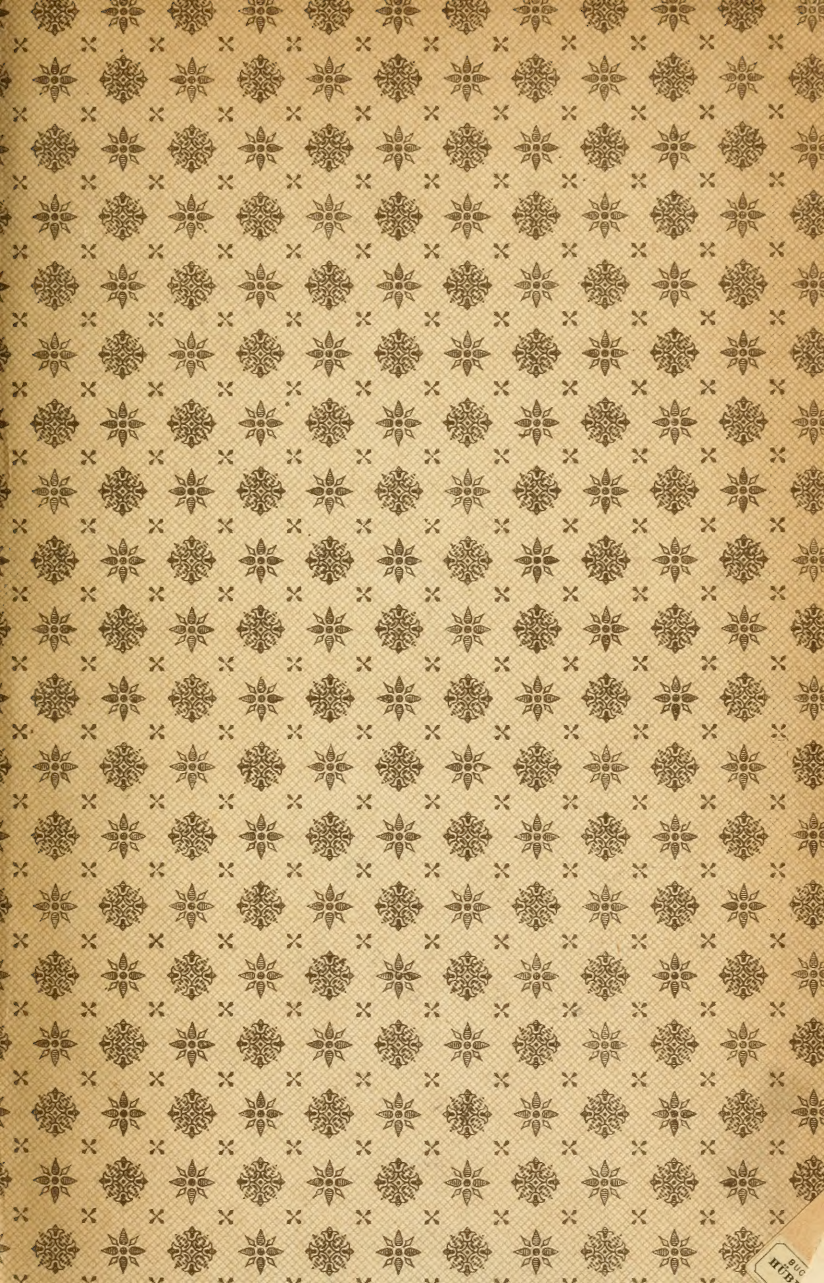

Gesammelte
Schriften
Von
Theodor Storm
13






HBINDEREI
L&DENCK

Storm's gesammelte Schriften.

Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Erste Gesammtausgabe.

Dritte Auflage.

Vierzehn Bände.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1884.



Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1884.

Inhalt
des dritten Bandes.

Auf dem Staatshof.

Ich kann nur Einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht wie es geschehen ist; ich weiß nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine That war oder nur ein Ereigniß, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergiebt, so will ich es erzählen.

* * *

Die kleine Stadt, in der meine Eltern wohnten, lag hart an der Grenze der Marschlandschaft, die bis an's Meer mehrere Meilen weit ihre grasreiche Ebene ausdehnt. Aus dem Norderthor führt die Landstraße eine Viertelstunde Wegs zu einem Kirchdorf, das mit seinen Bäumen und Strohdächern weithin auf der ungeheuren Wiesenfläche sichtbar ist. Seitwärts von der Straße, hinter dem weiß ge-

tünchten Pastorate, geht quer durch's Land ein Fußsteig über die „Fennen," wie hier die einzelnen, fast nur zur Viehweide benutzten Landflächen genannt werden; von einem Heck zum andern, oder auf schmalem Steg über die Gräben, durch welche überall die Fennen von einander geschieden sind.

Hier bin ich in meiner Jugend oft gegangen; ich mit einer Anderen. Ich sehe noch das Gras im Sonnenscheine funkeln und fernab um uns her die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebänden in der klaren Sommerluft. Die schweren Rinder, welche wiederkäuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus.

Zu Ende des Weges, der fast eine halbe Stunde dauert, unter einer düsteren Baumgruppe von Rüstern und Silberpappeln, wie sie kein anderes Besitzthum dieser Gegend aufzuweisen hat, lag der „Staatshof." Das Haus war auf einer mäßig hohen Werfte nach der Weise des Landes gebaut; eine sogenannte „Heuberg," in welcher die Wohnungs- und Wirth-

schaftsräume unter einem Dache vereinigt sind; aber die „Graft," welche sich rings umher zog, war besonders breit und tief, und der weitläufige Garten, der innerhalb derselben die Gebäude umgab, war vor Zeiten mit patrizischem Luxus angelegt.

Das Gehöfte war einst nebst vielen anderen im Besitz der nun gänzlich ausgestorbenen Familie van der Roden, aus der während der beiden letzten Jahrhunderte eine Reihe von Pfennigmeistern und Rathmännern der Landschaft und von Bürgermeistern meiner Vaterstadt hervorgegangen ist. — Neunzig Höfe, so hieß es, hatten sie gehabt, und sich im Uebermuth vermessen, das Hundert voll zu machen. Aber die Zeiten waren umgeschlagen; es war unrecht' Gut dazwischen gekommen, sagten die Leute; der liebe Gott hatte sich in's Mittel gelegt, und ein Hof nach dem andern war in fremde Hände übergegangen. Zur Zeit, wo meine Erinnerung beginnt, war nur der Staatshof noch im Eigenthum der Familie; von dieser selbst aber Niemand übrig geblieben, als die alternde Besitzerin und ein kaum vierjähriges Kind, die Tochter eines früh verstorbenen Sohnes. Der letzte männliche Sprosse war als fünfzehnjähriger

Knabe auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen; auf der Fenne eines benachbarten Hofbesitzers hatte er ein einjähriges Füllen ohne Zaum oder Halfter bestiegen, war dabei von dem scheuen Thiere in die Trinkgrube gestürzt und ertrunken.

Mein Vater war der geschäftliche Beistand der alten Frau Rathmann van der Roden. — Gehe ich rückwärts mit meinen Gedanken und suche nach den Plätzen, die von der Erinnerung noch ein spärliches Licht empfangen, so sehe ich mich als etwa vierjährigen Knaben mit meinen beiden Eltern auf einem offenen Wagen über den ebenen Marschweg dahin fahren; ich fühle plötzlich den Sonnenschein mit einem kühlen Schatten wechseln, der an der einen Seite von ungeheuren Bäumen auf den Weg hinausfällt; und während ich meinen kleinen Kopf über die Lehne des Wagenstuhls recke, um den breiten Graben zu sehen, der sich neben den Bäumen hinzieht, biegen wir gerade in die Schatten hinein und durch ein offenstehendes Gitterthor. Ein großer Hund fährt wie rasend an der Kette aus seinem beweglichen Hause auf uns zu; wir aber kutschiren mit einem Peitschenknall auf den Hof hinauf bis vor die Hausthür,

und ich sehe eine alte Frau im grauen Kleide, mit einem feinen blassen Gesicht und mit besonders weißer Fraise auf der Schwelle stehen, während Knecht und Magd eine Leiter an den Wagen legen und uns zur Erde helfen. Noch rieche ich auf dem dunklen Hausflur den strengen Duft der Alandwurzel, womit die Marschbewohner zur Abwehr der Mücken allabendlich zu räuchern pflegen; ich sehe auch noch meinen Vater der alten Dame die Hand küssen; dann aber verläßt mich die Erinnerung, und ich finde mich erst nach einigen Stunden wieder, auf Heu gebettet, eine warme sommerliche Dämmerung um mich her. Ich sehe an den aus Heu und Korngarben gebildeten Wänden empor, die um mich her zwischen vier großen Ständern in die Höhe ragen; so hoch, daß der Blick durch ein wüstes Dunkel hindurch muß, bis er auf's Neue in eine matte Dämmerung gelangt, die zwischen zahllosen Spinngeweben aus einem Dachfensterchen hereinfällt. Es ist das sogenannte „Vierkant," worin ich mich befinde; der zum Bergen des Heues bestimmte Raum im Innern des Hauses, wovon das Hofgebäude in unseren Marschen die eigenthümlich hohe Bildung des Daches und seinen Namen „Heu-

berg" oder „Hauberg" erhalten hat. — Es ist volle Sonntagsstille um mich her. Aber ich bin hier nicht allein; in der gedämpften Helligkeit, die durch die offene Seitenwand aus der angrenzenden Loodiele hereinfällt, steht ein Mädchen meines Alters; die blonden Härchen fallen über ein blaues Blousenkleid. Sie streckt ihre kleinen Fäuste über mir aus und bestreut mich mit Heu; sie ist sehr eifrig, sie stöhnt und bückt sich wieder und wieder. „So," sagt sie endlich und athmet dabei aus Herzensgrunde, „so, nun bist Du bald begraben!" Und wie ich eine Weile regungslos da liege, sehe ich durch die lose mich bedeckenden Halme, wie sie ihr Köpfchen zu mir niederbeugt, und wie sie dann plötzlich Kehrt macht und sich zu einer alten Bäuerin hinarbeitet, die mit einem Strickstrumpf in der Hand uns gegenüber sitzt. „Wieb," sagt sie, indem sie der Alten die Hand von der Wange zieht, „Wieb, ist er todt?"

Was die Alte hierauf geantwortet, dessen entsinne ich mich nicht mehr; wohl aber, daß wir bald darauf durch einen dunklen Gang auf den Hausflur und von dort eine breite Treppe hinauf in die oberen Räume des Hauses geführt wurden; in ein großes Zimmer mit

goldgeblümten Tapeten, in welchem viele Bilder von alten weiß gepuderten Männern und Frauen an den Wänden hingen. Meine Eltern und die übrigen Gäste sind eben von einer gedeckten Tafel aufgestanden, die sich mitten im Zimmer unter einer großen Krystallkrone befindet. Bald sitze ich in eine Serviette geknüpft der kleinen Anne Lene gegenüber; Wieb steht dabei und serviert uns von den Resten. Ich befinde mich sehr wohl; nur zuweilen stört mich ein Krächzen, das aus der Ferne zu uns herüber dringt. „Höre!“ sag' ich und hebe meine kleinen Finger auf. Die alte Wieb aber kennt das schon lange. „Das sind die Raben,“ sagt sie, „sie sitzen im Baumgarten, wir wollen sie nachher besuchen.“ — Aber ich vergesse die Raben wieder; denn Wieb theilt zum Dessert noch die Zuckertrauben von einer Conditortorte zwischen uns; nur scheint es nicht ganz unparteiisch herzugehen, denn Anne Lene erhält immer die Hahnenschwänze und die Kragentauben.

Etwas später sehe ich die Gesellschaft auf den geschlungenen Gartenwegen zwischen den blühenden Büschen promeniren; die alte Dame mit der Fraise, welche am Arme meines Vaters geht, beugt sich zu

mir nieder und sagt, indem sie mir den Kopf aufrichtet: „Du mußt Dich immer hübsch gerade halten, Kind!" — Ich glaube noch jetzt, daß von dieser kleinen Ermahnung sich der fast scheue Respect herschreibt, den ich, so lange sie lebte, vor dieser Frau behalten habe. — Doch schon faßt Wieb mich bei der Hand, und führt uns weit umher auf den sonnigen Steigen; zuletzt bis zur Graft hinunter, an der ein gerader Steig entlang führt. So gelangen wir zu einem Gartenpavillon, in welchem die Gesellschaft bei offenen Thüren am Kaffeetische sitzt. Wir werden hereingerufen, und da ich zögere nimmt meine Mutter einen Zuckerkringel aus dem silbernen Kuchenkorb und zeigt mir den. Aber ich fürchte mich; ich habe gesehen, daß das hölzerne Haus auf dünnen Pfählen über dem Wasser steht; bis endlich doch die vorgehaltene Lockspeise und die bunten Schäferbilder, die drinnen auf die Wände gemalt sind, mich bewegen hineinzutreten.

Mir ist, als hätte ich es mit einem besonders angenehmen Gefühl mit angesehen, wie Anne Lene von meiner Mutter auf den Schooß genommen und geküßt wurde. Späterhin mögen die Männer, wie

es dort gebräuchlich ist, zur Besichtigung der Rinder auf das Land hinaus gegangen sein; denn ich habe die Erinnerung, als sei bald eine Stille um mich gewesen, in der ich nur die sanfte Stimme meiner Mutter und andere Frauenstimmen hörte. Anne Lene und ich spielten unter dem Tische zu ihren Füßen; wir legten den Kopf auf den Fußboden und horchten nach dem Wasser hinunter. Zuweilen hörten wir es plätschern; dann hob Anne Lene ihr Köpfchen und sagte: „Hörst Du, das thut der Fisch!“ Endlich gingen wir in's Haus zurück; es war kühl und ich sah die Büsche des Gartens alle im Schatten stehen. Dann fuhr der Wagen vor; und in dem Schlummer, der mich schon unterwegs überkam, endete dieser Tag, von dem ich bei ruhigem Nachsinnen nicht außer Zweifel bin, ob er ganz in der erzählten Weise jemals da gewesen, oder ob nur meine Phantasie die zerstreuten Vorfälle verschiedener Tage in diesen einen Rahmen zusammen gedrängt hat.

* * *

Späterhin, als sich allmälig die Hülfsbedürftigkeit des Alters einstellte, zog die Frau Rathmann

van der Roden mit ihrer Enkelin in die Stadt, und ließ den Hof unter der Aufsicht des früheren Bauknechtes Marten und seiner Ehefrau, der alten Wieb. Vor dem Hause, welches sie einige Straßen von dem unseren entfernt bewohnte, standen granitne Pfeilersteine, die durch schwere eiserne Ketten mit einander verbunden waren. Wir Jungen, wenn wir auf unserem Schulwege vorübergingen, unterließen selten uns auf diese Ketten zu setzen und, mit Tafel und Ranzen auf dem Rücken, einige Male hin- und herzuschaukeln. Aber ich entsinne mich noch gar wohl, wie wir auseinander stoben, wenn Einer von uns das Gesicht der alten Dame hinter den Geranienbäumen am Fenster gewahrte, oder gar, wenn sie mit einer gemessenen Bewegung den Finger gegen uns erhoben hatte.

Desungeachtet ließ ich mir gern, was öfters geschah, vom Vater eine Bestellung an sie auftragen. Ich weiß nicht mehr, war es das kleine zierliche Mädchen, das mich anzog, oder war es die alte Schatulle, deren Raritäten ich in besonders begünstigter Stunde mit ihr beschauen durfte; die goldenen Schaumünzen, die seidenen bunt bemalten Fächer

oder oben auf dem Aufsatz der Schatulle die beiden Pagoden von chinesischem Porzellan, die schon vom Flur aus durch die Fenster der Stubenthür meine Augen auf sich zogen. Am Sonnabend Nachmittag stellte ich mich regelmäßig ein, um die Frau Rathmann mit der kleinen Anne Lene zum Sonntag auf den Kaffee einzuladen, was bis zur letzten Zeit vor ihrem Absterben ebenso regelmäßig von ihr angenommen wurde. Am Tage darauf präcise um drei Uhr hielt dann die schwere Klosterkutsche vor unserer Haustreppe; unsere Mägde hoben die alte Dame und ihr Enkelchen aus dem Wagen und meine Mutter führte sie in das Festzimmer des Hauses, das schon von dem Dufte des Kaffees und des sonntäglichen Gebäckes erfüllt war. Wenn dann die Enveloppen und Tücher abgelegt waren, und die beiden Damen sich gegenüber an dem sauber servirten Tische Platz genommen hatten, durften auch wir Kinder uns an ein Nebentischchen setzen, und erhielten unseren Antheil an den „Eiermahnen" und „Bieschen," oder wie sonst die schönen Sachen heißen mochten. Mir ist indessen, wenn ich dieser Sonntagnachmittage gedenke, als sei ich niemals unglücklicher in den

Versuchen gewesen, meinen Kaffee aus der Ober- in die Untertasse umzuschütten; und ich fühle noch die strengen Blicke, die mir die alte Dame von ihrem Sitze aus hinübersandte, während meine Mutter mir meine kleine Gespielin zum Muster aufstellte, von der ich mich nicht entsinne, daß sie jemals beim Trinken die Serviette oder ihr weißes Kleid befleckt hätte.

Ein solcher Sonntagnachmittag, nachdem schon einige Jahre in dieser Weise vorübergegangen waren, ist mir besonders im Gedächtniß geblieben. — Ich hatte mich in dem angenehmen Bewußtsein des Feiertages in unserem Hofe umhergetrieben und war endlich in das Waschhaus gelangt, das am Ende desselben lag. Auch hier hatte sich der Sonntag bemerklich gemacht; die föhrenen Tische waren gescheuert, die holländischen Klinker, womit der Boden gepflastert war, sahen so feucht und frisch gespült aus; dabei war eine so liebliche Kühle, daß ich mich fast gedankenlos an einen Tisch lehnte und auf das träumerische Gackeln der Hühner lauschte, das aus dem anstoßenden Hühnerhof zu mir herein drang. Nach einer Weile hörte ich drunten im Wohnhause aus

der im Erdgeschoß befindlichen Küche das Kaffeegeschirr heraufttragen, das Klirren der Tassen und Kaffeelöffel; und endlich vernahm ich auch von der Straße her das Anfahren der Kutsche und bald darauf das Aufschlagen der Hausthür. Aber das süße Gefühl, die Nachmittagsfeier so ganz unangebrochen vor mir zu haben, ließ mich immer noch zögern, in's Haus hinab zu gehen. Da vernahm ich das Summen des Fliegenschwarms, der in der Sonne an der offenen Thür gesessen. — Anne Lene war unbemerkt heran getreten. Noch sehe ich sie vor mir, die kleine leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin- und herschwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar schien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen ging. Sie nickte mir zu, ohne weiter heranzutreten, und sagte dann: „Du solltest herein kommen!"

Ich kam noch nicht; meine Augen hafteten noch an dem weißen Sommerkleidchen, an der himmelblauen Schärpe und zuletzt an einem alten Fächer, den sie in der Hand hielt. „Willst Du nicht kommen, Marx?" fragte sie endlich, „Großmutter hat gesagt, wir sollten einmal die Menuet wieder mit einander üben."

Ich war das wohl zufrieden. Wir hatten vor einigen Wochen in der Tanzschule diese altfränkischen Künste auf den gemeinsamen Wunsch der Frau Rathmann und meines Vaters mit besonderer Sorgfalt eingeübt. Wir gingen also hinein; ich machte meine Reverenz vor Anne Lenes Großmutter, und trank, um mich schon jetzt meiner zierlichen Partnerin würdig zu zeigen, meinen Kaffee mit besonderer Behutsamkeit. Späterhin, als mein Vater in's Zimmer getreten war und sich mit seiner alten Freundin in geschäftliche Angelegenheiten vertiefte, nahm meine Mutter uns mit in die gegenüberliegende Stube und setzte sich an das aufgeschlagene Clavier. Sie hatte den Don Juan auf's Tapet gelegt. Wir traten einander gegenüber und ich machte mein Compliment, wie der Tanzmeister es mich gelehrt hatte. Meine Dame nahm es huldvoll auf, sie neigte sich höfisch, sie erhob sich wieder und als die Melodie erklang: „Du reizest mich vor Allen; Zerlinchen tanz mit mir," da glitten die kleinen Füße in den Corduanstiefelchen über den Boden, als ginge es über eine Spiegelfläche hin. Mit der einen Hand hielt sie den aufgeschlagenen Fächer gegen die Brust gedrückt, während

die Fingerspitzen der anderen das Kleid empor hoben. Sie lächelte; das feine Gesichtchen strahlte ganz von Stolz und Anmuth. Meine Mutter, während wir hin- und herchassirten, uns näherten und verneigten, sah schon lange nicht mehr auf ihre Tasten; auch sie, wie ihr Sohn, schien die Augen nicht abwenden zu können von der kleinen schwebenden Gestalt, die in graziöser Gelassenheit die Touren des alten Tanzes vor ihr ausführte.

Wir mochten auf diese Weise bis zum Trio gelangt sein, als die Stubenthür sich langsam öffnete und ein dickköpfiger Nachbarsjunge hereintrat, der Sohn eines Schuhflickers, der mir an Werkeltagen bei meinem Räuber- und Soldatenspiel die vortrefflichsten Dienste leistete. „Was will der?" fragte Anne Lene, als meine Mutter einen Augenblick inne hielt. — „Ich wollte mit Marx spielen," sagte der Junge, und sah verlegen auf seine groben Nagelschuhe.

„Setze Dich nur, Simon," erwiderte meine Mutter, „bis der Tanz aus ist; dann könnt ihr alle mit einander in den Garten gehen." Damit nickte sie zu uns hinüber, und begann das Trio zu spielen.

Ich avancirte; aber Anne Lene kam mir nicht entgegen; sie ließ die Arme herab hängen und musterte mit unverkennbarer Verdrossenheit den struppigen Kopf meines Spielcameraden.

„Nun,“ fragte meine Mutter, „soll Simon nicht sehen, was Ihr gelernt habt?“

Allein die kleine Patrizierin schien durch die Gegenwart dieser Werkeltags-Erscheinung in ihrer idealen Stimmung auf eine empfindliche Weise gestört zu sein. Sie legte den Fächer auf den Tisch und sagte: „Laß Marx nur mit dem Jungen spielen.“

Ich fühle noch jetzt mit Beschämung, daß ich dem schönen Kinde zu gefallen, wenn auch nicht ohne ein deutliches Vorgefühl von Reue, meinen plebejischen Günstling fallen ließ. „Geh nur, Simon,“ sagte ich mit einiger Beklemmung, „ich habe heute keine Lust zu spielen!“ Und der arme Junge rutschte von seinem Stuhle und schlich sich schweigend wieder von dannen.

Meine Mutter sah mich mit einem durchdringenden Blick an; und sowohl ich wie Anne Lene, als diese späterhin in ein näheres Verhältniß zu unserem Hause trat, haben noch manche kleine Predigt von

ihr hören müssen, die aus dieser Geschichte ihren Text genommen hatte. Damals aber hatten die kleinen tanzenden Füße mein ganzes Knabenherz verwirrt. Ich dachte nichts als Anne Lene; und als ich ihr am Montage darauf ein vergessenes Arbeitskörbchen in's Haus brachte, hatte ich es zuvor ganz mit Zuckerplättchen angefüllt, deren Ankauf mir nur durch Aufopferung meiner ganzen kleinen Baarschaft möglich geworden war.

* * *

Etwa ein Jahr später kam ich eines Nachmittags auf der Heimkehr von einer Ferienreise an Anne Lenes Wohnung vorüber. Da die Hausthür offen stand, so fiel es mir ein hinein zu gehen, um eine Kleinigkeit, die ich unterwegs für sie eingehandelt hatte, schon jetzt in ihre Hand zu legen. Ich trat in den Flur und blickte durch die Glasscheiben der Stubenthür; aber ich gewahrte Niemanden. Es war eine seltsame Einsamkeit im Zimmer; der weiße Sand lag so unberührt auf der Diele, und drüben der Spiegel war mit weißen Damasttüchern zugesteckt. Während ich dies betrachtete und eine unbewußte

Schen mich hinderte hineinzutreten, hörte ich in der Tiefe des Hauses eine Thür gehen, und bald darauf sah ich meinen Vater mit einem schwarz gekleideten Kinde an der Hand auf mich zukommen. Es war Anne Lene; ihre Augen waren vom Weinen geröthet, und über der schwarzen Florkrause erschienen das blasse Gesichtchen und die feinen goldklaren Haare noch um vieles zärtlicher, als sonst. Mein Vater begrüßte mich und sagte dann, indem er seine Hand auf den Kopf des Mädchens legte: „Ihr werdet jetzt Geschwister sein; Anne Lene wird als meine Mündel von nun an in unserem Hause leben, denn ihre Großmutter, Deine alte Freundin, ist gestorben.“

Ich hörte eigentlich nur den ersten Theil dieser Nachricht; denn die bestimmte Aussicht, nun fortwährend in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens zu sein, erregte in meiner Phantasie eine Reihe von heiteren Vorstellungen, die mich den Ort, an welchem wir uns befanden, vollständig vergessen machten. Ich merkte es kaum, als Anne Lene ihre Arme um meinen Hals legte und mich küßte, während ihre Thränen mein Gesicht benetzten.

Einige Tage darauf fand das Leichenbegängniß

statt, mit aller Feierlichkeit patrizischen Herkommens, so wie die Verstorbene es bei Lebzeiten in allen Punkten selbst verordnet hatte. Ich befand mich mit meiner Mutter und Anne Lene im Sterbehause. Noch sehr wohl erinnere ich mich, wie das Geläute der Glocken, die gedämpfte Redeweise, in der alle die schwarzen Leute mit einander verkehrten und die kolossalen, florbehangenen Wachskerzen, welche brennend vor dem Sarge hinaus getragen wurden, ein angenehmes Feiertagsgefühl in mir erregten, das dem unwillkürlichen Grauen vor diesem Gepränge vollkommen die Wage hielt.

Am andern Tage begann der werktägige Gang des Lebens wieder. Anne Lene war nun zwar mit mir in einem Hause, aber die Zeit unseres Beisammenseins bestand nicht mehr wie sonst nur in sonntäglichen Spielstunden. Meine Hausarbeiten für das Gymnasium wurden von meinem Vater noch strenger überwacht als sonst, und Anne Lene war außer ihren Schulstunden meist unter der Aufsicht der Mutter beschäftigt. Während meiner Freistunden nahmen die eigentlichen Knabenspiele einen immer größern Raum ein, und ich habe meine kleine Freundin nie

bewegen können unsere Räuberspiele mitzumachen oder auch nur in dem türkischen Zelte Platz zu nehmen, das ich von alten Teppichen in der Spitze eines Birnbaumes aufgeschlagen hatte.

Nur eine Freude blieb uns fast während unserer ganzen Jugend gemeinschaftlich. — Die Ländereien des Staatshofes waren seit dem Tode der alten Frau Rathmann an einen benachbarten Hofbesitzer verpachtet, während man das Wohnhaus mit der Werfte unter der Aufsicht der alten Wieb und ihres Mannes ließ. Da der Hof nur eine halbe Stunde von der Stadt lag, so war uns ein für alle Mal erlaubt, Sonntags nach Tische dort hinaus zu gehen. Und wie oft sind wir diesen Weg gegangen! Auf der ebenen Marschlandstraße bis zum Dorfe und dann seitwärts über die Fennen von einem Heck zum andern, bis wir die dunkle Baumgruppe des Hofes erreicht hatten, die schon beim Austritt aus der Stadt auf der weiten Ebene sichtbar war. Wie oft beim Gehen wandten wir uns um und maaßen die Strecke, die wir schon zurückgelegt hatten, und sahen zurück nach den Thürmen der Stadt, die im Sonnendufte hinter uns lagen! Denn mir ist, als habe an jenen

Sonntag-Nachmittagen immer die Sonne geschienen und als sei die Luft über dieser endlosen grünen Wiesenfläche immer voll von Lerchengesang gewesen.

Den alten Eheleuten auf dem Hofe war im untern Stock des Hauses ein früher von der Familie bewohntes Zimmer zu Benutzung angewiesen; allein sie bewohnten nach eigener Wahl nach wie vor das Gesindezimmer, da dieses mit dem Stall und den übrigen Wirthschaftsräumen in Verbindung stand. Gewöhnlich kam uns der alte Marten in sonntäglich weißen Hemdärmeln schon vor dem Thore entgegen und reichte uns in seiner schweigsamen Art die Hand; er konnte es nicht lassen, nach seinen jungen Gästen auszusehen. Hatten wir uns etwas verspätet, so trafen wir ihn wohl schon auf unserem Wege draußen auf den Fennen, seinen unzertrennlichen Begleiter, den Springstock, auf der Schulter; und während Anne Lene auf dem Fußbrett um die Hecken ging, lehrte er mich nach Landesweise über die Gräben zu „setzen.“ Im Zimmer drinnen pflegte dann auf dem langen blank gescheuerten Tische schon der Kaffeekessel seinen Duft zu verbreiten, und die alte Wieb, wenn sie mir die Hand gegeben und ihrem Lieblingskinde

die heißen Haare von der Stirn gestrichen hatte, schenkte uns viele Tassen ein, so viele, als wir immer trinken konnten, und dann noch eine „für's Nöthigen," wie sie sagte. Wenn wir uns auf diese Weise erquickt hatten und das Geschirr wieder abgeräumt war, holte die Alte ihr Rad aus dem Winkel hinter der Tragkiste hervor und begann zu spinnen. Sie ließ dann wohl den Faden durch Anne Lenes Finger gleiten und zeigte uns die Glätte und Feinheit desselben; denn, wie sie mir später einmal vertraute, es sollte aus dem Flachse, den sie Sonntags spann, das Brautlinnen für ihre junge Herrschaft gewebt werden. — Aber es duldete uns nicht lange neben ihr; wir ruhten nicht, bis sie uns ihr großes Schlüsselbund eingehändigt hatte, in dessen Besitz wir dann die dunkle Treppe nach dem obern Stockwerk hinaufstiegen und eine nach der andern die Thüren zu den verödeten Zimmern aufschlossen, in denen die feuchte Marschluft schon längst an Decken und Wänden ihren Zerstörungsproceß begonnen hatte. Wir betraten diese Räume mit einer lüsternen Neugierde, obgleich wir wußten, daß nichts darin zu sehen sei, als die halb erloschenen Tapeten und etwa in dem einen

Seitenzimmer das leere Bettgestell der verstorbenen Besitzer. Wenn wir zu lange blieben, rief die Alte uns wohl herunter und schickte uns in den Garten, der vor dem Hause lag. Aber die Einsamkeit, die oben in den verlassenen Zimmern herrschte, war auch dort. Wohin man sehen mochte, zwischen den hohen Sträuchern hing das Gespinnst der Jungfernrebe; über den mit Gras bewachsenen Steigen in den roth-blühenden Himbeerbüschen hatten die Wespen ihre pappenen Nester aufgehangen. Obwohl seit Jahren keine pflegende Hand dort gewaltet, so wuchs doch Alles in der größten Ueppigkeit durcheinander, und Mittags in der schwülen Sommerzeit, wenn Jasmin, und Caprifolien blühten, lag die alte Hauberg wie im Duft begraben. — Anne Lene und ich drangen gern auf's Gerathewohl in diesen Blüthenwald hinein, um uns den Reiz eines gefahrlosen Irregehens zu verschaffen; und nicht selten glückte es, daß wir uns nach der feuchten Laube im Winkel des Gartens hin-zuarbeiten meinten, und statt dessen unerwartet vor dem alten Pavillon standen, welcher jetzt zur zeit-weisen Aufbewahrung von Sommerfrüchten diente. Dann sahen wir durch die erblindeten Fensterscheiben

nach dem zärtlichen Schäferpaar hinüber, das noch immer, wie vor Jahren, auf der Mitte der Wand im Grase kniete, und rüttelten vergebens an den Thüren, welche von der alten Wieb sorgfältig verschlossen gehalten wurden; denn der Fußboden drinnen war unsicher geworden und hier und dort konnte man durch die Ritzen in den Dielen auf das darunter stehende Wasser sehen.

So verging die Zeit. — Anne Lene war, ehe ich mich dessen versehen, ein erwachsenes Mädchen geworden, während ich noch kaum zu den jungen Menschen zählte. Ich bemerkte dies eigentlich erst, als sie eines Tages mit veränderter Frisur in's Zimmer trat. Seitdem sie selbst für ihre Kleidung sorgte, war diese fast noch einfacher als zuvor; besonders liebte sie die weiße Farbe, so daß mir diese in der Erinnerung von der Vorstellung ihrer Persönlichkeit fast unzertrennbar geworden ist. Nur einen Luxus trieb sie; sie trug immer die feinsten englischen Handschuhe, und da sie dessen ungeachtet sich nicht scheute überall damit hinzufassen, so mußte das getragene Paar bald durch ein neues ersetzt werden. Meine bürgerlich sparsame Mutter schüttelte

vergebens darüber den Kopf. Aus dem nachgelassenen Schmucktästchen ihrer Großmutter nahm sie an ihrem Confirmationstage ein kleines Kreuz von Diamanten, das sie seitdem an einem schwarzen Bande um den Hals trug. Sonst habe ich niemals einen Schmuck an ihr gesehen.

* * *

Die Zeit rückte heran, wo ich zum Studium der Arzneiwissenschaft die Universität besuchen sollte. — In Anne Lenes Gesellschaft machte ich meinen Abschiedsbesuch bei unsern alten Freunden auf dem Staatshof. Wir kamen eben von einer Fenne, wo der Pächter, wie es dort gebräuchlich ist, seine Rapssaaternte auf einem großen Segel ausdreschen ließ. Nach der Sitte des Landes, die bei der schweren Arbeit den Leuten in jeder Weise gestattet sich die Brust zu lüften, waren wir mit einem ganzen Schauer von Schimpf- und Neckworten überschüttet worden; weder meine rothe Schülermütze, noch meine damals allerdings „in's Kraut geschossene" Figur war verschont geblieben. Auch Anne Lene hatte ihr Theil bekommen; aber man wußte kaum, waren es Spott-

reden oder unbewußte Huldigungen; denn Alles bezog sich am Ende doch nur auf den Gegensatz ihres zarten Wesens zu der derben und etwas schwerfälligen Art des Landes. Und in der That, wenn man sie betrachtete, wie der Sommerwind ihr die kleinen goldklaren Locken von den Schläfen hob, und wie ihre Füße so leicht über das Gras dahin schritten, so konnte man kaum glauben, daß sie hier zu Haus gehöre. Das kleine Kreuz, welches an dem schwarzen Bändchen an ihrem Halse funkelte, mochte bei den Arbeitern diesen Eindruck noch vermehren helfen.

Als wir auf die Werfte kamen, fanden wir die alte Wieb in Zank mit einer Bettlerin vor der Hausthür stehen, die sie vergeblich abzuweisen suchte. Die leidenschaftlichen Geberden dieses noch ziemlich jungen Weibes waren mir wohl bekannt; sie ging auch in der Stadt alle Sonnabend von Thür zu Thür, und zehrte dabei seit Jahren an dem Gedanken, daß sie von dem alten Rathmann van der Roden, dem in seiner Amtsführung die obervormundschaftlichen Angelegenheiten übertragen waren, um ihr mütterliches Erbtheil betrogen sei. Sie war infolge derartiger Aeußerungen schon mehrfach zur Strafe

gezogen; und jetzt schien sie, nach dem beiderseitigen Betragen zu urtheilen, fest entschlossen, auch der alten Dienerin der van der Roden'schen Familie diese verhaßte Geschichte vorzutragen.

Die Streitenden rührten sich bei unserer Ankunft in ihrem Eifer nicht von der Stelle, und da wir nach dem Flur zwischen beiden hindurch mußten, so nahm Anne Lene ihr Kleid zusammen, um nicht an das der Bettlerin zu streifen.

Aber diese vertrat ihr den Weg. „Ei, schöne Mamsell," sagte sie, indem sie einen tiefen Knix vor ihr machte und mit einer abscheulichen Koketterie ihre durchlöcherten Röcke schwenkte, „habe Sie keine Angst, meine Lumpen sind alle gewaschen! Freilich die seidenen Bändchen sind längst davon, und die Strümpfe, die hat Dein Großvater selig mir ausgezogen; aber wenn Dir die Schuhe noch gefällig sind?"

Und bei diesen Worten zog sie die Schlumpen von den nackten Füßen und schlug sie an einander, daß es klatschte. „Greif zu, Goldkind," rief sie, „greif zu! Es sind Bettelmannsschuhe, Du kannst sie bald gebrauchen."

Anne Lene stand ihr völlig regungslos gegenüber;

Wieb aber, deren Augen mit großer Aengstlichkeit an ihrer jungen Herrin hingen, griff in die Tasche und drückte der Bettlerin eine Münze in die Hand. „Geh nun, Trin'," sagte sie, „Du kannst zur Nacht wiederkommen; was hast Du nun noch hier zu suchen?"

Allein diese ließ sich nicht abweisen. Sie richtete sich hoch auf, indem sie mit einem Ausdruck überlegenen Hohnes auf die Alte herabsah. „Zu suchen?" rief sie, und verzog ihren Mund, daß das blendende Gebiß zwischen den Lippen hervortrat. „Mein Muttergut such' ich, womit Ihr die Löcher in Eurem alten Dache zugestopft habt."

Wieb machte Miene, Anne Lene in's Haus zu ziehen.

„Bleib Sie nur, Mamsell," sagte das Weib und ließ die empfangene Münze in die Tasche gleiten, „ich gehe schon; es ist hier doch nichts mehr zu finden. Aber," fuhr sie fort, mit einer geheimnißvollen Geberde sich gegen die Alte neigend, „auf Deinem Heuboden schlafe ich nicht wieder. Es geht was um in Eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen. Wenn nur das alte hoffärtige

Weib noch mit darunter säße, damit Ihr alle auf einmal Euren Lohn bekämet!"

Auf Anne Lenes Antlitz drückte sich ein Erstaunen aus, als sei sie durch diese Worte wie von etwas völlig Unmöglichem betroffen worden. „Wieb," rief sie, „was sagt sie? Wen meint sie, Wieb?"

Mich übermannte bei dem Anblick meiner jungen hülflosen Freundin der Zorn; und ehe das Weib zu einer Antwort Zeit gewann, packte ich sie am Arm und zerrte sie den Hof hinunter bis hinaus auf den Weg. Aber noch als ich das Gitterthor hinter ihr zugeworfen hatte und wieder auf die Werfte hinauf ging, hörte ich sie ihre leidenschaftlichen Verwünschungen ausstoßen. „Geh nach Haus, Junge," schrie sie mir nach, „Dein Vater ist ein ehrlicher Mann; was läufst Du mit der Dirne in der Welt umher!"

Drinnen im Gesindezimmer fand ich Anne Lene vor ihrer alten Wärterin auf den Knien liegen, den Kopf in ihren Schooß gedrückt. „Wieb," sprach sie leise, „sag mir die Wahrheit, Wieb!"

Die Alte schien um Worte verlegen. Sie schalt auf die Bettlerin, und redete dies und das von allgemeinen Dingen, indem sie ihre rauhe Hand lieb-

kosend über das Haar ihres Lieblings hingleiten ließ. „Was wird es sein," sagte sie, „Dein Großvater und Dein Urgroßvater waren große Leute; die Armen sind immer den Reichen heimlich feind!"

Anne Lene, die bis dahin ruhig zugehört hatte, erhob den Kopf und sah sie zweifelnd an. „Es mag doch wohl anders gewesen sein, Wieb," sagte sie traurig, „Du mußt mich nicht belügen!"

Was weiter zwischen den Beiden gesprochen worden, weiß ich nicht; denn ich verließ nach diesen Worten das Zimmer, da ich glaubte, die Alte werde das Gemüth des Mädchens leichter zur Ruhe sprechen, wenn sie allein sich gegenüber wären. — Aber nach einigen Tagen war das Diamantkreuz von Anne Lene's Hals verschwunden, und ich habe dieses Zeichen alten Glanzes niemals wieder von ihr tragen sehen.

* * *

Ich mochte etwa ein Jahr lang in der Universitätsstadt gewesen sein, als ich durch einen Brief meines Vaters die Nachricht von Anne Lenes Verlobung mit einem jungen Edelmann erhielt. Er theilte mir die Sache mit, ohne ein Wort der Billigung

oder Mißbilligung von seiner Seite hinzuzufügen. — Der Bräutigam war mir wohl bekannt; seine Familie stammte aus unserer Stadt, und er selbst hatte sich kurz vor meiner Abreise wegen einer Erbschaftsangelegenheit dort aufgehalten. Da er sich meines Vaters als Geschäftsbeistandes bediente und keine weiteren Bekanntschaften in der Stadt hatte, so war er in unserem Hause ein oft gesehener Gast geworden. — Mir waren die blanken braunen Augen dieses Menschen vom ersten Augenblick an zuwider gewesen; und auch jetzt noch schienen sie mir nichts Gutes zu versprechen. Doch sagte ich mir selbst, daß diese Meinung keine unparteiische sei. Ich war von dem Herrn Kammerjunker als ein junger bürgerlicher Mensch von vorn herein mit einer mir sehr empfindlichen Oberflächlichkeit behandelt worden; er hatte in meiner Gegenwart in der Regel gethan, als ob ich gar nicht vorhanden sei; was aber das Schlimmste war, ich hatte zu bemerken geglaubt, daß er meiner jungen Freundin nicht in gleichem Grade wie mir mißfallen wollte.

Obgleich die seit meiner Knabenzeit in mir keimende Neigung für Anne Lene, da sie keine Er-

widerung gefunden, niemals zur Entfaltung gekommen war, so wurde ich doch jetzt durch die Nachricht ihrer Verbindung mit einem mir so verhaßten Manne auf das Heftigste erschüttert und, ich darf wohl sagen, beunruhigt. Meine Phantasie ließ nicht nach, mir die kleinsten Züge seines Wesens wieder und wieder vor Augen zu führen; und besonders mußte ich mich eines übrigens geringfügigen Vorfalles erinnern, der mich gegen die Natur dieses Menschen in völligen Widerspruch setzte.

Es war im Spätsommer; unsere Familie saß in der Ligusterlaube beim Nachmittagskaffee, wozu außer dem alten Syndicus auch der Kammerjunker sich eingefunden hatte. Die Herren mochten, ehe ich hinzukam, geschäftliche Sachen erörtert haben; denn das alte Porzellanschreibzeug meines Vaters stand neben dem übrigen Geschirr auf dem Tische. Anne Lene ging in stiller Geschäftigkeit ab und zu; bald um im Hause die Bunzlauer Kanne auf's Neue zu füllen, bald um die Wachskerze für die Thonpfeife des Syndicus anzuzünden, die über dem Plaudern immer wieder ausging. Das Gespräch der beiden älteren Herren hatte sich mittlerweile auf städtische Angelegenheiten

gewandt, welche für den Fremden wenig Interesse boten. Er hatte die Arme vor sich auf den Tisch gestreckt und schien seinen eigenen Gedanken nachzugehen; nur wenn draußen zwischen den sonnigen Beeten das Kleid des jungen Mädchens sichtbar wurde, hob er die Augenlider und sah nach ihr hinüber. Es war in diesem lässigen Anschauen etwas, das mich in einen ohnmächtigen Zorn versetzte; zumal als ich sah, wie Anne Lene die Augen niederschlug und sich, wie um Schutz zu suchen, an meiner Mutter Seite auf das äußerste Ende der Bank setzte. Der Kammerjunker, ohne sie weiter zu beachten, haschte eine Mücke, die eben an ihm vorüberflog. Ich sah, wie er sie an den Flügeln sorgsam zwischen seinen Fingern hielt; wie er den Kopf herabneigte und die hülflosen Bewegungen des Geschöpfes mit Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Nach einer Weile nahm er die neben ihm liegende Schreibfeder, tauchte sie in das Dintefaß und begann nun nach einander Kopf und Brustschild seines kleinen Opfers in langsamen Zügen damit zu bestreichen. Bald aber änderte er sein Verfahren; er zog die Feder zurück und führte sie wie zum Stoße wiederholt gegen die Brust

der Creatur, welche mit den feinen Füßen die auf sie eindringende Spitze vergebens abzuwehren strebte. Seine blanken Augen waren ganz in dies Geschäft vertieft. Endlich aber schien er dessen überdrüssig zu werden; er durchstach das Thier und ließ es vor sich auf den Tisch fallen, indem er zugleich eine Frage meines Vaters beantwortete, die seine Aufmerksamkeit erregt haben mochte. — Ich hatte wie gebannt diesem Vorgange zugesehen, und Anne Lene schien es ebenso ergangen; denn ich hörte sie aufathmen, wie Jemand, der von einem auf ihm lastenden Druck mit einem Male befreit wird.

Einige Tage darauf vermißten wir Anne Lene bei der Mittagstafel, was sonst niemals zu geschehen pflegte. — Als ich, um sie zu suchen, in den Garten trat, begegnete mir der Kammerjunker, der wie gewöhnlich mit einem halben Kopfnicken an mir vorbeipassirte. Da ich Anne Lene nicht gewahrte, so ging ich in den untern Theil des Gartens, in welchem mein Vater eine kleine Baumschule angelegt hatte. Hier stand sie mit dem Rücken an einen jungen Apfelbaum gelehnt. Sie schien ganz einem innern Erlebniß zugewendet; denn ihre Augen starrten un-

beweglich vor sich hin, und ihre kleinen Hände lagen fest geschlossen auf der Brust. Ich fragte sie: „Was ist denn Dir begegnet, Anne Lene?“ Aber sie sah nicht auf; sie ließ die Arme sinken und sagte: „Nichts, Marx; was sollte mir begegnet sein?“ Zufällig aber hatte ich bemerkt, daß die Krone des kleinen Baumes wie von einem Pulsschlage in gleichmäßigen Pausen erschüttert wurde, und es überkam mich eine Ahnung dessen, was hier geschehen sein könne; zugleich ein Reiz, Anne Lene fühlen zu lassen, daß sie mich nicht zu täuschen vermöge. Ich zeigte mit dem Finger in den Baum und sagte: „Sieh nur, wie Dir das Herz klopft!“

Diese Vorfälle, welche damals bei der kurz danach erfolgten Abreise des Kammerjunkers bald von mir vergessen waren, ließen nun nicht ab mich zu beunruhigen, bis sie endlich von den Leiden und Freuden des Studentenlebens auf's Neue in den Hintergrund gedrängt wurden.

* * *

Ich habe nicht von mir zu reden.

Etwa zwei Jahre später um Ostern kehrte ich als

junger Doctor promotus in die Heimath zurück. Schon vorher hatte man mir geschrieben, daß das fortdauernde Sinken der Landpreise den Verkauf des Staatshofes nöthig machen werde, und daß Anne Lene aus einer immerhin noch reichen Erbin wahrscheinlich ein armes Mädchen geworden sei. Nun erfuhr ich noch dazu, daß auch ihre Verlobung sich aufzulösen scheine. Die Briefe des Bräutigams waren allmälig seltener geworden und seit einiger Zeit ganz ausgeblieben. Anne Lene hatte das ohne Klage ertragen; aber ihre Gesundheit hatte gelitten und sie befand sich gegenwärtig schon seit einigen Wochen zu ihrer Erholung draußen auf dem Staatshof, wo man eins der kleineren Zimmer in dem oberen Stockwerk für sie in Stand gesetzt hatte.

Obwohl ich seit ihrem Brautstande nicht an sie geschrieben, so konnte ich doch nicht unterlassen, noch am Tage meiner Ankunft zu ihr hinaus zu gehen. — Es war schon spät Nachmittags, als ich den Staatshof erreichte. Die alte Wieb fand ich draußen auf dem Wege an einem Heck stehend, von wo ein Fußsteig über die Fennen nach dem Deiche zu führte. Sie hatte mich nicht kommen sehen, da sie den Rücken

gegen den Weg kehrte, und als ich unvermerkt ihre harte Hand erfaßte, vermochte sie mich erst nicht zu erkennen. Bald aber trat ein Ausdruck der Freude in das alte Gesicht, und sie sagte: „Gott sei Dank, daß Du da bist, Marx! So eine treue Seele thut uns gerade noth!"

„Wo ist Anne Lene?" fragte ich. Die Alte zeigte mit der Hand in's Land hinaus und sagte bekümmert: „Da geht sie wieder in der Abendluft!"

Etwa auf dem halben Wege nach dem Hafdeiche, der hier nördlich von dem Hofe die Landschaft gegen das Meer hin abschließt, sah ich eine weibliche Gestalt über die Fennen gehen. „Setz nur den Kessel an's Feuer, Wieb," sagte ich „ich will sie holen, wir kommen bald zurück." — Nach einer Weile hatte ich Anne Lene erreicht. Als ich ihren Namen rief, stand sie still und wandte den Kopf nach mir zurück. Ich fühlte plötzlich, wie viel von ihrem Bilde in meiner Erinnerung erloschen sei. So lieblich hatte ich sie mir nicht gedacht; und doch war sie dieselbe noch; nur ihre Augen schienen dunkler geworden und die Linien des zarten Profils waren ein wenig schärfer gezogen als vor Jahren. Ich faßte ihre beiden

Hände. „Liebe Anne Lene," sagte ich, „ich bin eben angekommen; ich wollte Dich noch heute sehen!"

„Ich danke Dir, Marx," erwiderte sie, „ich wußte, daß Du dieser Tage kommen würdest." — Aber ihre Gedanken schienen nicht bei diesem Willkommen zu sein; denn sie wandte die Augen sogleich wieder von mir ab und begann auf dem Fußsteige weiter zu gehen. „Begleite mich noch ein wenig," fuhr sie fort, „wir gehen dann zusammen nach dem Hof zurück."

„Aber es wird kalt, Anne Lene?"

„O, es ist nicht so kalt," sagte sie, indem sie das große Shawltuch fester um die Schultern zog. — So gingen wir denn weiter. Ich suchte allerlei Gespräch; aber keines wollte gelingen. Es wurde schon abendlich; ein feuchter Nordwest wehte vom Meer über die Landschaft, und vor uns auf dem Hafdeich sah man gegen den braunen Abendhimmel einzelne Fuhrwerke wie Schattenspiel vorbeipassiren. Nach einer Weile bemerkte ich einen Mann an der Seite des Deiches herabsteigen und uns auf dem Fußwege entgegen gehen. Es war der Postbote, der zweimal in der Woche für die Hofbesitzer die Briefe

aus der Stadt holte. Ich fühlte, wie Anne Lene ihren Schritt beeilte, da er in unsere Nähe kam. „Hast Du etwas für mich, Carsten?“ fragte sie und suchte dabei in ihrer Stimme vergebens eine innere Unruhe zu verbergen.

Der Bote blätterte in seiner Ledertasche zwischen den Briefen umher. „Für dieses Mal nicht, liebe Mamsell!“ sagte er endlich mit einer verlegenen Freundlichkeit, indem er die aufgehobene Klappe wieder über seine Tasche fallen ließ. Er mochte ihr diese Antwort schon oft gegeben haben. Anne Lene schwieg einen Augenblick. „Es ist gut, Carsten,“ sagte sie dann, „Du kannst erst mit uns gehen und Abendbrot essen.“ — Sie schien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben; denn sie kehrte bei diesen Worten um, und wir gingen mit dem Boten nach dem Hofe zurück. Die Dämmerung war schon stark hereingebrochen. Von dem Ackerstücke, an welchem wir vorüber kamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unsichtbar in den Furchen lagen; mitunter flog ein Kiebitz schreiend vor uns auf und auf den Weiden stand das Vieh in dunklen unkenntlichen Massen beisammen. — Wir hatten auf dem Rück-

wege, als geschehe es im Einverständniß, kein Wort mit einander gewechselt; als wir schon fast im Dunkeln auf der Werfte angelangt waren, ergriff Anne Lene meine Hand. „Gute Nacht, Marx," sagte sie, „verzeihe mir; ich bin müde, ich muß schlafen; nicht wahr, Du kommst recht bald einmal wieder zu uns heraus!" Mit diesen Worten trat sie in die Hausthür, und bald hörte ich, wie sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf ging.

Ich begab mich zu den alten Hofleuten, die in Gesellschaft des Boten am warmen Ofen bei ihrem Abendthee saßen. Wieb entfernte sich einen Augenblick, um Anne Lene ein Licht hinauf zu bringen; dann nöthigte sie mich an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und ich mußte erzählen und erzählen lassen. Darüber war es spät geworden, so daß ich nicht mehr zur Stadt zurück gehen mochte. Ich bat meine alte Freundin, mir eine Streu in ihrer Stube aufzuschütten, und schlenderte, während dies geschah, in den Garten hinaus. Da ich in das Bosquet an der nördlichen Seite kam, bemerkte ich, daß Anne Lene noch Licht in ihrem Zimmer habe. Ich lehnte mich an einen Baum und blickte hinauf. Es schien Alles still

darinnen. Plötzlich aber entstand hinter den Fenstern eine starke Helligkeit, die eine Zeit lang in die kahlen Büsche des Gartens hinaus leuchtete und dann allmälig wieder verschwand. Mich überkam, während ich so im Dunkeln stand, eine unbestimmte Besorgniß, und, ohne mich lange zu bedenken, ging ich durch die Hinterthür in's Haus und die Treppe nach Anne Lenes Zimmer hinauf.

Die Thür war nur angelehnt. Anne Lene saß an einem Tischchen mit den Füßen gegen den Ofen, in welchem ein helles Feuer brannte. Unter der Schnur eines Päckchens, das auf ihrem Schooße lag, zog sie einen Brief hervor; sie entfaltete ihn und schien aufmerksam darin zu lesen. Nach einer Weile bewegte sie die Hand ein wenig, so daß das Papier von der Flamme des neben ihr auf dem Tische stehenden Lichtes ergriffen wurde. Ihr Gesicht trug dabei einen solchen Ausdruck von Trostlosigkeit, daß ich unwillkürlich ausrief: „Anne Lene, was treibst Du da?"

Sie blieb ruhig sitzen, ohne sich nach mir umzuwenden, und ließ den Brief in ihrer Hand verbrennen.

„Sie sind kalt," sagte sie, „sie sollen heiß werden!"

Ich war mittlerweile in's Zimmer getreten und hatte mich neben ihren Stuhl gestellt. Plötzlich, wie von einem raschen Entschluß getrieben, stand sie auf und legte beide Hände fest um meinen Hals; sie wollte zu mir sprechen, aber ihre Thränen brachen unaufhaltsam hervor, und so drückte sie den Kopf gegen meine Brust und weinte eine lange Zeit, in welcher ich nichts thun konnte, als sie still in meinen Armen halten. „Nein, Marx," sagte sie endlich und mühte sich, ihrer Stimme einen festeren Klang zu geben, „ich verspreche es Dir, ich will nicht länger auf ihn warten."

„Hast Du ihn denn so sehr geliebt, Anne Lene?"

Sie richtete sich auf und sah mich an, als müsse sie erst nachsinnen über diese Frage. Dann sagte sie langsam: „Ich weiß es nicht — das ist auch einerlei."

Ich blieb noch eine Weile bei ihr, und allmälig wurde sie ruhiger. Sie versprach mir, Muth zu fassen, mir und unserer Mutter zu Liebe; sie wollte arbeiten, sie wollte in der kleinen Wirthschaft der alten Wieb die Anfänge des Landhaushaltes lernen, damit sie einmal als Wirthschafterin ihr Brot verdienen könne.

Sie sah dabei fast mitleidig auf ihre kleinen Hände, deren Schönheit sie der Noth des Lebens opfern wollte. Nur zur Rückkehr nach der Stadt vermochte ich sie nicht zu bewegen. „Nein, nicht unter Menschen!“ sagte sie und sah mich bittend an, „laß mich hier, Marx, so lange es mir noch gestattet ist; aber komm oft einmal heraus zu uns!“

So verließ ich sie an diesem Abend; aber ich ging von nun an häufig den Weg über die Fennen nach dem Staatshof. — Anne Lene schien ihr Versprechen halten zu wollen; ich fand sie mehrere Male beim Sahnen in der Milchkammer, oder am Butterfasse, wo sie abwechselnd mit der alten Wieb den Stempel führte; ja, sie ließ es sich nicht nehmen, die Butter zum Kneten in die Mulde zu thun, ganz wie sie es von ihrer alten Wärterin gesehen hatte; sie schien es auch nicht zu merken, daß diese hinterher ganz im Geheim die letzte Hand an ihre Arbeit legte. Allein man fühlte leicht, daß die Theilnahme an diesen Dingen nur eine äußerliche war; eine Anstrengung, von der sie bald in der Einsamkeit ausruhen mußte.

* * *

Es war schon in der heißen Sommerzeit, als einige junge Leute aus unserer Stadt mit ihren Schwestern und Bekannten eine Landpartie nach dem Staatshofe hinaus zu machen wünschten. Man bat mich um meine Vermittlung bei Anne Lene; und mit einiger Mühe erhielt ich ihre Einwilligung. — So waren denn eines Sonntag Nachmittags die verwilderten Gänge des Gartens wieder einmal von geputzten Leuten belebt, und man sah zwischen den Büschen die weißen Kleider und die bunten Schärpen der Mädchen. Die alte Wieb mußte den großen Kaffeekessel hervorsuchen; dann wurden die mitgebrachten Körbe ausgepackt und Alles vor der Hausthür dem Garten gegenüber servirt. Als der Kaffee vorüber war, stiegen die besten Kletterer unter uns in den Gipfel der beiden alten Linden, die zu den Seiten des Hofthors standen, indem Jeder das Ende eines ungeheueren Taues mit sich hinauf nahm. Bald war zwischen den höchsten Aesten eine Schaukel festgeknüpft und die Mädchen wurden eingeladen, sich hinein zu setzen. „Komm, Anne Lene," rief ein junger robust aussehender Mensch, indem er fast mitleidig auf ihre feine Gestalt herabsah, „setz Dich

hinein; ich will Dir einmal eine ordentliche Motion machen!"

Anne Lene bedankte sich, aber ein munteres schwarzäugiges Mädchen ließ sich williger finden; und bald schwenkte Claus Peters die Schaukel, bis die kleine Juliane wie ein Vogel zwischen den Zweigen saß und endlich flehentlich um Gnade schrie. — Claus Peters war der Sohn eines reichen Brauers, und es hieß, sein Vater werde ihm den Staatshof kaufen, sobald er zum Aufstrich komme, und ihm eine glänzende Wirthschaft einrichten. Auch schien er in seinen Gedanken sich schon als den künftigen Besitzer zu betrachten; denn, als wir später in Begleitung des Hofmanns zwischen den Baulichkeiten umhergingen, fand er überall etwas zu tadeln und sprach von den Verbesserungen, die hier vorgenommen werden müßten, während der alte Marten mit einem mißvergnügten Brummen nebenher ging.

Es war allmälig spät geworden. Als wir von unserer Umschau zurückkehrten, fanden wir die Mädchen vor der Hausthür versammelt und Anne Lene unter ihnen.

Zwei derselben hatten ihre Hände gefaßt, als

könnte sie nur mit zärtlicher Gewalt hier zurückgehalten werden. „Ja, wenn wir Musik hätten!“ sagte die Eine. — „Musik!“ rief Peters, indem er an den dicken Goldberlocks seine Uhr aus der Tasche zog, „Ihr sollt bald Musik haben; in einer halben Stunde bin ich wieder da!“

Er war zu Pferde herausgekommen, und rief nun in's Haus nach dem Hofmann. „Bring mir den Braunen, Marten; aber brauch Deine Beine!“ Der Alte knurrte etwas vor sich hin, aber er that doch wie ihm geheißen, und bald ritt Peters im Galopp zum Thore hinaus. Wir Andern gingen in's Haus und besichtigten oben den Tanzsaal. Es kam uns eine dumpfe Luft entgegen, als wir die Thür des alten Prunkgemaches geöffnet hatten.

Die goldgeblümten Tapeten waren von der Feuchtigkeit gelöst und hingen theilweise zerrissen an den Wänden; überall stachen noch die Stellen hervor, wo vor Zeiten die Familienporträts gehangen hatten. Wir gingen wieder hinab und trugen einen Tisch und einige Gartenbänke in das leere Zimmer; dann öffneten wir die Fenster, durch welche es von den draußen stehenden Bäumen schon herein zu dunkeln

begann, und die Mädchen umfaßten sich und tanzten mit einander. „Wartet!" rief ich, „wir wollen einen Kronleuchter machen!" denn oben an der Zimmerdecke gewahrte ich noch die Krampe, an der einst die Krystallkrone über der Festtafel des Hauses gehangen hatte. Bald waren zwei Holzleisten aufgefunden und kreuzweis über einander genagelt.

Anne Lene ging mit den Mädchen in den Garten hinab; und aus dem Fenster sah ich, wie sie die Blumen von den Jasminbüschen und von den rothblühenden Himbeersträuchen brachen. „Pflückt nur," sagte Anne Lene, als eins der Mädchen fragend zu ihr umschaute, „es blüht hier doch für sich allein." Aber sie selber stand dabei; sie pflückte nichts. — Nach einer Weile kamen Alle wieder herauf und machten sich daran, meinen Kronleuchter eins um's andere mit weißen und rothen Blüthen zu bewinden; dann, nachdem an jedem Ende eine Kerze befestigt und angezündet war, wurde das Kunstwerk aufgehangen. Die wenigen Lichter konnten den weiten Raum nicht erhellen; aber draußen war schon der Mond aufgegangen und schien durch die Fenster; und es war anmuthig, wie die Blumenleuchte mitten in

dem öden Zimmer schwebte und wie der Duft erregt wurde, wenn die Mädchen unten durch tanzten. Plötzlich hörten wir ein Pferd auftraben und einen lauten Peitschenknall.

„Da kommt die Musik!" hieß es; und Alle drängten an die Fenster. — Draußen unter den Bäumen hielt Peters; eine kleine dürre Gestalt klebte hinter ihm auf dem Pferde, Geige und Bogen in der Hand.

Bei näherem Hinschauen erkannte ich wohl, daß es der alte Drees-Schneider war, ein vielgewandtes Männchen, das bald mit der Nadel, bald mit dem Fiedelbogen für seinen Unterhalt sorgte, und den die harte Zeit gelehrt hatte, sich manchen derben Spaß gefallen zu lassen. — „Nun, Drees, spiel Eins auf!" rief Peters, „mach Dein Compliment vor den Damen!" Aber so wie der Alte die Hand vom Sattel ließ und seine Geige unter's Kinn stützte, rührte Peters das Pferd mit den Sporen, daß es ausschlug; und der Alte schwankte und griff wieder hastig nach dem Sattel. Anne Lene stand vor mir; ich sah in der schwachen Beleuchtung, wie die Röthe ihr in die Schläfen hinaufstieg.

„Drees!" rief sie, „komm herab, Drees!" —

Der Alte machte Anstalt hinabzuklimmen; aber der Reiter lachte und gab seinem Pferde die Sporen. „Marten," sagte Anne Lene zu dem Hofmann, der mit seiner alten Frau vor der Thür stand, „halte das Pferd, Marten!" — „Oho, Anne Lene!" rief Peters; allein er machte doch keinen Versuch, seine Späße fortzusetzen und ließ es geschehen, daß Marten dem alten Drees herunter half.

Gleich darauf waren Alle oben im Saal, und nachdem Peters dem alten Musikanten seine Angst durch einige Gläser Wein vergütet hatte, setzte dieser sich auf ein kleines Faß und begann seine Stücke aufzustreichen. Die Paare traten an, und bald wurde unsere Blumenleuchte vom Wirbel der Tanzenden hin- und herbewegt. Ich suchte Anne Lene, aber sie mußte unbemerkt hinausgegangen sein; und da für mich keine Tänzerin übrig geblieben war, so verließ ich ebenfalls den Saal, in der Meinung, sie unten bei den alten Hofleuten anzutreffen.

Als ich in das Gesindezimmer trat, sah ich indessen nur die alte Wieb, welche eifrig an ihrem Strickstrumpf arbeitete. Sie zog eine Nadel aus dem Brustlatz und störte damit in der Lampe, die

den ziemlich großen Raum nur spärlich erhellte. Dann sah sie zu mir auf und sagte: „Ihr seid ja gewaltig lustig, Marx! Claus Peters spielt wohl schon den Herrn im Staatshof?“

„Er wird es bald genug sein,“ antwortete ich, „das ist nicht mehr zu ändern!“

Die Alte schwieg eine Weile, und ihre Gedanken schienen sich von dem alten Besitzthum der Familie zu dem letzten Nachkommen derselben hinzuwenden. „Marx,“ sagte sie, indem sie den Strickstrumpf auf den Tisch legte, „warum bist Du auch so lange fort gewesen?“

„Was hätte ich denn ändern können, Wieb?“

„Und die zwei langen Jahre! — Wenn nur der Unglücksmensch nicht gekommen wäre!“ fuhr sie fort, wie zu sich selber redend. „Sie war dazumal noch die reiche Erbtochter; heißt das, sie war so in der Leute Mäuler; aber schon als die alte Frau in die Ewigkeit ging, ist nichts übrig gewesen, als die schweren Hypotheken. Gott bessers! Nun soll gar der Hof verkauft werden. — Nicht meinetwegen, Marx, nicht meinetwegen; Marten und ich helfen uns schon durch, die übrigen paar Jahre.“

„Es ist wohl so am besten, Wieb;“ sagte ich, „vielleicht bleibt noch ein Restchen übrig für Anne Lene, so daß sie nicht ganz verarmt ist.“

Die alte Frau wischte sich mit der Schürze über die Augen. „Es ist grausam,“ sagte sie kopfschüttelnd, „so eine Familie!“

Von oben schallte das Scharren der Tanzenden; im anstoßenden Stalle hörte ich, wie täglich um diese Zeit, den Hofmann den Karren und die übrigen Geräthe für die Nacht an ihren Platz bringen.

Als ich aufsah, stand Anne Lene in der Thür. Sie war blaß, aber sie nickte freundlich nach uns hin und sagte: „Willst Du nicht tanzen, Marx? Ich bin oben gewesen; die kleine Juliane sucht Dich mit ihren braunen Augen schon in allen Ecken!“

„Du scherzest, Anne Lene; was geht mich Juliane an?“

„Nein, nein, Marx! Nimm Dich in Acht; Claus Peters tanzt schon den zweiten Tanz mit ihr.“

„Aber Anne Lene!“ — Ich trat zu ihr. „Willst Du mit mir tanzen?“

„Weshalb denn nicht?“

„Aber eine Menuet, Anne Lene!“

„Eine Menuet, Marx! — Und," fügte sie lächelnd hinzu, „nicht wahr, Freund Simon darf dabei sein?"

Als wir gehen wollten, faßte die Alte Anne Lenes Hand. „Kind," sagte sie besorgt, „der Doctor hat's Dir ja verboten!"

Aber Anne Lene erwiderte: „O, gute Wieb, es schadet nicht; ich weiß das besser als der Doctor!" Und mein Verlangen mit ihr zu tanzen war so groß, daß ich mir diese Versicherung gefallen ließ.

Als wir oben in den Saal getreten waren, ging ich in die Ecke zu dem kleinen Drees und bestellte eine Menuet. Er blätterte in seinen Büchern umher; aber er hatte den alten Tanz nicht mehr darin; wir mußten uns mit einem Walzer begnügen. Claus Peters trat an den Tisch, schenkte ihm das Glas voll und stieß mit ihm an. „Aufgespielt, Drees!" rief er, „aber kratze nicht so, es kommen feine Leute an den Tanz."

Der Alte setzte sein Glas an den Mund. „Nun, Herr Peters," sagte er, indem er den jungen Menschen mit seinen kleinen scharfen Augen ansah, „auf daß es uns wohl gehe auf unsern alten Tagen!"

„Weshalb sollte es uns nicht wohl gehen, Drees?"

erwiderte Peters, indem er der kleinen Juliane die Hand bot und sich mit ihr an die Spitze der Tanz-colonne stellte.

Ich trat mit Anne Lene in die Reihe. Der Alte begann seine Geige zu streichen, und nickte uns freundlich zu, als wir im Tanz an ihm vorüber kamen. — Ich glaube noch jetzt, daß er damals vortrefflich spielte; denn er war nicht ungeschickt in seiner Kunst, und eingedenk mancher kleinen Freundlichkeit, die er von uns empfangen, mochte er nun sein Bestes versuchen.

Wir hatten lange nicht zusammen getanzt, Anne Lene und ich. Aber es war nicht vergessen; ich fühlte bald, sie tanzte noch wie sonst. Es ging so leicht zwischen den übrigen Paaren hin; ihre Augen glänzten; sie lächelte und ihr Mund war geöffnet, so daß die weißen Zähne hinter den feinen rothen Lippen sichtbar wurden; ich glaubte es zu fühlen, wie die Lebenswärme durch ihre jungen Glieder strömte. Bald sah ich nichts mehr von Allem, was sich um uns her bewegte; ich war allein mit ihr; diese festen klingenden Geigenstriche hatten uns von der Welt geschieden; sie lag verschollen, unerreichbar weit dahinter.

Dann pausirten wir. An dem offenen Fenster, wo wir standen, floß das Mondenlicht mit dem dürftigen Kerzenschein zu einer unbestimmten Dämmerung zusammen. Anne Lene stand athmend neben mir, sie schien mir ungewöhnlich blaß. „Wollen wir aufhalten?“ fragte ich sie.

„Weshalb, Marx? Es tanzt sich heut' so schön!“

„Aber Du verträgst es nicht?“

„O doch! — Was liegt daran!“

Wir tanzten schon wieder, als sie die letzten Worte sprach. Wir tanzten noch lange. Als aber Anne Lene mit der Hand nach dem Herzen griff und zitternd mit dem Athem rang, da bat ich sie, mit mir in den Garten hinab zu gehen. Sie nickte freundlich, und wir gingen aus dem Saal nach ihrem Zimmer, um ein Umschlagetuch für sie zu holen. — Ich fühlte wohl damals schon, daß die Sorge um Anne Lenes Gesundheit mich nicht allein zu jener Bitte veranlaßt hatte; denn als wir die Treppe zu dem dunkeln Flur hinabstiegen, war mir, als wenn ich mit einem glücklich geraubten Schatz in's Freie flüchtete.

Mir ist aus jenen Stunden noch jeder kleine

Umstand gegenwärtig; ich glaube noch durch die Fensterscheiben der altmodischen Hausthür das Mondlicht zu sehen, das draußen wie Schnee auf den Steinfließen vor dem Hause lag; im Heraustreten hörten wir drinnen in der Gesindestube die alte Wieb den Schrank verschließen, in welchem sie das Brautlinnen ihres Lieblingskindes aufgespeichert hatte. — Es war eine laue Nacht; über unsern Köpfen surrten die Nachtschmetterlinge, die den erleuchteten Fenstern des oberen Stockwerks zuflogen; die Luft war ganz von jenem süßen Duft durchwürzt, den in der warmen Sommerzeit die wolligen Blüthenkapseln der rothen Himbeere auszuströmen pflegen. Anne Lene knüpfte ihr Schnupftuch um den Kopf; dann gingen wir, wie wir es oft gethan, um die Ecke des Hauses und über die Werfte nach dem Baumgarten zu. Wir sprachen nicht, ich wollte Anne Lene bitten, ihre Augen wieder nach der Welt zurück zu wenden und nicht mehr in den Schatten der Vergangenheit zu leben; aber das beunruhigende Bewußtsein einer eigennützigeren Bitte, die ich für günstigere Zeiten im Grunde meines Herzens zurückbehielt, raubte mir den Athem und ließ kein Wort über meine Lippen

kommen. Das Herz klopfte mir so laut, daß ich immer fürchtete, es werde auch ohne Worte meine innersten Gedanken kund machen. Wir gingen durch die kleine Pforte in den Baumgarten hinein, zwischen die schimmernden Stämme der ungeheuren Silberpappeln, deren Laubkronen keinen Lichtstrahl durchließen. Die dürren Zweige, welche überall den Boden bedeckten, knickten unter unsern Füßen; und über uns, von dem Geräusche aufgestört, flogen die Raben von ihren Nestern und rauschten mit den Flügeln in den Blättern. Anne Lene ging schweigend und in sich verschlossen neben mir; ihre Gedanken mochten dort sein, von wo ich sie so sehnlich zurückzurufen wünschte. — So waren wir bis zur Graft hinabgekommen, welche auch hier die Grenze des eigentlichen Hofes bildete.

Zwischen den Bäumen, welche jenseits des Wassers standen, sah man wie durch einen dunklen Rahmen in die weite mondhelle Landschaft hinaus, in welcher hie und da die einzelnen Gehöfte wie Nebelflecken aus der Ebene ragten. Es war so still, daß man nichts hörte, als das Säuseln des Schilfs, das in den Gräben stand. „Sieh, Anne Lene," sagte ich, „die Erde schläft; wie schön sie ist!"

„Ja, Marx!“ erwiderte sie leise, „und Du bist noch so jung!“

„Bist Du denn das nicht mehr?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Komm,“ sagte sie, „es ist hier feucht.“ — Und wir gingen weiter, durch eine verfallene Umzäunung in den seitwärts vom Hause liegenden Gemüsegarten und unten an dem Wasser entlang nach den Bosquetpartien, die vor dem Hause lagen. Hier waren wir auf unserem alten Spielplatz; es waren noch dieselben Büsche, zwischen denen wir einst als Kinder in die Irre gegangen waren; nur hingen ihre Zweige noch tiefer in den Weg als damals. Wir gingen auf dem breiten Steige neben der Graft, die sich im Schatten der Bäume breit und schwarz an unserer Seite hinzog. Man hörte das leise Rupfen des Viehes, welches jenseits auf der Fenne im Mondschein grasete, und drüben von der Rohrpflanzung her scholl das Zwitschern des Rohrsperlings, des kleinen wachen Nachtgesellen. Bald aber horchte ich nur dem Geräusch der kleinen Füße, die in einiger Entfernung so leicht vor mir dahin schritten.

In diese heimlichen Laute der Nacht drang plötz-

lich von der Gegend des Deiches her der gellende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Luft dahin fuhr. Da mein Ohr einmal geweckt war, so vernahm ich nun auch aus der Ferne das Branden der Wellen, die in der hellen Nacht sich draußen über der wüsten geheimnißvollen Tiefe wälzten und von der kommenden Fluth dem Strande zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Oede und Verlorenheit überfiel mich; fast ohne es zu wissen stieß ich Anne Lenes Namen hervor und streckte beide Arme nach ihr aus.

„Marx, was ist Dir?" rief sie und wandte sich nach mir um, „hier bin ich ja!"

„Nichts, Anne Lene," sagte ich, „aber gieb mir Deine Hand; ich hatte das Meer vergessen, da hörte ich es plötzlich!"

Wir standen auf einem freien Platze vor dem alten Gartenpavillon, dessen Thüren offen in den zerbrochenen Angeln hingen. Der Mond schien auf Anne Lenes kleine Hand, die ruhig in der meinen lag. Ich hatte nie das Mondlicht auf einer Mädchenhand gesehen, und mich überschlich jener Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerz-

lichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist. Unwillkürlich schloß ich die Hand des Mädchens heftig in die meine; doch mit der Scheu, die der Jugend eigen, sah ich in demselben Augenblick zu Boden. Als aber Anne Lene ihre Hand schweigend in der meinen ließ, wagte ich es endlich, zu ihr empor zu sehen. Sie hatte ihr Gesicht zu mir gewandt und sah mich traurig an; mitleidig, ich weiß noch jetzt nicht, ob mit mir oder mit sich selbst. Dann entzog sie sich mir sanft und trat auf die Schwelle des Pavillons.

Ich sah durch die Lücken des Fußbodens das vom Mond beleuchtete Wasser glitzern und faßte Anne Lenes Kleid, um sie zurückzuhalten. „Sorge nicht, Marx!" sagte sie, indem sie hinein trat und ihre leichte Gestalt auf den losen Brettern wiegte, „Holz und Stein bricht nicht mit mir zusammen." — Sie ging an das gegenüber liegende Fenster und sah eine Weile in die helle Nacht hinaus, dann hob sie mit der Hand ein Stück der alten Tapete empor, das neben ihr an der Wand herab hing und betrachtete im Mondlicht die halb erloschenen Bilder. „Es hat ausgedient," sagte sie, „die schönen Schäferpaare

wollen sich auch empfehlen. Es mag ihnen doch allmälig aufgefallen sein, daß die saubern, weiß toupirten Herren und Damen so Eines nach dem Andern ausgeblieben sind, mit denen sie einst zur Sommerzeit so muntere Gesellschaft hielten. — Einmal," und sie ließ die Stimme sinken, als rede sie im Traume, „einmal bin ich auch noch mit dabei gewesen; aber ich war noch ein kleines Kind, Wieb hat es mir oft nachher erzählt. — Nun fällt Alles zusammen! Ich kann es nicht halten, Marx; sie haben mich ja ganz allein gelassen."

Mir war, als dürfe sie so nicht weiter reden. „Laß uns in's Haus gehen," sagte ich, „die Anderen werden bald zur Stadt zurück wollen."

Sie hörte nicht auf mich; sie ließ die Arme an ihrem Kleide herab sinken und sagte langsam: „Er hat so Unrecht nicht gehabt; — wer holt sich die Tochter aus einem solchen Hause!"

Ich fühlte, wie mir die Thränen in die Augen schossen. „O, Anne Lene," rief ich und trat auf die Stufen, die zu dem Pavillon hinanführten, „ich — ich hole sie! Gieb mir die Hand, ich weiß den Weg zur Welt zurück!"

Aber Anne Lene beugte den Leib vor und machte mit den Armen eine hastige abwehrende Bewegung nach mir hin. „Nein," rief sie, und es war eine Todesangst in ihrer Stimme, „Du nicht, Marx; bleib! es trägt uns beide nicht."

Noch auf einen Augenblick sah ich die zarten Umrisse ihres lieben Antlitzes von einem Strahl des milden Lichts beleuchtet; dann aber geschah etwas und ging so schnell vorüber, daß mein Gedächtniß es nicht zu bewahren vermocht hat. Ein Brett des Fußbodens schlug in die Höhe; ich sah den Schein des weißen Gewandes, dann hörte ich es unter mir im Wasser rauschen. Ich riß die Augen auf; der Mond schien durch den leeren Raum. Ich wollte Anne Lene sehen, aber ich sah sie nicht. Mir war, als renne in meinem Kopfe etwas davon, das ich um jeden Preis wieder einholen müßte, wenn ich nicht wahnsinnig werden wollte. Aber während meine Gedanken diesem Unding nachjagten, hörte ich plötzlich vom Hause her die Tanzmusik. Das brachte mich zur Besinnung; ich stieß einen gellenden Schrei aus und sprang neben dem Pavillon hinab in's Wasser. Die Graft war tief; aber ich war kein

ungeübter Schwimmer; ich tauchte unter und meine Hände griffen zwischen dem schlüpfrigen Kraut umher, das auf dem Grunde wucherte. Ich öffnete die Augen und versuchte zu sehen; aber ich fühlte nur wie über mir ein trübes Leuchten. Meine Kleider, deren ich keines abgeworfen, zwangen mich auf die Oberfläche zurückzukehren. Hier suchte ich wieder Athem zu gewinnen, und wiederholte dann noch einmal meinen Versuch. — Es war vergebens. Bald stand ich wieder auf dem abschüssigen Uferrande und blickte rathlos über die Graft entlang. Da fühlte ich eine Hand sich schwer auf meine Schulter legen, und eine Stimme rief: „Marx, Marx, was macht Ihr da? Wo ist das Kind?" Ich erkannte, daß es Wieb war. „Dort, dort!" schrie ich und streckte die Hände nach dem Graben zu. Die Alte faßte mich unter den Arm und zog mich gewaltsam an den Rand der Graft hinunter. Endlich brachte ich es heraus; und wir liefen an dem Wasser entlang, bis an die Laube in der Gartenecke, wo die großen alten Erlen ihre Zweige in die Fluth hinab hängen lassen. Wir haben sie dann endlich auch gefunden; die Augen waren zu und die kleine Hand war fest geschlossen.

Ich gab der alten Wieb einige Anordnungen zu dem, was jetzt geschehen mußte, dann zog ich den Braunen aus dem Stall und jagte nach der Stadt, um einen Arzt zu holen; denn ich traute meiner jungen Kunst in diesem Falle nicht. Wir waren bald zurück; aber die Schatten der Vergänglichkeit, die schon so früh in dieses junge Leben gefallen waren, ließen sie nun nicht mehr los.

Als wir einige Stunden später zur Stadt zurückkehrten, war die Marsch so feierlich und schweigend und die Rufe der Vögel, die des Nachts am Meere fliegen, klangen aus so unermeßlicher Ferne, daß mein unerfahrenes Herz verzweifelte, jemals die Spur derjenigen wieder zu finden, die sich nun auch in diesen ungeheuren Raum verloren hatte.

* * *

Der jetzige Besitzer des Staatshofes ist Claus Peters. Er hat die alte Hauberg niederreißen lassen und ein modernes Wohnhaus an die Stelle gesetzt. Die Wirthschaftsgebäude liegen getrennt daneben. — Er hat Recht gehabt, es geht ihm wohl; er liefert

die größten Mastochsen zum Transport nach England, in seinen Zimmern stehen die kostbarsten Möbel und er und seine Juliane glänzen von Gesundheit und Wohlbehagen. Ich aber bin niemals wieder dort gewesen.

Im Sonnenschein.

1.

In den höchsten Zweigen des Ahornbaums, der an der Gartenseite des Hauses stand, trieben die Staare ihr Wesen. Sonst war es still; denn es war Sommernachmittag zwischen Eins und Zwei.

Aus der Gartenthür trat ein junger Reiterofficier in weißer festtäglicher Uniform, den kleinen dreieckigen Federhut schief auf den Kopf gedrückt, und sah nach allen Seiten in die Gänge des Gartens hinab; dann, seinen Rohrstock zierlich zwischen den Fingern schwingend, horchte er nach einem offen stehenden Fenster im oberen Stockwerke hinauf, aus welchem sich in kleinen Pausen das Klirren holländischer Kaffeeschälchen und die Stimmen zweier alter Herren deutlich vernehmen ließen. Der junge Mann lächelte, wie Jemand, dem was Liebes widerfahren

soll, indem er langsam die kleine Gartentreppe hinunterstieg. Die Muscheln, mit denen der breite Steig bestreut war, knirschten an seinen breiten Sporen; bald aber trat er behutsam auf, als wolle er nicht bemerkt sein. — Gleichwohl schien es ihn nicht zu stören, als ihm aus einem Seitengange ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung mit sauber gepuderter Frisur entgegen kam. Ein Ausdruck brüderlichen, fast zärtlichen Vertrauens zeigte sich in Beider Antlitz, als sie sich schweigend die Hände reichten. „Der Syndicus ist droben; die alten Herren sitzen am Tokadilletisch," sagte der junge Bürger, indem er eine starke goldene Uhr hervorzog, „Ihr habt zwei volle Stunden! Geh nur, Du kannst rechnen helfen." Er zeigte bei diesen Worten den Steig entlang nach einem hölzernen Lusthäuschen, das auf Pfählen über den unterhalb des Gartens vorüberströmenden Fluß hinausgebaut war.

„Ich danke Dir, Fritz. Du kommst doch zu uns?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf. „Wir haben Posttag!" sagte er, und ging dem Hause zu. Der junge Officier hatte den Hut in die Hand genommen,

und ließ, während er den Steig hinabging, die Sonne frei auf seine hohe Stirn und seine schwarzen ungepuderten Haare scheinen. So hatte er bald den Schatten des kleinen Pavillons, der gegen Morgen lag, erreicht.

Die eine Flügelthür stand offen; er trat vorsichtig auf die Schwelle. Aber die Jalousien schienen von allen Seiten geschlossen; es war so dämmerig drinnen, daß seine noch eben des vollen Sonnenlichts gewöhnten Augen erst nach einer ganzen Weile die jugendliche Gestalt eines Mädchens aufzufassen vermochten, welche inmitten des Zimmers an einem Marmortischchen sitzend, Zahl um Zahlen mit sicherer Hand in einen vor ihr liegenden Folianten eintrug. Der junge Officier blickte verhaltenen Athems auf das gepuderte Köpfchen, das über den Blättern schwebend, wie von dem Zuge der Feder, harmonisch hin und wieder bewegt wurde. Dann, als einige Zeit vorüber gegangen, zog er seinen Degen eine Hand breit aus der Scheide und ließ ihn mit einem Stoß zurückfallen, daß es einen leichten Klang gab. Ein Lächeln trat um den Mund des Mädchens, und die dunklen Augenwimpern hoben sich ein Weniges

von den Wangen empor; dann aber, als hätte sie sich besonnen, streifte sie nur den Aermel der amaranthfarbenen Kontusche zurück, und tauchte auf's Neue die Feder ein.

Der Officier, da sie immer nicht aufblickte, that einen Schritt in's Zimmer und zog ihr schweigend die Feder durch die Finger, daß die Dinte auf den Nägeln blieb.

„Herr Kapitän!" rief sie, und streckte ihm die Hand entgegen. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen; ein paar tiefgraue Augen waren mit dem Ausdruck nicht allzu ernsthaften Zürnens auf ihn gerichtet.

Er pflückte ein Rebenblatt draußen vom Spalier, und wischte ihr sorgfältig die Dinte von den Fingern. Sie ließ das ruhig an sich geschehen; dann aber nahm sie die Feder und fing wieder an zu arbeiten.

„Rechne ein andermal, Fränzchen!" sagte der junge Mann.

Sie schüttelte den Kopf. „Morgen ist Klosterrechnungstag; ich muß das fertig machen." Und sie setzte ihre Arbeit fort.

„Du bist ein Federheld!"

„Ich bin eine Kaufmannstochter!“

Er lachte.

„Lache nicht! Du weißt, wir können die Soldaten eigentlich nicht leiden.“

„Wir? Welche wir sind das?“

„Nun, Constantin,“ — und dabei rückte ihre Feder addirend die Zahlenreihen hinunter — „wir, die ganze Firma!“

„Du auch, Fränzchen?“

„Ach! ich“ — — Und sie ließ die Feder fallen, und warf sich an seine Brust, daß sich ein leichtes Puderwölkchen über ihren Köpfen erhob. Sie strich mit der Hand über seine glänzend schwarzen Haare. „Wie eitel Du bist!“ sagte sie, indem sie den schönen Mann mit dem Ausdruck wohlgefälligen Stolzes betrachtete.

Von der Stadt herüber kam der Schall einer Militärmusik. Die Augen des jungen Kapitäns leuchteten. „Das ist mein Regiment!“ sagte er, und hielt das Mädchen mit beiden Armen fest.

Sie bog sich lächelnd mit dem Oberkörper von ihm ab. „Es hilft Dir aber Alles nicht!“

„Was soll denn daraus werden?“

Sie hob sich auf den Fußspitzen zu ihm heran, und sagte: „Eine Hochzeit!"

„Aber die Firma, Fränzchen!"

„Ich bin meines Vaters Tochter." Und sie sah ihn mit ihren klugen Augen an.

In diesem Augenblick drang, in scheinbar unmittelbarer Nähe, vom obern Stockwerke des Hauses der Laut einer harten Stimme zu ihnen herüber. Die Staare flogen schreiend durch den Garten; der junge Officier, wie in unwillkürlicher Bewegung, schloß das Mädchen fester in seine Arme. „Was hast Du?" sagte sie. „Die alten Herren haben die erste Partie gespielt; nun stehen sie am Fenster, und Papa macht das Wetter für die nächste Woche."

Er sah durch die Thür in den sonnbeschienenen Garten hinaus. „Ich habe Dich," sagte er. „Es darf nicht anders werden."

Sie wiegte schweigend einige Mal den Kopf; dann machte sie sich los und drängte ihn gegen die Thür. „Geh nun!" sagte sie. „Ich komme bald; ich laß Dich nicht allein."

Er faßte ihr zartes Gesichtchen in seine Hände und küßte sie. Dann ging er zur Thür hinaus und

seitwärts den Steig hinauf; an dem Ligusterzaun entlang, der das tiefere Flußufer von dem Garten trennte. So, während seine Augen dem unaufhalt samen Vorüberströmen des Wassers folgten, gelangte er an einen Platz, wo das marmorne Bild einer Flora inmitten sauber geschorener Buxbaumarabesken stand. Die zwischen den Schnörkeln eingelegten Porzellanscherben und Glaskorallenschnüre leuchteten zierlich aus dem Grün hervor; ein scharfes Arom erfüllte die Luft, untermischt zuweilen mit dem Duft der Provinzrosen, die hier zu Ende des Steiges an der Gartenmauer standen. In der Ecke zwischen diesem und dem Ligusterzaun war eine Laube, tief verschattet von wucherndem Geißblatt. Der Kapitän schnallte seinen Degen ab und setzte sich auf die kleine Bank. Dann begann er mit der Spitze seines Rohrstocks einen Buchstaben um den andern in den Boden zu zeichnen, die er immer wieder, als könne ein Geheimniß durch sie verrathen werden, bis auf den letzten Zug zerstörte. So trieb er es eine Zeitlang, bis seine Augen an dem Schatten einer Geißblattranke haften blieben, an deren Ende er die feinen Röhren der Blüthe deutlich zu erkennen vermochte.

Bald im längeren Betrachten bemerkte er daran den Schatten eines Lebendigen, der langsam an dem Stengel hinaufkroch. Er sah dem eine Weile zu; dann aber stand er auf und blickte über sich in das Gewirr der Ranken, um die gefährdete Blüthe zu entdecken und das Ungeziefer herunter zu schlagen. Aber die Sonnenstrahlen brachen sich zwischen den Blättern und blendeten ihn; er mußte die Augen abwenden. — Als er sich wieder auf die Bank gesetzt hatte, sah er wie zuvor die Ranke scharf und deutlich auf dem sonnigen Boden liegen; nur zwischen den schlanken Kelchen der Schattenblüthe haftete jetzt eine dunkle Masse, die von Zeit zu Zeit durch zuckende Bewegungen eine emsige thierische Thätigkeit verrieth. Er wußte nicht, wie es ihn überkam, er stieß nach dem arbeitenden Klumpen mit seinem Rohrstock; aber über ihm ging der Sommerwind durch das Gezweige, und die Schatten huschten ineinander und entwischten ihm. Er wurde eifrig; er spreizte die Kniee auseinander, und wollte eben zu einem neuen Stoße ausholen; da trat die Spitze eines seidenen Mädchenschuhs ihm in die Sonne.

Er blickte auf, Franziska stand vor ihm; die

Feder hinterm Ohr, deren weiße Fahne wie ein Taubenfittig von dem gepuderten Köpfchen abstand. Sie lachte, eine ganze Weile; unhörbar erst, man sah es nur. Er lehnte sich zurück, und blickte sie voll Entzücken an; sie lachte so leicht, so mühelos, es lief über sie hin wie ein Windhauch über den See; so lachte Niemand anders.

„Was treibst Du da!" rief sie endlich.

„Dummes Zeug, Fränzchen; ich scharmuzzire mit den Schatten."

„Das kannst Du bleiben lassen."

Er wollte ihre beiden Hände fassen; sie aber, die in diesem Augenblick sich nach der Gartenmauer umgesehen, zog ein Messerchen aus ihrer Tasche und schnitt damit die aufgeblühten Rosen aus den Büschen. „Ich werde Potpourri machen auf den Abend," sagte sie, während sie die Rosen an der Erde sorgfältig zu einem Häuflein zusammenlegte.

Er sah geduldig zu; er wußte schon, man mußte sie gewähren lassen.

„Und nun?" fragte er, nachdem sie das Messer wieder eingeschlagen und in den Schlitz ihrer Robe hatte gleiten lassen.

„Nun, Constantin? — — Beisammen sein und die Stunden schlagen hören.“ — Und so geschah es. — Vor ihnen drüben in dem Citronenbirnbaum flog der Buchfink ab und zu, und sie hörten tief im Laube das Kreischen der Nestlinge; dann wieder, ihnen selber kaum bewußt, drang das Schluchzen des unterhalb fließenden Wassers an ihr Ohr; mitunter sank eine Caprifolienblüthe zu ihren Füßen; von Viertelstunde zu Viertelstunde schlug drüben im Hause die Amsterdamer Spieluhr. Es wurde ganz stille zwischen ihnen. Aber der Drang, den geliebten Namen leibhaftig vor sich ausgesprochen zu hören, überkam den jungen Mann. — „Fränzchen!“ sagte er halblaut.

„Constantin!“

Und als würde er nach der langen Stille durch ihre Stimme überrascht und ihm erst jetzt das Geheimniß ihres Klanges offenbar, sagte er: „Du solltest singen, Fränzchen!“

Sie schüttelte den Kopf. „Du weißt, das taugt für Bürgermädchen nicht!“

Er schwieg einen Augenblick; dann faßte er ihre Hand und sagte: „Sprich nicht so! auch nicht im

Scherz. Du hattest ja schon Lectionen beim Cantor. Was ist es denn?"

Sie sah ihn ernsthaft an; bald aber brach ein lustiger Glanz aus ihren Augen. „Nein," rief sie, „schau nicht so finster! Ich will's Dir sagen — ich rechne zu gut!"

Er lachte und sie lachte mit. „Bist Du mir aber auch zu klug, Franziska?"

„Vielleicht!" sagte sie, — und ihre Stimme erhielt plötzlich einen tiefen, herzlichen Klang, als sie es sagte. — „Du weißt noch gar nicht, wie! Als Du erst hier in die Stadt versetzt warst, und dann zu meinem Bruder Fritz in's Haus kamst, war ich ein kleines Mädchen, das noch zwei volle Schuljahre vor sich hatte. Nachmittags, wenn ich nach Haus gekommen, schlich ich mich öfters in den Saal, und stellte mich daneben, wenn Ihr Euch im Rappiren übtet. Aber Du wolltest keine Notiz von mir nehmen. Einmal sogar, als Deine Klinge mir in die Schürze fuhr, sagtest Du: „Setz Dich in's Fenster, Kind." Du weißt wohl nicht, was das für böse Worte waren! — Nun aber begann ich auf allerlei Listen zu sinnen. Wenn Nachbarskinder bei

mir waren, suchte ich Dich durch eins der anderen Mädchen — ich selber hätt' es nicht gethan — zur Theilnahme an unsern Spielen zu veranlassen; und wenn Du dann in unseren Reihen standest, —"

„Nun, Fränzchen!"

„Dann lief ich so oft an Dir vorüber, bis Du mich endlich doch an meinem weißen Kleidchen haschen mußtest."

Sie war dunkelroth geworden. Er legte seine Finger zwischen ihre, und hielt sie fest umschlossen. Nach einer Weile sah sie schüchtern zu ihm auf, und fragte: „Hast Du denn nichts gemerkt?"

„Doch; endlich!" sagte er, „Du bist ja endlich groß geworden."

„Und dann? — Wie kam es denn mit Dir?"

Er sah sie an, als müsse er ihr Antlitz befragen, ob er reden dürfe. „Wer weiß," sagte er, „ob es je gekommen wäre! Aber die Frau Syndica sagte einmal — —"

„So sprich doch, Constantin!"

„Nein; mir zu Lieb'! geh erst einmal den Steig hinauf!" . . . .

Sie that es. Nachdem sie die abgeschnittenen

Rosen in ihre Schürze gesammelt, ging sie, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Gartenhause, und trat bald darauf mit leeren Händen wieder aus der Thür. — Sie hatte zierliche Füße und einen behenden Tritt; aber sie stieß im Gehen, unmerklich fast, mit den Knieen gegen das Gewand. Der junge Mann folgte dieser Bewegung, so wenig schön sie sein mochte, mit den glücklichsten Augen; er merkte es kaum, als die Geliebte jetzt wieder vor ihm stand. „Nun,“ fragte sie, „was sagte die Frau Syndica? oder war es eine von ihren sieben Töchtern?“

„Sie sagte“ — und er ließ seine Augen langsam an ihrer feinen Gestalt hinaufgleiten — „sie sagte: „Die Mamsell Fränzchen ist eine angenehme Person; aber gehen thut sie wie eine Bachstelze!“

„O Du!“ — — und Fränzchen legte die Hände auf den Rücken ineinander, und sah freudestrahlend auf ihn nieder.

„Seitdem,“ fuhr er fort, „konnte ich's nicht wieder von mir bringen; überall habe ich müssen Dich vor mir gehen und hantiren sehen.“

Sie stand noch immer vor ihm, schweigend und unbeweglich.

„Was hast Du?“ fragte er. „Du siehst so stolz und vornehm aus!“

Sie sagte: „Es ist das Glück!“

„O, eine Welt voll!“ und er zog sie mit beiden Armen zu sich nieder.

2.

Es war eine andere Zeit; wohl über sechzig Jahre später. Aber es war wieder an einem Sommernachmittage, und die Rosen blühten auch wie dazumal. — In dem oberen Zimmer nach dem Garten hinaus saß eine alte Frau. Auf ihrem Schooße, den sie mit einem weißen Schnupftuch überbreitet hatte, hielt sie eine dampfende Kaffeetasse; doch schien sie heute des gewohnten Trankes zu vergessen, denn nur selten und wie in Gedanken führte sie die Tasse an den Mund.

Nicht weit davon, dem Sopha gegenüber, saß ihr Enkel, ein Mann über die Zeit der vollsten Jugend noch kaum hinaus. Er stützte seinen Kopf in die Hand, und blickte nach den kleinen Familienbildern, die in silberner Fassung über dem Sopha hingen.

Der Großvater, die Urgroßeltern, Tante Fränzchen des Großvaters Schwester — sie waren lange todt, er hatte sie nicht gekannt. Nun ließ er seine Augen von Einem zum Andern gehen, wie er schon oft gethan, wenn er mit der Großmutter in der stillen Nachmittagsstunde beisammen saß. Auf Tante Fränzchens Bilde schienen die Farben am wenigsten verblichen, obwohl sie vor den Eltern und lange vor dem Bruder gestorben war. Die rothe Rose in der weißen Puderfrisur war noch wie frisch gepflückt; auf der amaranthfarbenen Kontusche zeichnete sich deutlich ein blaues Medaillon, das an einem dunklen Bande vom Halse auf die Brust herabhing. Der Enkel konnte nicht die Augen wenden von diesen kargen Spuren eines früh dahin gegangenen Lebens; er blickte fast mit Inbrunst in das feine blaße Gesichtchen. Der Garten, wie er ihn als Knabe noch gesehen, trat vor seine Phantasie; er sah sie darin wandeln zwischen den seltsamen Buxbaumzügen; er hörte das Knistern ihres Schuhes auf den Muschelsteigen, das Rauschen ihres Kleides. Aber die Gestalt, die er so heraufbeschworen, blieb allein; gebannt in dem grünen Fleckchen, das vor seinem inneren

Auge stand. Was sich um die Lebende einst mochte bewegt haben, ihre Gespielinnen, die Töchter aus den alten finsteren Patrizierhäusern, den Freund, der nach ihr spähte zwischen den Büschen des Gartens, hatte er keine Macht ihr zu gesellen. „Wer weiß von ihnen!“ sprach er vor sich hin; das kleine Medaillon war ihm wie ein Siegel auf der Brust des vor so langer Zeit verstorbenen Mädchens.

Die Großmutter setzte die Tasse auf die Fensterbank; sie hatte ihn sprechen hören. „Bist Du in unserer Gruft gewesen, Martin?“ fragte sie; „sind die Reparaturen bald zu Stande?“

„Ja, Großmutter.“

„Es muß Alles in Ordnung sein; wir haben in unserer Familie immer auf Reputation gehalten.“

„Es wird Alles in Ordnung kommen,“ sagte der Enkel, „aber es ist ein Sarg eingestürzt; das hat einen Aufschub gegeben.“

„Sind denn die Eisenstangen abgerostet?“

„Das nicht. Er stand zu hinterst neben dem Gitter; das Wasser ist darauf getropft.“

„Das muß Tante Fränzchen sein,“ sagte die

Großmutter nach einigem Besinnen. — „Lag denn ein Kranz darauf?"

Martin sah die Großmutter an. „Ein Kranz? — — Ich weiß es nicht; er mag auch wohl vergangen sein."

Die Greisin nickte langsam mit dem Kopf, und sah eine Weile schweigend vor sich hin. „Ja, ja!" sagte sie dann, fast wie beschämt, „es ist nun freilich schon über fünfzig Jahre her, daß sie begraben wurde. Ihr Fächer, der mit Schmelz und Flittern, liegt noch drüben im Saal in der Spiegelkommode; ich habe ihn aber gestern nicht finden können."

Der Enkel vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Die Großmutter bemerkte es und sagte: „Deine Braut, der Wildfang, ist mir wohl wieder über meinem Kram gewesen. Ihr sollt mir das nicht zu Euren Possen gebrauchen!"

„Aber Großmutter, wie sie neulich Abends in Deinem Reifrock durch den Garten promenirte — Ihr wäret Alle eifersüchtig geworden, wenn sie anno Neunzig so in Eure Laube getreten wäre."

„Du bist ein eitler Junge, Martin!"

„Freilich," fuhr er fort, „die fremden braunen

Augen hat sie nun einmal; die kommen jetzt ohne Gnade in die Familie!"

„Nun, nun!" sagte die Großmutter, „die braunen Augen sind schon gut, wenn nur ein gutes Herz herausschaut. — Aber den Fächer soll sie mir in Ehren halten! Tante Fränzchen trug ihn auf Deines Großvaters Hochzeit, und mich dünkt, ich sehe sie noch mit der dunkelrothen Rose in den Haaren. Nachher hat sie dann nicht gar lange mehr gelebt. — Es war eine große Liebe zwischen den Geschwistern; sie hat ihrem Bruder dazumalen auch ihr Portrait geschenkt, und Dein Großvater hat es, so lange er lebte, bei sich in seiner Schreibschatulle gehabt. — Später hingen wir es denn hierher, zu ihm und zu den Eltern."

„Sie ist wohl schön gewesen, Großmutter?" fragte der Enkel, indem er nach dem Bilde hinüber blickte.

Die Großmutter schien ihn nur halb zu hören. „Sie war ein kluges Frauenzimmer," sagte sie, „und sehr geschickt in der Feder. Während Dein Großvater in Marseille war, und auch wohl später noch, hat sie dem alten Vater alle Jahr die Kloster-

rechnungen ausgeschrieben; denn er war Kloster-vorsteher und dann Rathsverwandter, ehe er zweiter Bürgermeister wurde. — Sie hatte auch eine schlanke, wohlproportionirte Figur, und Dein Großvater pflegte sie wohl mit ihren feinen Händen zu necken. Aber heirathen hat sie niemalen wollen."

„Gab es denn derzeit keine jungen Männer in der Stadt, oder haben ihr die Freier nicht gefallen?"

„Das," sagte die Großmutter, indem sie mit den Händen über ihren Schooß strich, „das, mein liebes Kind, hat sie mit sich in ihr Grab genommen. — Man sagt wohl, sie hab' einmal Einen leiden können; — Gott mag es wissen! Es war ein Freund Deines Großvaters und ein reputirlicher Mensch. Aber er war Officier und Edelmann; und Dein Urgroßvater war immer sehr gegen das Militär. — Auf Deines Großvaters Hochzeit tanzten sie miteinander, und ich entsinne mich wohl, sie machten ein schönes Paar zusammen. Unter den Leuten nannten sie ihn nur den Franzosen; denn er hatte rabenschwarzes Haar, das er nur selten pudern ließ, wenn er nicht just im Dienst war. Es ist aber das letzte Mal gewesen; er nahm bald darauf seinen

Abschied, und kaufte sich weit von hier einen kleinen Landsitz, wo er noch einige Zeit nach Deines Großvaters Tode mit einer unverheiratheten Schwester gelebt hat."

Der Enkel unterbrach sie. „Es muß damals ein anderes Ding gewesen sein um die Herzensgeschichten," sagte er nachdenklich.

„Ein anderes Ding?" wiederholte die Großmutter, indem sie ihrem Körper für einen Augenblick die Haltung der Jugend wiederzugeben suchte. „Wir hatten so gut ein Herz wie Ihr, und haben unser Theil dafür leiden müssen. — Aber," fuhr sie beruhigter fort, „was wißt Ihr junges Volk auch, wie es dazumalen war. Ihr habt die harte Hand nicht über Euch gefühlt; Ihr wißt es nicht, wie mäuschenstille wir bei unsern Spielen wurden, wenn wir den Rohrstock unseres Vaters nur von ferne auf den Steinen hörten."

Martin sprang auf und faßte die Hände der Großmutter.

„Nun," sagte sie, „es mag vielleicht besser sein, so wie es jetzo ist. Ihr seid glückliche Kinder; aber Deines Großvaters Schwester lebte in den alten

Tagen. — Seit wir nach unserer Hochzeit das untere Stockwerk hier im Hause bewohnten, kam sie gern zu uns herunter; manchmal auch saß sie stundenlang bei Deinem Großvater im Comptoir, und half ihm bei seinen Schreibereien. Im letzten Jahre, seit ihre Kräfte abzunehmen anfingen, fand ich sie wohl zuweilen über ihren Rechnungsbüchern eingeschlafen. Dein Großvater saß dann stille fortarbeitend ihr gegenüber an der anderen Seite des Pultes, und ich erinnere mich noch gar wohl an das trauervolle Lächeln, womit er, wenn ich zu ihnen eintrat, mich auf die schlafende Schwester aufmerksam zu machen pflegte."

Die Erzählerin schwieg eine Weile und blickte mit weit geöffneten Augen vor sich hin, während sie mechanisch ihre Tasse schwenkte und mit Behutsamkeit die Neige ausschlürfte. Dann, nachdem sie die Tasse neben sich auf die Fensterbank gestellt hatte, sprach sie langsam weiter. „Unsere alte Anne konnte nicht genug davon erzählen, wie lustig und umgänglich ihre Mamsell in jüngeren Jahren gewesen sei; auch war sie die Einzige von den Kindern, die bei Gelegenheit mit dem Vater ein Wort zu

reden wagte. — So lange ich sie gekannt, ist sie immer still und für sich gewesen; zumal wenn der Vater im Zimmer war, sprach sie nur das Nothwendige, und wenn sie just gefragt wurde. Was da passirt sein mag; — Dein Großvater hat nie davon gesprochen; — nun sind sie Alle längst begraben."

Der Enkel betrachtete das Bild des Urgroßvaters, und seine Augen blieben an den strengen Linien haften, die den starken Mund von den Wangen schieden. „Es muß ein harter Mann gewesen sein," sagte er.

Die Großmutter nickte. „Er hat seine Söhne bis in ihr dreißigstes Jahr erzogen," sagte sie. „Sie haben darum bis in ihr spätes Alter auch niemals so recht einen eigenen Willen gehabt. Dein Großvater hat es oft genug beklagt. Er wäre am liebsten ein Gelehrter geworden, wie Du es bist; aber die Firma verlangte einen Nachfolger. Es waren damals eben andere Zeiten.

Martin nahm das Bild des Großvaters von der Wand. „Das sind milde Augen," sagte er.

Die Großmutter streckte die Hände aus, als wolle sie aus ihrem Lehnstuhl aufstehen; dann ließ

sie sie langsam ineinander sinken. „Ja wohl, mein Kind!“ sagte sie, „das waren milde Augen! Er hatte keine Feinde — nur Einen mitunter — und das war er selber.“

Die alte Haushälterin trat herein. „Es ist Einer von den Maurerleuten draußen; er wünscht den Herrn zu sprechen.“

„Geh hinaus, Martin!“ sagte die Großmutter. „Was ist es denn, Anne?“

„Sie haben etwas in der Gruft gefunden;“ erwiderte die Alte, „ein Schaustück oder so etwas. Die Särge der alten Herrschaften wollen schon nicht mehr halten.“

Die Großmutter neigte ein wenig das Haupt; dann blickte sie in der Stube umher und sagte: „Mach das Fenster zu, Anne! Es duftet mir so stark; die Sonne scheint draußen auf die Buxbaumrabatten.“

„Die Frau hat wieder ihre Gedanken!“ murmelte die alte Dienerin; denn der Buxbaum war vor über zwanzig Jahren fortgenommen, und mit den Glaskorallenschnüren hatten derzeit die Knaben Pferd gespielt. Aber sie sagte nichts dergleichen,

sondern schloß, wie ihr geheißen war, das Fenster. Danach stand sie noch eine Weile und sah durch die Zweige des hohen Ahornbaums nach dem alten Lusthäuschen hinüber, wohinaus sie vor Zeiten ihren jungen Herrschaften so oft das Kaffeegeschirr hatte bringen müssen, und wo die kranke Mamsell so manchen Nachmittag gesessen hatte.

Nun öffnete sich die Thür und Martin trat hastigen Schrittes herein. „Du hattest Recht!" sagte er, indem er Tante Fränzchens Bild von der Wand nahm und es an dem silbernen Schleifchen der Großmutter vor die Augen hielt. „Der Maler durfte nur die Kapsel des Medaillons malen; der offene Krystall hat auf ihrem Herzen gelegen. Ich habe oft genug gefragt, was er verberge. Nun weiß ich es; denn ich habe Macht es umzuwenden." Und er legte ein verstäubtes Kleinod auf die Fensterbank, das, des grünen Rostes ungeachtet, der es überzogen hatte, als das Original zu der Zeichnung auf Tante Fränzchens Bilde nicht zu verkennen war. Das Sonnenlicht brach durch den trüben Krystall und beleuchtete im Innern eine schwarze Haarlocke.

Die Großmutter setzte schweigend ihre Brille

auf; dann ergriff sie mit zitternden Händen das kleine Medaillon, und neigte tief das Haupt darüber. Endlich nach einer ganzen Weile, wo in dem stillen Zimmer nur das unruhigere Athmen der alten Frau vernehmlich war, legte sie es behutsam von sich und sagte: „Laß es wieder an seinen Ort bringen, Martin; es taugt nicht in die Sonne. — Und," fügte sie hinzu, indem sie das Tuch auf ihrem Schooße sorgsam zusammenlegte, „auf den Abend bring' mir Deine Braut! Es muß in den alten Schubladen noch irgendwo ein Hochzeitskettlein stecken; — wir wollen proben, wie es zu den braunen Augen läßt."

Ein grünes Blatt.

Es war ein altes Buch, eine Art Album; aber lang und schmal wie ein Gebetbuch, mit groben gelben Blättern. Er hatte es während seiner Schülerzeit in einer kleinen Stadt vom Buchbinder anfertigen lassen, und später überall mit sich umhergeschleppt. Verse und Lebensannalen wechselten mit einander, wie sie durch äußere oder innere Veranlassung entstanden waren. In den letzteren pflegte er sich selbst als dritte Person aufzuführen; vielleicht um bei gewissenhafter Schilderung das Ich nicht zu verletzen; vielleicht — so schien es mir — weil er das Bedürfniß hatte, durch seine Phantasie die Lücken des Erlebnisses auszufüllen. Es waren meistens unbedeutende Geschichtchen oder eigentlich gar keine; ein Gang durch die Mondnacht, eine Mittagsstunde in dem Garten seiner Eltern waren oftmals der

ganze Inhalt; in den Versen mußte man über manche Härte und über manchen falschen Reim hinweg. Dennoch, weil ich ihn liebte und da er es mir erlaubt hatte, las ich gern in diesen Blättern.

Auch hieher in's Feldlager hatte er das Buch im Ranzen mitgeführt; im nächtlichen Gefechte hatte es ihn begleitet, es hatte den Krieg mitgemacht; die letzten Seiten waren mit Zeichnungen von Schanzen und Fortificationen angefüllt.

Unsere Compagnie war auf Vorposten gewesen; jetzt lagen wir wieder in unserer Hütte. Sie war dicht und trocken; der draußen fallende Regen drang nicht herein.

Er hatte sein Putzzeug hervorgenommen und säuberte den Rost von unseren Büchsen; ich saß auf meinem Ranzen und studirte seine sämmtlichen Werke, jenes seltsam geformte Tagebuch, das zugleich unsere ganze Feldbibliothek ausmachte. Und wie ich, so oft ich auch darin geblättert, doch jedesmal etwas gefunden, was ich zuvor übersehen hatte, so wurden jetzt zum erstenmal meine Augen durch ein eingelegtes Buchenblatt gefesselt. Daneben stand geschrieben:

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so beim Wandern mit,
Auf daß es einst mir könne sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

„Das Blatt ist braun geworden," sagte ich. Er schüttelte den Kopf. „Lies nur die andere Seite." Ich wandte um und las:

* * *

Es mochte ein Student sein; vielleicht ein junger Doctor, der auf dem schmalen Fußsteige über die Haide ging. Die Kugelbüchse, welche er am ledernen Riemen über der Schulter trug, schien ihm schwer zu werden; denn jezuweilen im Weiterschreiten nahm er sie in die Hand, oder hängte sie von einer Schulter auf die andere. Seine Mütze hatte er abgenommen; die Nachmittagssonne glühte in seinen Haaren. Um ihn her war alles Gethier lebendig, was auf der Haide die Junischwüle auszubrüten pflegt; das rannte zu seinen Füßen und arbeitete sich durch's Geständе, das blendete und schwärmte ihm vor den Augen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Die Haide blühte, die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen.

Nun stand der Wanderer still, und blickte über die Steppe, wie sie sich endlos nach allen Richtungen hinauszog: starr, einförmig, mit rothem Schimmer ganz bedeckt. Nur vor sich in nicht gar weiter Ferne sah er einen Waldzug, an dessen Ende ein Faden weißen Rauches in die klare Luft hinaufstieg. Das war Alles.

In seiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel, voll Brombeerranken und wilder Rosenbüsche, ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele sind. Er stieg hinauf und übersah auch von diesem höheren Standpunkte noch einmal die unermeßliche Fläche; aber er gewahrte nichts, als nur am Saume des Waldes eine einsame Kathe, aus deren Dach der Rauch emporquoll, den er zuvor gesehen hatte. Er riß einen Büschel Haide aus dem harten Boden und senkte sein Auge in den feinen Stern der Blüthe; dann nahm er seine Büchse herunter und streckte sich in die warmen Kräuter, den Kopf in die Hand gestützt, die Blicke vor sich hinsendend, bis seine Gedanken in der heißen zitternden Luft zergingen.

Und wie nun so auch der Hall des eigenen

Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte, und er nichts vernahm, als die Haide entlang das Zirpen der Heuschrecken und das Summen der Bienen, welche an den Kelchen hingen, mitunter in unsichtbarer Höhe über sich den Gesang der Haidelerche, da überkam ihn unbezwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die blauen Argusfalter, gaukelten auf und ab, dazwischen schossen rosenrothe Streifen vom Himmel zu ihm hernieder; der Duft der Eriken legte sich wie eine zarte Wolke über seine Augen.

Der Sommerwind kam über die Haide und weckte eine Kreuzotter, die sich nicht weit davon im Staube sonnte. Sie löste ihre Spirale und glitt über den harten Boden; das Kraut rauschte, als sie den schuppigen Leib hindurchzog. Der Schlafende wandte den Kopf, und halb erwachend sah er in das kleine Auge der Schlange, die neben seinem Kopfe hinkroch. Er wollte die Hand erheben, aber er vermochte es nicht; das Auge des Gewürmes ließ nicht von ihm. So lag er zwischen Traum und Wachen. Nur wie durch einen Schleier sah er endlich die Gestalt eines Mädchens auf sich zukommen, kindlich fast, doch kräf=

tigen Baues, das Haar in dicken blonden Zöpfen. Sie bog die Ranken zur Seite und setzte sich neben ihm auf den Boden. Das Auge der Schlange ließ ihn los und verschwand; er sah nichts mehr. Dann kam der Traum. Da war er wieder der Hans im Märchen, wie er es oft als Knabe gewesen war, und lag im Grase vor der Schlangenhöhle, um die verzauberte Prinzessin zu erlösen. Die Schlange kam heraus und rief:

„Aschegraue Wängelein,
Weh dem armen Schlängelein!“

Da küßte er die Schlange, und da war's geschehen. Die schöne Prinzessin hielt ihn in ihren Armen, und — wunderlich war es — sie trug ihr Haar in zwei aschblonden Zöpfen und ein Mieder wie eine Bauerndirne.

Das Mädchen hatte ihre Hände um die Kniee gefaltet, und sah unbeweglich über die Haide hinaus. Nur das heimliche Rauschen und Wimmeln in der unendlichen Pflanzendecke, hie und da ein Vogelruf aus der Luft oder unten vom Moor herauf, dazwischen das Athmen des Schlafenden, sonst kein Laut. So verging eine Spanne Zeit. Endlich neigte

sie sich über ihn; die langen Flechten fielen auf seine Wangen. Er schlug die Augen auf; und wie er so das junge Antlitz über dem seinen schweben sah, da sagte er noch halb im Traume: „Prinzessin, was hast Du für blaue Augen!“

„Ganz blaue!“ sagte sie, „die sind von meiner Mutter!“

„Von Deiner Mutter? — Hast Du denn eine Mutter!“

„Du bist nicht klug!“ sagte das Mädchen, indem sie aufsprang; „sie hat vor vier Wochen den Vogt geheirathet. Seitdem bin ich beim Großvater.“

Nun wurde er völlig wach. „Ich bin irre gegangen,“ sagte er, „in der eigenen Heimath. Du mußt mir auf den Weg helfen, Du — wie heißt Du denn?“

„Regine!“ sagte sie.

„Regine . . . und ich heiße Gabriel!“

Sie sah ihn groß an.

„Nein, nicht der Engel Gabriel!“

„Lache nur nicht!“ sagte sie, „den kenne ich besser als Dich!“

„Der Tausend! So bist Du wohl des Schulmeisters Enkelkind?“

Sie sagte: „Mein Vater war Schulmeister, er ist im vorigen Frühjahr gestorben.“

Beide schwiegen einen Augenblick; dann stand Gabriel auf und bedeutete ihr, wie er noch bis zum nächsten Morgen jenseit der Fähre in der Stadt sein müsse. Sie zeigte mit der Hand nach dem Walde. „Dort wohnt mein Großvater,“ sagte sie, „Du kannst erst Vesper mit uns essen; nachher weise ich Dir den Weg.“ Als Gabriel das zufrieden war, trat sie von dem schmalen Fußpfade auf die Haide hinüber und schlug die Richtung nach dem Walde ein. Die Blicke des jungen Mannes folgten unwillkürlich ihren Füßen, wie sie behend und sicher über die harten Stauden dahinschritten, während bei jedem Tritt die Grillen vor ihr aufflogen. So gingen sie mitten durch den Sonnenschein, der wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hing; mitunter rieselte ein warmer Hauch über die Steppe und erregte den Duft der Blüthen um sie her. Schon hörten sie dann und wann im Walde das Rufen der Buchfinken und in den Wipfeln der hohen Buchen das scheue Flattern der Waldtauben. Gabriel aber, des Reisezieles gedenkend, hub an zu singen:

„Es liegen Wald und Haide
Im stillen Sonnenschein.
Wir hätten gerne Frieden;
Doch ist es nicht beschieden,
Gestritten soll es sein.

Nun gilt es zu marschiren
In festem Schritt und Tritt;
Der Krieg ist losgelassen,
Er schreiet durch die Gassen,
Er nimmt uns alle mit!

So leb denn wohl, lieb Mutter!
Die Trommel ruft in's Glied.
Mir aber in Herzensgrunde
Erklingt zu dieser Stunde
Ein deutsches Wiegenlied."

„Krieg?" sagte Regine, indem sie stehen blieb und sich nach dem Sänger umwandte.

Gabriel nickte.

„Sprich nicht davon zum Großvater," sagte sie, „er glaubt doch nicht daran."

„Und Du?" fragte Gabriel. „Was glaubst Du selber denn?"

„Ich? — — Was geht uns Dirnen der Krieg an!"

Der junge Mann sagte nichts darauf, und beide setzten schweigend ihre Wanderung fort. Aus der

formlosen Masse des Waldes trat nun das Laub der Buchen und Eichbäume in scharfen Umrissen hervor, und bald gingen sie im Schatten des Geheges entlang, bis sie das Ende desselben erreicht hatten. Hier, wo auch die Haide aufhörte, stand im Schein der Nachmittagssonne eine kleine Käthnerwohnung. Eine Katze, die sich auf dem niedrigen Strohdache gesonnt hatte, sprang bei ihrer Ankunft auf den Boden und strich spinnend um die halb geöffnete Hausthür. Sie traten in eine schmale Vordiele, welche an den Wänden hin mit leeren Bienenkörben und mancherlei Gartengeräthe ganz besetzt war. Zu Ende derselben klinkte Regine eine Thür auf, und Gabriel sah über ihre Schulter in ein kleines Zimmer; aber es war nichts darinnen, als einsamer Sonnenschein, der an den Messingknöpfen des Ofens spielte, und der Pendelschlag einer alten schwarzwälder Wanduhr.

„Wir müssen nach dem Immenhof,“ sagte das Mädchen. Gabriel lehnte seine Büchse in eine Ecke des Zimmers; dann gingen sie in den Garten, der unmittelbar unter den Fenstern lag. — Aus der Hausthür waren sie unter das Laubdach eines mächtigen Kirschbaumes getreten, der seine Zweige über

das Haus breitete; ein gerader Steig zwischen schmalen Gemüsebeeten führte sie durch den Garten, und aus diesem heraus auf eine kleine Wiese, von welcher ein viereckiges Plätzchen durch dichte Buchenhecken abgezäunt war. Die kleine Pforte, welche den Eingang zu demselben verschloß, war niedrig genug, daß Gabriel über sie hinweg das Innere übersehen konnte. Als sie herangetreten waren, gewahrte er gegenüber an der Laubwand, schon in halbem Schatten, ein hölzernes Bienenhäuschen, worauf die Strohkörbe neben und in doppelter Reihe über einander standen. Seitwärts auf einem Bänkchen saß ein Greis in der Bauerntracht dieser Gegend; die Sonne schien auf seine gänzlich weißen Haare. Eine Drahtmaske, ein leerer Korb und anderes Geräthe lag neben ihm auf der Erde; in der Hand hielt er einen Melissenstengel, den er aufmerksam zu betrachten schien. Im schärfern Hinsehen bemerkte Gabriel, wie das Kraut von einzelnen Bienen umschwärmt wurde, während andere von den Blättern auf die Hände des alten Mannes hinüberkrochen.

„Ist das Dein Großvater?" fragte er das Mädchen.

„Es ist eigentlich mein Urgroßvater;“ sagte sie, „er ist schon undenkbar alt.“

Sie zog das Pförtchen zurück.

„Bist Du es, Regine?“ fragte der Greis.

„Ja, Großvater.“

„Die Königin hat gestern Abend umsonst gesungen,“ sagte er. „Nun muß ich morgen wieder auf den Posten.“ Indem wandte er den Kopf und sah nach den Ankommenden hinüber. „Treten Sie nur herein, junger Herr,“ sagte er. „Mit dem Schwärmen hat es heut' ein Ende.“

Sie traten hierauf in den innern Raum. Regine nahm den leeren Korb und die übrigen Geräthe, deren es nun für heute nicht mehr bedurfte, und ging damit in's Haus zurück. Der Alte strich behutsam die Bienen von seiner Hand. „Sie haben Menschenverstand,“ sagte er, „man soll nur die Geduld haben.“ Dann legte er das Kraut vor dem nächsten Stock in's Gras und reichte Gabrieln die Hand.

Dieser mußte sich neben ihm auf die Bank setzen und der Greis erzählte ihm von seinen Bienen, wie er sie schon als Knabe gehegt, wie er später, nun schon vor über siebzig Jahren, diesen Zaun gepflanzt

habe, und wie sie darauf ihm so reichen Gottessegen zugetragen, daß er seinen Hausstand damit habe einrichten können; und weiter dann von seiner Hochzeit, von Taufen und Todestagen, von seinen Kindern, von Enkeln und Enkelkindern, und die Bienen gehörten allenthalben mit dazu. — Die Worte des alten Mannes hörten sich wie ein rieselndes Wasser; ein Stillleben nach dem andern entfaltete sich aus diesen milden Reden; Gabriel hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte nach den Bienen, die nur noch einzeln über die grünen Wände herüber kamen. Mitunter auch hörte er jenseit des Gartens im Hause die Thüren gehen, mitunter schlüpfte eine Grasmücke durch die Blätter und sah ihn mit neugierigen Augen an. So dauerte es eine Weile. Regine war wieder von außen herangetreten, sie lehnte mit dem Ellbogen über die Pforte und hörte schweigend zu; wie aus einem Rahmen schaute das frische Mädchenantlitz zwischen den Blättern hervor.

Das Gewimmel in den Lüften hatte sich allgemach beruhigt, der grüne Raum war nun fast ganz verschattet. Gabriel schaute nach dem Mädchen hinüber; der Alte erzählte langsam weiter. Manchesmal

freilich schien er die Zeiten zu verwechseln, die Söhne mit den Enkeln, die Enkel mit den Enkelkindern. Dann sagte das Mädchen wohl: „Ihr irrt Euch, Großvater; es war mein Ohm, es war meine Mutter, von der Ihr sprecht." Der Alte aber sagte dann strenge: „Ich kenne sie alle; ich bin nicht so vergessen." — Endlich, als es kühler zu werden begann, stand er auf. „Wir wollen in's Haus gehen," sagte er, „es wird Abend; die Thiere sind auch schon zu Quartier." Dann, nachdem sie mit einander hinausgegangen waren, schob er sorgfältig den Riegel vor die kleine Pforte.

Als sie in's Zimmer traten, spielte nur noch oben an den Balken ein schwaches Sonnenschillern; die Levkojen auf dem Fensterbrette verbreiteten schon den stärkern Duft des Abends. Ein Tisch mit grobem Leintuch bedeckt, war zwischen die beiden Fenster gerückt; die glatten Schnitte Schwarzbrodes, die gelbe Butter, die Gläser mit frischer Milch nahmen sich sauber darauf aus. Der Alte setzte sich in den Lehnstuhl an das eine Fenster und Gabriel mußte ihm gegenüber an dem andern Platz nehmen, während Regine, die kleine Wirthschaft besorgend, aus- und einging.

Dann aßen sie von den einfachen Speisen, und Gabriel sah von Zeit zu Zeit durch die kleinen Scheiben in den Garten hinaus. Der Alte hatte seine Brille aufgesetzt; er nahm mit der Messerspitze ein kleines Nachtgeziefer aus seiner Milch und legte es sorgfältig auf den Tisch. „Es wird noch wieder fliegen," sagte er, „man muß der Creatur in ihren Nöthen beistehen."

Schon mehrmals hatte Gabriel es vor dem Fenster in dem alten Kirschbaum krachen hören. Als er nun hinausblickte, sah er noch eben zwei flinke Füßchen zwischen den Zweigen verschwinden, und gleich darauf flogen einzelne Vögel krächzend über den Garten hin. Aus der Ferne, es mochte im Walde sein, tönten die einförmigen Schläge der Holzaxt.

„Es ist wohl weit bis zu den nächsten Dörfern?" sagte er.

„Wohl fast eine Stunde," erwiderte der Alte, „das Haus steht recht in Gottes Hand! — Seit die Schulmeisterin wieder gefreit hat, ist nun das Mädchen bei mir." — Er wies mit der Hand nach einem Brettchen über der Thür, auf welchem Gabriel neben

andern Kleinigkeiten eine Anzahl wohlerhaltener Bücher gewahrte. „Die hat sie alle noch vom Vater,“ sagte der Alte, „aber sie ist nicht für das Lesen; sie hat keine Ruhe im Hause. Nur wenn am Sonnabend der Bettelfritz mit seinen Hexengeschichten herüberkommt; — das hat kein Ende, wenn die Beiden hinterm Ofen beisammensitzen.“

Indem trat das Mädchen in die Stube und schüttete einen Haufen rother Glaskirschen aus ihrer Schürze auf den Tisch. „Die Drosseln sind wieder vom Walde herüber gewesen!“ sagte sie.

„Du mußt die Diebe einsperren,“ erwiderte Gabriel, der einen leeren Käfig am Fensterkreuz gewahrte. Das Mädchen winkte ihm heimlich mit den Augen; der Alte aber drohte mit dem Messer nach ihr hin. „Das ist ein Schelm!“ sagte er, „sie läßt sie immer wieder fliegen.“ — Gabriel sah sie an. Sie lachte; das Blut war ihr in die Wangen gestiegen. Als er aber die Augen nicht wieder von ihr wandte, nahm sie den einen ihrer blonden Zöpfe zwischen die Zähne und lief zur Stube hinaus. Gabriel hörte, wie sie draußen die Hausthür hinter sich zuschlug.

„Sie ist eben wie ihr Vater selig,“ sagte der

alte Mann und lehnte sich still in den Stuhl zurück. — Es war schon abendlich geworden, vom Garten dunkelten die Bäume stark herein. Gabriel erzählte nun, wie er schon morgen mit dem Frühesten in der Stadt sein müsse, und fragte nach den Steigen und Richtwegen, die er etwa einzuschlagen habe.

„Der Mond wird bald aufgehen," sagte der Alte, „bei Nachtzeit ist jetzt das beste Wandern."

Sie sprachen noch eine Weile fort. Als es aber dunkler wurde, verstummte der Alte allgemach und sah mit gespannten Augen durch die trüben Scheiben in den Garten hinaus. Und wie Gabriel die friedliche Gestalt des Greises so sich gegenübersah — aus der tiefen Dämmerung, die nach und nach die Kammer erfüllt hatte, noch kaum hervorsehend — da schwieg auch er. So wurde es immer stiller; die alte Wanduhr hatte allein das Wort behalten.

Endlich, da Regine noch immer nicht zurückkehrte, und schon die Mondhelle von jenseit des Gartens heraufkam, stand er auf, um von dem Mädchen Abschied zu nehmen. Er ging in den Garten; aber er sah dort nichts von ihr. Da hörte er es zwischen den Erbsenbeeten rauschen; und hier fand er sie, ein

Körbchen neben sich, das schon zur Hälfte mit den gepflückten Schoten angefüllt war.

„Es ist spät, Regine,“ sagte er, indem er zwischen die Ranken zu ihr hineintrat, „ich werde gehen müssen; ich möchte mit Sonnenaufgang in der Stadt sein.“

Regine pflückte weiter, ohne aufzusehen. „Es ist nicht gar so weit,“ sagte sie, und bückte sich, und langte zwischen den Stangen durch nach den tiefst hängenden Schoten.

„Kommst Du denn auch nach drüben?“ fragte Gabriel.

„Ich? — — Ich nicht; ich komme nicht so weit. Nur einmal war ich fort; mein Vater hatte eine Schwester im Norden, wir fuhren fast den ganzen Tag. Aber mir gefiel's nicht dort; ich verstand die Ausrede der Leute nicht, und wenn ich mit ihnen sprach, fragten sie mich allezeit, wo ich zu Haus sei.“

„Aber Du hast es einsam hier; so alle Tage mit dem alten Mann!“

Sie nickte. „Im Dorfe drunten ist's lustiger! Sie haben dem Alten auch öfters zugeredet, der Vogt und meine Mutter; aber er zieht nicht fort von hier;

er sagt, er könne die Luft nicht vertragen zwischen den Häusern in der Dorfstraße."

Gabriel hatte sich zu ihr gesetzt und half ihr pflücken. Regine schüttelte mitunter das Körbchen, das schon den Vorrath nicht mehr fassen wollte. Die Dämmerung nahm immer zu; sie suchten mit den Händen nach den Schoten, die sie kaum noch sehen konnten und die endlich immer wieder über den Rand des voll gehäuften Korbes hinabglitten. Aber sie ließen nicht ab; sie pflückten langsam weiter, als sei es ihnen damit angethan. — Da hörte Gabriel einen Ton, dumpf, als käme er aus der Erde; und der Boden unter ihm schütterte kaum merklich. — Er neigte das Ohr gegen die Erde und horchte. Da war es wieder; und bald noch einmal. Was geschah drüben, daß jetzt zur Nachtzeit die Kanonen gingen? — — Regine schien nichts davon gehört zu haben; denn sie hob den Kopf ein wenig und sagte: „Es schlägt zehn Uhr im Dorf." Gabriel sprang auf; eine sehnsüchtige Ungeduld befiel ihn, es litt ihn nicht länger in der ahnungslosen Stille dieses Ortes. „Regine," sagte er laut, „wenn ich nun wiederkäme!"

Sie wandte rasch den Kopf zu ihm empor, und

er sah bei der Dämmerung in ihre großen glänzenden Augen.

Dann hörten sie die Schritte des alten Mannes auf dem Gartensteige, und Gabriel trat ihm entgegen, um ihm zu danken und zu sagen, daß er gehen wolle. Als aber dieser ihm noch einmal den nun einzuschlagenden Richtweg bedeuten wollte, stand Regine auf und sagte ruhig: „Laßt nur, Großvater; ich gehe mit zur Fähre.“

Der Großvater nickte und reichte Gabriel die Hand; dann aber, ihn noch einmal an der Kugelbüchse zurückhaltend, auf die er schon in der Kammer unterweilen einen scharfen Blick geworfen hatte, sagte er mit schlauem Lächeln: „Wir sehen uns noch wieder, junger Herr; Sie kommen schon zurück — — — morgen oder übermorgen.“ — Darauf trat er unter die Hausthür, und Gabriel folgte Reginen durch den Garten. Als sie auf die Wiese hinausgekommen waren, schien ihnen der Mond in's Angesicht. Am Immenhofe führte der Pfad vorüber; aber es war still geworden darinnen; nur ein Nachtschmetterling flog surrend über das schlafende Königreich der Bienen. Kaum einige tausend Schritte vor ihnen lag der

Wald mit seiner schwarzen geheimnißvollen Masse. Als sie die feuchten Schatten erreicht hatten, welche weithin über die Wiesen fielen, konnte Gabriel eine kurze Leiter aus Fichtenstämmen erkennen, welche zwischen dichten Gebüschen in das höher gelegene Gehege hinaufführte. Sie bogen das Gezweig bei Seite und traten von der Leiter in das Innere des Waldes. Ein Fußpfad, jetzt kaum erkennbar in der Dämmerung, führte sie seitwärts hart am Waldessaum entlang, so daß sie zwischen den einzelnen Bäumen und Gebüschen auf die draußen im Mondschein liegenden Wiesen hinaussehen konnten. Regine ging voran. Das Mondlicht spielte zwischen den Zweigen herein und hing sich wie Tropfen an den dunkeln Blättern; mitunter streifte ein voller Strahl den blonden Mädchenkopf, der dann auf einen Augenblick klar aus dem Dunkel hervortrat, um sogleich wieder darin zu verschwinden. Gabriel ging schweigend hinter ihr her; er hörte nichts, als das Rauschen ihrer Füße in dem überjährigen Laube und das Arbeiten der Käfer in den Baumrinden; kein Luftzug; nur das feine elektrische Knistern in den Blättern rührte sich kaum hörbar. Nach einer Weile kam aus

dem Dunkel des Waldes etwas angerannt und trabte ihnen zur Seite. Gabriel sah zwei Augen in seiner Nähe blitzen. „Was ist das?“ fragte er.

Ein Rehkalb sprang in den Weg. „Das ist mein Kamerad!“ rief das Mädchen; dann lief sie pfeilschnell auf dem Steige fort; das Thier hinter ihr drein.

Gabriel blieb zurück und lehnte sich an einen Baum; er hörte es zwischen den Büschen rauschen, er hörte das Mädchen in die Hände klatschen, dann Alles in der Ferne verschwinden. Es wurde still um ihn her; nur die geheimnißvolle Musik der Sommernacht wurde wieder seinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Athem an, er lauschte, er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie auftauchten und wieder hinschwanden; bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erschrecken nahe; unbegreifbar leise, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wiesen hinabliefen, oder war es die Nacht selbst, die so melodisch rann. Der Morgen, an dem er das Haus verlassen hatte, der Abschied von seiner Mutter lag hinter ihm wie eine längst vergangene Zeit.

Endlich kam das Mädchen zurück. Sie legte die Hand auf seine Büchse. „Es ist so zahm," sagte sie, „wir rennen oft zusammen!"

Das Klirren des Gehenkes weckte ihn. „Komm nur," sagte er, „und weise mir den Weg!" Sie schwieg einen Augenblick; dann, dem Gaste gehorsam, bog sie von dem Steige, auf dem sie bisher gewandert waren, quer in den Wald hinein. Jeder betretene Pfad hörte hier auf; Baumwurzeln krochen am Boden hin und fingen den Fuß des Wanderers; niederhängende Zweige schlugen ihm in's Gesicht oder zupften ihn an der Büchse; es wurde so finster, daß er die Gestalt des Mädchens, welche waldkundig und unversehrt durch die Zweige schlüpfte, nicht mehr erkennen konnte. Nur manchmal, wenn er plötzlich von unsichtbaren Dornen geritzt, einen ungeduldigen Aufruf nicht zu unterdrücken vermochte, hörte er vor sich ihr schadenfrohes Gelächter. Endlich aber harrte sie seiner und reichte ihm schweigend die Hand zurück. So gingen sie weiter. Ein Plätschern scholl aus der Ferne; Gabriel lauschte. „Es ist das Fährboot," sagte sie, „dort unten liegt die Bucht." Bald konnte er deutlich das Geräusch von Ruderschlägen unter-

scheiden; dann traten die Bäume plötzlich auseinander und sie sahen frei in's Land hinaus, das in den sanften Umrissen der Mondbeleuchtung zu ihren Füßen lag. Die Wiesen waren ganz von silbergrauem Thau bedeckt; darüber lief der Fußpfad wie ein dunkler Strich zur Bucht hinab. Die Brücke des Mondspiegels streckte sich zitternd über das Wasser; das Fährboot, von der andern Seite kommend, trat eben wie ein Schatten in den hellen Schein. Gabriel blickte nach dem jenseitigen Ufer hinab; aber er sah nur Duft und Dämmerung.

„Nicht weiter," sagte das Mädchen, und zog ihre Hand aus der seinen; „hier über die Wiesen geht der Weg zur Fähre; Du kannst nicht fehlen."

Sie selber standen noch im Schatten; aber bei der Fülle des Lichtes, die draußen webte, konnte er ihre ganze Gestalt erkennen und jedes Regen ihrer Gliedmaßen. Sie hatte im Laufen ihre Flechten aufgebunden, die nun wie ein Kranz auf ihrem Scheitel lagen. Sie erschien ihm auf einmal so stolz und jungfräulich; er konnte die Augen nicht von ihr lassen, als sie in den Mondschein hinauswies und ihm die Wege zeigte, die er gehen solle.

„So leb denn wohl, Regine!“ sagte er, und reichte ihr die Hand.

Aber sie trat vor ihm zurück und sagte zögernd: „Sag mir noch Eines; . . . weshalb mußt Du in den Krieg?“

„Weißt Du es nicht, Regine?“

Sie schüttelte den Kopf. „Großvater spricht nicht davon,“ sagte sie, und sah wie ein Kind an ihm herauf.

Er verlor sich stumm in ihren Augen; eine Nachtigall schlug plötzlich neben ihnen aus den Büschen, die Blätter säuselten. Sie stand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Athmen; nur in ihren Augen, im tiefsten Grunde, rührte sich die Seele; er wußte nicht, was so ihn anschaute.

„Sprich nur!“ sagte sie endlich.

Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es ist für diese Erde,“ sagte er, „für Dich, für diesen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut Dir hier begegne, den Du nicht verstehst, damit es hier so bleibe wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimath!“

Sie strich mit der Hand über ihre Haare, als wenn ein Schauer sie berühre. „Geh!“ sagte sie leise, „gute Nacht!“

„Gute Nacht; — — — wo find' ich Dich denn wieder?“

Sie legte ihre Hände um seinen Nacken und sagte: „Ich bleibe hier zu Haus!“

Er küßte sie. „Gute Nacht, Regine!“

Sie löste ihre Hände von seinem Halse. Dann schritt er in die Mondnacht hinaus; und als er nach einer Weile am Ende der Wiese zurückblickte, da war es ihm, als stehe die schöne kindliche Gestalt noch immer an der Stelle, wo er von ihr gegangen, unbeweglich im schwärzesten Thore des Waldes.

* * *

Ich hatte das Buch zusammengelegt und sah durch die Hüttenreihen in den grauen Tag hinaus. Gabriel trat zu mir und lehnte die blank geputzte Büchse an meine Schulter. Sie blitzte mich an. Ich aber, des Gelesenen gedenkend, fragte ihn: „Und was bedeutet nun das welke Blatt?“

„Noch einmal!“ rief er, „es ist grün, so grün wie Juniblätter!“

„Und Du bist niemals wieder dort gewesen?“

„Pagina hundertunddreizehn!“ sagte er lächelnd.

Ich schlug noch einmal nach. Schon wieder Verse!

* * *

Pagina 113.

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und stänď sie noch im Blätterschatten
Inmitten jener Sommernacht,
Und fänď ich selber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld —
Sie schritte doch vom Waldessaume
Niemals hinunter in die Welt.

* * *

„Und wenn sie doch hinunterschritte!“ sagte ich.

„Dann wollen wir die Büchse laden! Der Wald und seine Schöne sind in Feindeshänden.“

Unter dem Tannenbaum.

Eine Dämmerstunde.

Es war das Arbeitszimmer eines Beamten. Der Eigenthümer, ein Mann in den Vierzigern, mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, aber milden, lichtblauen Augen unter dem schlichten, hellblonden Haar, saß an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch; damit beschäftigt, einzelne Schriftstücke zu unterzeichnen, welche der daneben stehende alte Amtsbote ihm überreichte. Die Nachmittagssonne des Decembers beleuchtete eben mit ihrem letzten Strahl das große, schwarze Dintenfaß, in das er dann und wann die Feder tauchte. Endlich war Alles unterschrieben.

„Haben Herr Amtsrichter sonst noch Etwas?“ fragte der Bote, indem er die Papiere zusammenlegte.

„Nein, ich danke Ihnen."

„So habe ich die Ehre, vergnügte Weihnachten zu wünschen."

„Auch Ihnen, lieber Erdmann."

Der Bote sprach einen der mitteldeutschen Dialecte; in dem Tone des Amtsrichters war etwas von der Härte jenes nördlichsten deutschen Volksstammes, der vor wenigen Jahren, und diesmal vergeblich, in einem seiner alten Kämpfe mit dem fremden Nachbarvolke geblutet hatte. — Als sein Untergebener sich entfernte, nahm er unter den Papieren einen angefangenen Brief hervor und schrieb langsam daran weiter.

Die Schatten im Zimmer fielen immer tiefer. Er sah nicht die schlanke Frauengestalt, die hinter ihm mit leisen Schritten durch die Thür getreten war; er bemerkte es erst, als sie den Arm um seine Schulter legte. — Auch ihr Antlitz war nicht mehr jung; aber in ihren Augen war noch jener Ausdruck von Mädchenhaftigkeit, den man bei Frauen, die sich geliebt wissen, auch noch nach der ersten Jugend findet. „Schreibst Du an meinen Bruder?" fragte sie, und in ihrer Stimme, nur etwas mehr gemildert, war dieselbe Klangfarbe wie in der ihres Mannes.

Er nickte. „Lies nur selbst!“ sagte er, indem er die Feder fortlegte und zu ihr empor sah.

Sie beugte sich über ihn herab; denn es war schon dämmerig geworden. So las sie, langsam wie er geschrieben hatte:

„Ich bin wieder gesund und arbeitsfähig, — glücklicherweise; denn das ist die Noth der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in jeder Stunde neu erschaffen muß. So schlecht es immer sein mag, darin habt Ihr es doch gut daheim; und wer wäre nicht gern geblieben, wenn er nur ein Stück Brot und jenes unentbehrliche „sanfte Ruhekissen“ des alten Sprichworts sich hätte erhalten können.“

Sie legte schweigend die Hand auf seine Stirn, während er, der ihren Augen gefolgt war, das Blatt umwandte. Dann las sie weiter:

„Der guten und klugen Frau, die Du vorige Weihnachten bei uns hast kennen lernen, bin ich so glücklich gewesen, durch die Vermittlung eines Vergleichs mit ihrem Gutsnachbarn einen wirklichen Dienst zu leisten; der schöne, so sehr von ihr begehrte Wald ist seit Kurzem endlich in ihren Besitz

gelangt. Hätten wir morgen für Deinen Freund Harro nur eine Tanne aus diesem Walde! Denn hier ist viele Meilen in die Runde kein Nadelholz zu finden. Was aber ist ein Weihnachtsabend ohne jenen Baum mit seinem Duft voll Wunder und Geheimniß?"

„Aber Du," sagte der Amtsrichter, als seine Frau gelesen hatte, „Du bringst in Deinen Kleidern den Duft des echten Weihnachtsabends!"

Sie langte lächelnd in den Schlitz ihres Kleides und legte ein großes Stück braunen Weihnachtskuchen vor ihm auf den Tisch. „Sie sind eben vom Bäcker gekommen," sagte sie, „prob nur; Deine Mutter backt sie Dir nicht besser!"

Er brach einen Brocken ab und prüfte ihn genau; aber er fand Alles, was ihn als Knaben daran entzückt hatte; die Masse war glashart, die eingerollten Stückchen Zucker wohl zergangen und candirt. „Was für gute Geister aus diesem Kuchen steigen," sagte er, sich in seinen Arbeitsstuhl zurücklehnend; „ich sehe plötzlich, wie es daheim in dem alten, steinernen Hause Weihnacht wird. — Die Messingthürklinken sind womöglich noch blanker, als sonst; die große gläserne

Flurlampe leuchtet heute noch heller auf die Stuck-schnörkel an den sauber geweißten Wänden; ein Kinderstrom um den andern, singend und bettelnd, drängt durch die Hausthür; vom Keller herauf aus der geräumigen Küche zieht der Duft des Gebäckes in ihre Nasen, das dort in dem großen kupfernen Kessel über dem Feuer prasselt. — Ich sehe Alles; ich sehe Vater und Mutter — Gott sei gedankt, sie leben beide! — aber die Zeit, in die ich hinabblicke, liegt in so tiefer Ferne der Vergangenheit! — — Ich bin ein Knabe noch! — Die Zimmer zu beiden Seiten des Flurs sind erleuchtet; rechts ist die Weihnachtsstube. Während ich vor der Thür stehe, horchend, wie es drinnen in dem Knittergold und in den Tannenzweigen rauscht, kommt von der Hoftreppe herauf der Kutscher, eine Stange mit einem Wachslichtendchen in der Hand. — „Schon anzünden, Thoms?“ Er schüttelt schmunzelnd den Kopf und verschwindet in die Weihnachtsstube. — Aber wo bleibt denn Onkel Erich? — — Da kommt es draußen die Treppe hinauf; die Hausthür wird aufgerissen. Nein, es ist nur sein Lehrling, der die lange Pfeife des „Herrn Rathsverwandters“ bringt;

ihm nach quillt ein neuer Strom von Kindern; zehn kleine Kehlen auf einmal stimmen an: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" Und schon ist meine Großmutter mitten zwischen ihnen, die alte, geschäftige Frau, den Speisekammerschlüssel am kleinen Finger, einen Teller voll Gebäckes in der Hand. Wie blitzschnell das verschwindet! Auch ich erwische mein Theil davon, und eben kommt auch meine Schwester mit dem Kindermädchen, festlich gekleidet, die langen Zöpfe frisch geflochten. Ich aber halte mich nicht auf; ich springe drei Stufen auf einmal die Treppe nach dem Hofe hinab."

Es war allmälig dunkel geworden; die Frau des Amtsrichters hatte leise einen Actenstoß von einem Stuhl entfernt und sich an die Seite ihres Mannes gesetzt.

„Drüben in dem Seitengebäude ist das Arbeitszimmer meines Vaters. Auf die Vordiele dort fällt heute kein Lichtschein aus dem Thürfenster der Schreiberstube; der alte Tausendkünstler ist von meiner Mutter drinnen bei den Weihnachtsgeheimnissen angestellt. Aber ich tappe mich im Dunkeln vorwärts; denn gegenüber in seinem Zimmer höre ich die Schritte

meines Vaters. Er arbeitet schon nicht mehr. Ich öffne leise die Thür; wie deutlich sehe ich ihn vor mir, ihn selbst und das große, verräucherte Gemach, in dem der harte Schlag der alten Wanduhr pickt! Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwischen den mit Papieren bedeckten Tischen umher, in der einen Hand den Messingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgestreckt, als solle jetzt alles Störende fern gehalten werden. Er öffnet die Schublade seines kleinen Stehpults und nimmt die große goldene Tabatière aus der Fischhautkapsel, einst ein Geschenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam, dann nach des Urgroßvaters Tode eine Ehren- und Vertrauensgabe an ihn. Aber er ist noch nicht fertig; aus dem Geldkörbchen werden blanke Silbermünzen für die Dienstboten hervorgesucht, eine Goldmünze für den Schreiber. „Ist Onkel Erich schon da?“ fragt er, ohne sich nach mir umzusehen. — „Noch nicht, Vater! Darf ich ihn holen?“ — „Das könntest Du ja thun.“ Und fort renne ich durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ecke am Hafen entlang, und während ich drunten aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das

alte Giebelhaus mit dem Vorbau erreicht. Die Thür wird aufgerissen, daß die Klingel weithin durch Flur und Pesel schallt. — Vor dem Ladentisch steht der alte Commis, der das Detailgeschäft leitet. Er sieht mich etwas grämlich an. „Der Herr ist in seinem Comptoir,“ sagt er trocken; er liebt die wilde naseweise Range nicht. Aber, was geht's mich an. — Fort mach' ich hinten zur Hofthür hinaus, über zwei kleine finstere Höfe, dann in ein uraltes seltsames Nebengebäude, in welchem sich das Allerheiligste des Onkels befindet. Ohne Unfall komme ich durch den engen dunkeln Gang und klopfe an eine Thür. — „Herein!“ Da sitzt der kleine Herr in dem feinen braunen Tuchrock an seinem mächtigen Arbeitspult; der Schein der Comptoirlampe fällt auf seine freundlichen kleinen Augen und auf die mächtige Familiennase, die über den frischgestärkten Vatermördern hinausragt. — „Onkel, ob Du nicht kommen wolltest!“ sage ich, nachdem ich Athem geschöpft habe. — „Wollen wir uns noch einen Augenblick setzen!“ erwidert er, indem seine Feder summirend über das Folium des aufgeschlagenen Hauptbuches hinabgleitet. — Mir wird ganz behaglich zu Sinne, ich werde

nicht ein bischen ungeduldig; aber ich setze mich auch nicht; ich bleibe stehen und besehe mir die Englands- und Westindienfahrer des Onkels, deren Bilder an der Wand hängen. Es dauert auch nicht lange, so wird das Hauptbuch herzhaft zugeklappt, das Schlüsselbund rasselt und: „Sieh so," sagt der Onkel, „fertig wären wir!" Während er sein spanisches Rohr aus der Ecke langt, will ich schon wieder aus der Thür; aber er hält mich zurück. „Ah, wart' doch mal ein wenig! Wir hätten hier wohl noch so etwas mitzunehmen." Und aus einer dunkeln Ecke des Zimmers holt er zwei wohlversiegelte, geheimnißvolle Päckchen. — Ich wußte es wohl, in solchen Päckchen steckte ein Stück leibhaftigen Weihnachtens; denn der Onkel hatte einen Bruder in Hamburg, und er trat nicht mit leeren Händen an den Tannenbaum. So nie gesehenes, märchenhaftes Zuckerzeug, wie er mitten in der Bescheerung noch mir und meiner Schwester auf unsere Weihnachtsteller zu legen pflegte, ist mir später niemals wieder vorgekommen.

„Bald darauf steige ich an der Hand des Onkels die breite Steintreppe zu unserm Hause hinauf. Ein paar Augenblicke verschwindet er mit seinen Päckchen

in die Weihnachtsstube; es ist noch nicht angezündet, aber durch die halbgeöffnete und rasch wieder geschlossene Thür glitzert es mir entgegen aus der noch drinnen herrschenden ahnungsvollen Dämmerung. Ich schließe die Augen, denn ich will nichts sehen, und trete in das gegenüberliegende, festlich erleuchtete Zimmer, das ganz von dem Duft der braunen Kuchen und des heute besonders fein gemischten Thees erfüllt ist. Die Hände auf dem Rücken mit langsamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. „Nun, seid Ihr da?“ fragt er stehen bleibend. — Und schon ist auch Onkel Erich bei uns; mir scheint, die Stube wird noch einmal so hell, da er eintritt. Er grüßt die Großmutter, den Vater; er nimmt meiner Schwester die Tasse ab, die sie ihm auf dem gelblackirten Brettchen präsentirt. „Was meinst Du,“ sagt er, indem er seinen Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben sucht, „es wird wohl heute nicht viel für uns abfallen!“ Aber er lacht dabei so tröstlich, daß diese Worte wie eine goldene Verheißung klingen. Dann, während in dem blanken Messingcomfort der Theekessel saust, beginnt er eine seiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage,

seit man sich nicht gesehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierstocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtasse; es floß Alles so sanft dahin, daß man ganz davon erquickt wurde. Und wenn er gar eine Pause machte, um das bisher Erzählte im behaglichsten Gelächter nach zu genießen, wer hätte da nicht mitgelacht! Mein Vater nimmt vergeblich seine kritische Prise; er muß endlich doch mit einstimmen. Dies harmlose Geplauder — es ist mir das erst später klar geworden — war die Art, wie der thätige Geschäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir ist, als verstände das jetzt Niemand mehr. — Aber während der Onkel so erzählt, steckt plötzlich meine Mutter, die seit Mittag unsichtbar gewesen ist, den Kopf in's Zimmer. Der Onkel macht ein Compliment und bricht seine Geschichte ab; die Thür und die gegenüberliegende Thür werden weit geöffnet. Wir treten zögernd ein; und vor uns, zurückgestrahlt von dem großen Wandspiegel, steht der brennende Baum mit seinen Flittergoldfähnchen, seinen weißen Netzen und goldenen Eiern, die wie Kinderträume in den dunkeln Zweigen hängen.“ — —

„Paul,“ sagte die Frau, „und wenn wir ihn noch so weit herbeischaffen sollten, wir müssen wieder einen Tannenbaum haben. Der arme Junge hat sich selbst einen Weihnachtsgarten gebaut; er ist nur eben wieder fort, um Moos aus dem Eichenwäldchen zu holen.“

Der Amtsrichter schwieg einen Augenblick. — „Es thut nicht gut, in die Fremde zu gehen,“ sagte er dann, „wenn man daheim schon am eigenen Heerd gesessen hat. — Mir ist noch immer, als sei ich hier nur zu Gaste, und morgen oder übermorgen sei die Zeit herum, daß wir alle wieder nach Hause müßten!“

Sie faßte die Hand ihres Mannes und hielt sie fest in der ihrigen, aber sie antwortete nichts darauf.

„Gedenkst Du noch an einen Weihnachten?“ hub er wieder an, „ich hatte die Studentenjahre hinter mir und lebte nun noch einmal, zum letzten Mal, eine kurze Zeit als Kind im elterlichen Hause. Freilich war es dort nicht mehr so heiter, wie es einst gewesen; es war Unvergeßliches geschehen, die alte Familiengruft unter der großen Linde war ein paar Mal offen gewesen; meine Mutter, die unermüdlich thätige Frau, ließ oft mitten in der Arbeit die Hände sinken und stand regungslos, als habe sie sich selbst

vergessen. Wie unsere alte Margreth' sagte, sie trug ein Kämmerchen in ihrem Kopf, drin spielte ein todtes Kind. — Nur Onkel Erich, freilich ein wenig grauer als sonst, erzählte noch seine kleinen freundlichen Geschichten, und auch die Schwester und die Großmutter lebten noch. Damals war jener Weihnachtsabend; ein junges schönes Mädchen, war zu der Schwester auf Besuch gekommen. Weißt Du, wie sie hieß?"

„Ellen," sagte sie leise und lehnte den Kopf an die Brust ihres Mannes.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete ein paar Silberfäden in dem braunen seidigen Haar, das sie schlicht gescheitelt trug, schmucklos in einer Flechte um den Schildpattkamm gelegt.

Er strich mit der Hand über dies noch immer selten schöne Haar. „Ellen hatte auch bescheert bekommen," sprach er weiter; „auf dem kleinen Mahagonitische lagen Geschenke von meiner Mutter und was von ihren Eltern von drüben aus dem Schwesterlande herübergeschickt war. Sie stand mit dem Rücken gegen den brennenden Baum, die Hand auf die Tischplatte gestützt; sie stand schon lange so; ich

sehe sie noch;" — und er ließ seine Augen eine Weile schweigend auf dem schönen Antlitz seiner Frau ruhen; — „da war meine Mutter unbemerkt zu ihr getreten; sie faßte sanft ihre Hand und sah ihr fragend in die Augen. — Ellen blickte nicht um, sie neigte nur den Kopf; plötzlich aber richtete sie sich rasch auf und entfloh in's Nebenzimmer. Weißt Du es noch? Während meine Mutter leise den Kopf schüttelte, ging ich ihr nach; denn seit einem kleinen Zank am letzten Abend waren wir vertraute Freunde. Ellen hatte sich in der Ofenecke auf einen Stuhl gesetzt; es war fast dunkel dort; nur eine vergessene Kerze mit langer Schnuppe brannte in dem Zimmer. „Hast Du Heimweh, Ellen?" fragte ich. — „Ich weiß es nicht!" — Eine Weile stand ich schweigend vor ihr. „Was hast Du denn da in der Hand?" — „Willst Du es haben?" — Es war eine Börse von dunkelrother Seide. „Wenn Du sie für mich gemacht hast," sagte ich; denn ich hatte die Arbeit in den Tagen zuvor in ihren Händen gesehen und wohl bemerkt, wie Ellen sie, sobald ich näher kam, in ihrem Nähkästchen verschwinden ließ. — Aber Ellen antwortete nicht und gab mir auch nicht ihr Auge-

binde. Sie stand auf und putzte das Licht, daß es plötzlich ganz hell im Zimmer wurde. „Komm,“ sagte sie, „der Baum brennt ab, und Onkel Erich will noch Zuckerzeug bescheeren!“ Damit wehte sie sich mit ihrem Schnupftuch ein paar Mal um die Augen und ging in die Weihnachtsstube zurück, und als wir dann später am Pochbrett saßen, war sie die Ausgelassenste von allen. Von meinem Weihnachtsgeschenk war weiter nicht die Rede. — — Aber weißt Du, Frau?“ — und er ließ ihre Hand los, die er bis dahin festgehalten — „die Mädchen sollten nicht so eigensinnig sein; das hat mir damals keine Ruh gelassen; ich mußte doch die Börse haben, und darüber“ —

„Darüber, Paul? — Sprich nur dreist heraus!“

„Nun, hast Du denn von der Geschichte nichts gehört? darüber bekam ich nun auch noch das Mädchen in den Kauf.“

„Freilich,“ sagte sie, und er sah bei dem hellen Mondschein in ihren Augen etwas blitzen, das ihn an das übermüthige Mädchen erinnerte, das sie einst gewesen, „freilich weiß ich von der Geschichte, und ich kann sie Dir auch erzählen; aber es war ein

Jahr später, nicht am Weihnachts-, sondern am Neujahrsabend, und auch nicht hüben, sondern drüben."

Sie räumte das Dintenfaß und einige Papiere beiseite und setzte sich ihrem Manne gegenüber auf den Schreibtisch. „Der Vetter war bei Ellens Eltern zum Besuch, bei dem alten prächtigen Kirchspielvogt, der damals noch ein starker Nimrod war. — Ellen hatte noch niemals einen so schönen und langen Brief bekommen als den, worin der Vetter sich bei ihnen angemeldet; aber so gut wie mit der Feder wußte er mit der Flinte nicht umzugehen. Und dennoch, that es die Landluft oder der schöne Gewehrschrank im Zimmer des Kirchspielvogts, es war nicht anders, er mußte alle Tage auf die Jagd. Und wenn er dann Abends durchnäßt mit leerer Tasche nach Hause kam und die Flinte schweigend in die Ecke setzte — wie behaglich ergingen sich da die Stichelreden des alten Herrn. — „Das heißt Malheur, Vetter; aber die Hasen sind heuer alle wild gerathen!" — oder: „Mein Herzensjunge, was soll die Diana einmal von Dir denken!" Am meisten aber — — Du hörst doch, Paul?"

„Ich höre, Frau."

„Am meisten plagte ihn die Ellen; sie setzte ihm heimlich einen Strohkranz auf, sie band ihm einen Gänseflügel vor den Flintenlauf; eines Vormittags — weißt Du, es war Schnee gefallen — hatte sie einen Hasen, den der Knecht geschossen, aus der Speisekammer geholt, und eine Weile darauf saß er noch einmal auf seinem alten Futterplatz im Garten, als wenn er lebte, ein Kohlblatt zwischen den Vorderläufen. Dann hatte sie den Vetter gesucht und an die Hofthür gezogen. „Siehst Du ihn, Paul? da hinten im Kohl; die Löffel gucken aus dem Schnee!" — Er sah ihn auch; seine Hand zitterte. „Still, Ellen! Sprich nicht so laut! Ich will die Flinte holen!" Aber als kaum die Thür nach des Vaters Stube hinter ihm zuklappte, war Ellen schon wieder in den Schnee hinausgelaufen, und als er endlich mit der geladenen Flinte heranschlich, hing auch der Hase schon wieder an seinem sichern Haken in der Speisekammer. — Aber der Vetter ließ sich geduldig von ihr plagen."

„Freilich," sagte der Amtsrichter, und legte seine Arme behaglich auf die Lehne seines Sessels, „er hatte ja die Börse noch immer nicht!"

„Drum auch! die lag noch unangerührt droben in der Kommode, in Ellens Giebelstübchen. Aber — wo die Ellen war, da war der Vetter auch; heißt das, wenn er nicht auf der Jagd war. Saß sie drinnen an ihrem Nähtisch, so hatte er gewiß irgend ein Buch aus der Polterkammer geholt und las ihr daraus vor; war sie in der Küche und backte Waffeln, so stand er neben ihr, die Uhr in der Hand, damit das Eisen zur rechten Zeit gewendet würde. — So kam die Neujahrsnacht. Am Nachmittage hatten beide auf dem Hofe mit des Vaters Pistolen nach goldenen Eiern geschossen, die Ellen vom Weihnachtsbaum ihrer Geschwister abgeschnitten; und der Vetter hatte unter dem Händeklatschen der Kleinen zweimal das goldene Ei getroffen. Aber war's nun, weil er am andern Tage reisen mußte oder war's, weil Ellen fortlief, als er sie vorhin allein in ihrem Zimmer aufgesucht hatte — es war gar nicht mehr der geduldige Vetter — er that kurz und unwirsch und sah kaum noch nach ihr hin. — Das blieb den ganzen Abend so; auch als man später sich zu Tische setzte. Ellens Mutter warf wohl einmal einen fragenden Blick auf die beiden, aber sie sagte nichts darüber.

Der Kirchspielvogt hatte auf andere Dinge zu achten, er schenkte den Punsch, den er eigenhändig gebraut hatte; und als es drunten im Dorfe zwölf schlug, stimmte er das alte Neujahrslied von Johann Heinrich Voß an, das nun getreulich durch alle Verse abgesungen wurde. Dann rief man „Prost Neujahr!" und schüttelte sich die Hände, und auch Ellen reichte dem Vetter ihre Hand; aber er berührte kaum ihre Fingerspitzen. — So war's auch, da man sich bald darauf gute Nacht sagte. — Als das Mädchen droben allein in ihrem Giebelstübchen war — und nun merk auf, Paul, wie ehrlich ich erzähle! — da hatte sie keine Ruh' zum Schlafen; sie setzte sich still auf die Kante ihres Bettes, ohne sich auszukleiden und ohne der klingenden Kälte in der ungeheizten Kammer zu achten. Denn es kränkte sie doch; sie hatte dem Menschen ja nichts zu Leid' gethan. Freilich, er hatte sie gestern noch gefragt, ob sie den Hasen nicht wieder im Kohl gesehen; und sie hatte dazu den Kopf geschüttelt. — War es etwa das, und wußte er denn, daß er den Hasen schon vor drei Tagen selbst hatte mit verzehren helfen? — — Sie wollte den schönen Brief des Vetters einmal wieder lesen. Aber als

sie in die Tasche langte, vermißte sie den Kommoden-schlüssel. Sie ging mit dem Lichte hinab in die Wohnstube, und von dort, als sie ihn nicht gefunden, in die Küche, wo sie vorhin gewirthschaftet hatte.

„Von all dem Sieden und Backen des Abends war es noch warm in dem großen dunkeln Raume. Und richtig, dort lag der Schlüssel auf dem Fensterbrett. Aber sie stand noch einen Augenblick, und blickte durch die Scheiben in die Nacht hinaus. — So hell und weit dehnte sich das Schneefeld; dort unten zerstreut lagen die schwarzen Strohdächer des Dorfes; unweit des Hauses zwischen den kahlen Zweigen der Silberpappeln erkannte sie deutlich die großen Krähennester; die Sterne funkelten. Ihr fiel ein alter Reim ein, ein Zauberspruch, den sie vor Jahr und Tag von der Tochter des Schulmeisters gelernt hatte. Hinter ihr im Hause war es so still und leer; sie schauerte; aber trotz dessen wuchs in ihr das Gelüste, es mit den unheimlichen Dingen zu versuchen. So trat sie zögernd ein paar Schritte zurück. Leise zog sie den einen Schuh vom Fuße, und die Augen nach den Sternen und tief auf-athmend sprach sie: „Gott grüß dich, Abendstern!“

— — Aber was war das? Ging hinten nicht die Hofthür? Sie trat an's Fenster und horchte. — Nein, es knarrte wohl nur die große Pappel an der Giebelseite des Hauses. — Und noch einmal hub sie leise an und sprach:

„Gott grüß dich, Abendstern!
Du scheinst so hell von fern,
Ueber Osten, über Westen,
Ueber alle Krähennesten.
Ist einer zu mein' Liebchen geboren,
Ist einer zu mein' Liebchen erkoren,
Der komm, als er geht,
Als er steht,
In sein täglich Kleid!"

Dann schwenkte sie den Schuh und warf ihn hinter sich. Aber sie wartete vergebens; sie hörte ihn nicht fallen. Ihr wurde seltsam zu Muthe, das kam von ihrem Vorwitz! Welch unheimlich Ding hatte ihren Schuh gefangen, eh' er den Boden erreicht hatte? — Einen Augenblick noch stand sie so; dann mit dem letzten Restchen ihres Muthes wandte sie langsam den Kopf zurück. — Da stand ein Mann in der dunklen Thür, und es war Paul; er war richtig noch einmal auf den unglücklichen Hasen ausgewesen!"

„Nein, Ellen," sagte der Amtsrichter, „Du weißt

es wohl; das war es denn doch diesmal nicht; er hatte nur, wie Du, auch keine Ruh gefunden; — aber nun hielt er den kleinen Schuh des Mädchens in der Hand; und Ellen hatte sich am Heerd auf einen Stuhl gesetzt, mit geschlossenen Augen, die Hände gefaltet vor sich in den Schooß gestreckt. Es war kein Zweifel mehr, daß sie sich ganz verloren gab; denn sie wußte wohl, daß der Vetter Alles gehört und gesehen hatte. — Und weißt Du auch noch die Worte, die er zu ihr sprach?"

„Ja, Paul, ich weiß sie noch; und es war sehr grausam und wenig edel von ihm. „Ellen," sagte er, „ist noch immer die Börse nicht für mich gemacht?" — Doch Ellen that ihm auch diesmal den Gefallen nicht; sie stand auf und öffnete das Fenster, daß von draußen die Nachtluft und das ganze Sterngefunkel zu ihnen in die Küche drang."

„Aber," unterbrach er sie, „Paul war zu ihr getreten und sie legte still den Kopf an seine Brust; und noch höre ich den süßen Ton ihrer Stimme, als sie so, in die Nacht hinaus nickend, sagte: „Gott grüß dich, Abendstern!"

— — — — — — — — —

Die Thür wurde rasch geöffnet; ein kräftiger, etwa zehnjähriger Knabe trat mit einem brennenden Licht in's Zimmer. „Vater! Mutter!" rief er, indem er die Augen mit der Hand beschattete. „Hier ist Moos und Ephen und auch noch ein Wachholderzweig!"

Der Amtsrichter war aufgestanden. „Bist Du da, mein Junge!" sagte er und nahm ihm die Botanisirtrommel mit den heimgebrachten Schätzen ab.

Frau Ellen aber ließ sich schweigend von dem Schreibtisch herabgleiten und schüttelte sich ein wenig wie aus Träumen. Sie legte beide Hände auf ihres Mannes Schultern und blickte ihn eine Weile voll und herzlich an. Dann nahm sie die Hand des Knaben. „Komm, Harro," sagte sie, „wir wollen Weihnachtsgärten bauen!"

Unter dem Tannenbaum.

Der Weihnachtsabend begann zu dämmern. — Der Amtsrichter war mit seinem Sohne auf der Rückkehr von einem Spaziergange; Frau Ellen hatte sie auf ein Stündchen fortgeschickt. Vor ihnen im

Grunde lag die kleine Stadt; sie sahen deutlich, wie aus allen Schornsteinen der Rauch emporstieg; denn dahinter am Horizont stand feuerfarben das Abendroth. — Sie sprachen von den Großeltern drüben in der alten Heimath; dann von den letzten Weihnachten, die sie dort erlebt hatten.

„Und am Vorabend," sagte der Vater, „als Knecht Ruprecht zu uns kam mit dem großen Bart und dem Quersack und der Ruthe in der Hand!"

„Ich wußte wohl, daß es Onkel Johannes war," erwiderte der Knabe, „der hatte immer so etwas vor!"

„Weißt Du denn auch noch die Worte, die er sprach?"

Harro sah den Vater an und schüttelte den Kopf.

„Wart nur," sagte der Amtsrichter, „die Verse liegen zu Haus in meinem Pult; vielleicht bekomm ich's noch beisammen!" Und nach einer Weile fuhr er fort: „Entsinne Dich nur, wie erst die drei Ruthenhiebe von draußen auf die Thür fielen und wie dann die rauhe borstige Gestalt mit der großen Hakennase in die Stube trat!" Dann hub er langsam und mit tiefer Stimme an:

„Von drauß' vom Walde komm ich her,
Ich muß Euch sagen, es weihnachtet sehr!
Allüberall auf den Tannenspitzen
Sah ich goldene Lichtlein sitzen.
Und droben aus dem Himmelsthor
Sah mit großen Augen das Christkind hervor.
Und wie ich so strolcht' durch den dichten Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an;
„Knecht Ruprecht," rief es, „alter Gesell,
Hebe die Beine und spute Dich schnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelsthor ist aufgethan,
Alt' und Junge sollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruhn;
Und morgen flieg' ich hinab zur Erden,
Denn es soll wieder Weihnachten werden!"
Ich sprach: „O, lieber Herre Christ,
Meine Reise fast zu Ende ist;
Ich soll nur noch in diese Stadt,
Wo's eitel brave Kinder hat."
„Hast denn das Säcklein auch bei Dir?"
Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier;
Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Fressen fromme Kinder gern!"
„Hast denn die Ruthe auch bei Dir?"
Ich sprach: „Die Ruthe, die ist hier!
Doch für die Kinder nur, die schlechten,
Die trifft sie auf den Theil, den rechten!"
Christkindlein sprach: „So ist es recht,
So geh mit Gott mein treuer Knecht!"
Von drauß' vom Walde komm ich her;
Ich muß Euch sagen, es weihnachtet sehr!

Nun sprecht, wie ich's hierinnen find?
Sinds gute Kind', sinds böse Kind'?"

Aber," fuhr der Amtsrichter mit veränderter Stimme fort, „ich sagte dem Knecht Ruprecht:

„Der Junge ist von Herzen gut,
Hat nur mitunter was trotzigen Muth!"

„Ich weiß, ich weiß!" rief Harro triumphirend; und den Finger emporhebend, und mit listigem Ausdruck setzte er hinzu: „Dann kam so etwas!"

„Was Dich in großes Geschrei brachte; denn Knecht Ruprecht schwang seine Ruthe und sprach:

„Heißt es bei Euch denn nicht mitunter:
Nieder den Kopf und die Hosen herunter?"

„O," sagte Harro, „ich fürchtete mich nicht; ich war nur zornig auf den Onkel!"

Ueber der Stadt, die sie jetzt fast erreicht hatten, stand nur noch ein fahler Schein am Himmel. Es dunkelte schon; aber es begann zu schneien; leise und emsig fielen die Flocken und der Weg schimmerte schon weiß zu ihren Füßen.

Vater und Sohn waren eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen. — „Am Abend darauf," hub der Amtsrichter wieder an, „brannte der letzte

Weihnachtsbaum, den Du gehabt hast. Es war damals eine bewegte Zeit; sogar das Zuckerwerk zwischen den Tannenzweigen war kriegerisch geworden; unsere ganze Armee, Soldaten zu Pferde und zu Fuß! — Von alledem ist nun nichts mehr übrig!" setzte er leiser und wie mit sich selber redend hinzu.

Der Knabe schien etwas darauf erwidern zu wollen, aber ein Anderes hatte plötzlich seine Gedanken in Anspruch genommen. — Es war ein großer bärtiger Mann, der vor ihnen aus einem Seitenwege auf die Landstraße herauskam. Auf der Schulter balancirte er ein langes stangenartiges Gepäck, während er mit einem Tannenzweig, den er in der Hand hielt, bei jedem Schritt in die Luft peitschte. Wie er vorüberging, hatte Harro in der Dämmerung noch die große rothe Hakennase erkannt, die unter der Pelzmütze hinausragte. Auch einen Quersack trug der Mann, der anscheinend mit allerhand eckigen Dingen angefüllt war. Er ging rasch vor ihnen auf.

„Knecht Ruprecht!" flüsterte der Knabe, „hebe die Beine und spute Dich schnell!"

Das Gewimmel der Schneeflocken wurde dichter,

sie sahen ihn noch in die Stadt hinabgehen; dann entschwand er ihren Augen; denn ihre Wohnung lag eine Strecke weiter außerhalb des Thores.

„Freilich,“ sagte der Amtsrichter, indem sie rüstig zuschritten, „der Alte kommt zu spät; dort unten in der Gasse leuchteten schon alle Fenster in den Schnee hinaus.“

Endlich war das Haus erreicht. Nachdem sie auf dem Flur die beschneiten Ueberkleider abgethan, traten sie in das Arbeitszimmer des Amtsrichters. Hier war heute der Thee servirt; die große Kugellampe brannte, Alles war hell und aufgeräumt. Auf der saubern Damastserviette stand das feinlackirte Theebrett mit den Geburtstagstassen und dem rubinrothen Zuckerglase; daneben auf dem Fußboden in dem Comfort von Mahagonistäbchen mit blankem Messingeinsatz kochte der Kessel, wie es sein muß, auf gehörig durchgeglühten Torfkohlen; wie daheim einst in der großen Stube des alten Familienhauses, so dufteten auch hier in dem kleinen Stübchen die braunen Weihnachtskuchen nach dem Recept der Urgroßmutter. — Aber während die Mutter nebenan im Wohnzimmer noch das Fest bereitete, blieben Vater und Sohn

allein; kein Onkel Erich kam, ihnen feiern zu helfen. Es war doch anders als daheim.

Ein paar Mal hatte Harro mit bescheidenem Finger an die Thür gepocht, und ein leises „Geduld!" der Mutter war die Antwort gewesen. Endlich trat Frau Ellen selbst herein. Lächelnd — aber ein leiser Zug von Weh war doch dabei — streckte sie ihre Hände aus und zog ihren Mann und ihren Knaben, jeden bei einer Hand, in die helle Weihnachtsstube.

Es sah freundlich genug aus. Auf dem Tische in der Mitte, zwischen zwei Reihen brennender Wachskerzen, stand das kleine Kunstwerk, das Mutter und Sohn in den Tagen vorher sich selbst geschaffen hatten, ein Garten im Geschmack des vorigen Jahrhunderts mit glatt geschorenen Hecken und dunklen Lauben; Alles von Moos und verschiedenem Wintergrün zierlich zusammengestellt. Auf dem Teiche von Spiegelglas schwammen zwei weiße Schwäne; daneben vor dem chinesischen Pavillon standen kleine Herren und Damen von Papiermaché in Puder und Contuschen. — Zu beiden Seiten lagen die Geschenke für den Knaben; eine scharfe Lupe für die Käfersammlung, ein paar bunte Münchener Bilderbogen, die nicht

fehlen durften, von Schwind und Otto Speckter; ein Buch in rothem Halbfranzband; dazwischen ein kleiner Globus in schwarzer Kapsel, augenscheinlich schon ein altes Stück. „Es war Onkel Erichs letzte Weihnachtsgabe an mich;" sagte der Amtsrichter, „nimm Du es nun von mir! Es ist mir in diesen Tagen auf's Herz gefallen, daß ich ihm die Freude, die er mir als Kind gemacht, in späterer Zeit nicht einmal wieder gedankt —; nun haben sie mir den alten Herrn im letzten Herbst begraben!"

Frau Ellen legte den Arm um ihren Mann und führte ihn an den Spiegeltisch, auf dem heute die beiden silbernen Armleuchter brannten. Auch ihm hatte sie bescheert; das Erste aber, wonach seine Hand langte, war ein kleines Lichtbild. Seine Augen ruhten lange darauf, während Frau Ellen still zu ihm emporsah. Es war sein elterlicher Garten; dort unter dem Ahorn vor dem Lusthause standen die beiden Alten selbst, das noch dunkle volle Haar seines Vaters war deutlich zu erkennen.

Der Amtsrichter hatte sich umgewandt; es war, als suchten seine Augen etwas. Die Lichter an dem Moosgärtchen brannten knisternd fort; in ihrem

Schein stand der Knabe vor dem aufgeschlagenen Weihnachtsbuch. Aber droben unter der Decke des hohen Zimmers war es dunkel; der Tannenbaum fehlte, der das Licht des Festes auch dort hinauf getragen hätte.

Da klingelte draußen im Flur die Glocke und die Hausthür wurde polternd aufgerissen. „Wer ist denn das?“ sagte Frau Ellen; und Harro lief zur Thür und sah hinaus.

Draußen hörten sie eine rauhe Stimme fragen: „Bin ich denn hier recht beim Herrn Amtsrichter?“ Und in demselben Augenblicke wandte auch der Knabe den Kopf zurück und rief: „Knecht Ruprecht; Knecht Ruprecht!“ Dann zog er Vater und Mutter mit sich aus der Thür.

Es war der große bärtige Mann, der den beiden Spaziergängern vorhin oberhalb der Stadt begegnet war; bei dem Schein des Flurlämpchens sahen sie deutlich die rothe Hakennase unter der beschneiten Pelzmütze leuchten. Sein langes Gepäck hatte er gegen die Wand gelehnt. „Ich habe das hier abzugeben!“ sagte er, indem er auch den schweren Quersack von der Schulter nahm.

„Von wem denn?“ fragte der Amtsrichter.

„Ist mir nichts von aufgetragen worden.“

„Wollt Ihr denn nicht näher treten?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ist Alles schon besorgt! Habt gute Weihnacht bei einander!“ Und indem er noch einmal mit der großen Nase nickte, war er schon zur Thür hinaus.

„Das ist eine Bescherung!“ sagte Frau Ellen fast ein wenig schüchtern.

Harro hatte die Hausthür aufgerissen. Da sah er die große dunkele Gestalt schon weithin auf dem beschneiten Wege hinausschreiten.

Nun wurde die Magd herbeigerufen, deren Bescherung durch dieses Zwischenspiel bis jetzt verzögert war; und als mit ihrer Hülfe die verhüllten Dinge in das helle Weihnachtszimmer gebracht waren, kniete Frau Ellen auf dem Fußboden und begann mit ihrem Trennmesser die Nähte des großen Packens aufzulösen. Und bald fühlte sie, wie es von innen heraus sich dehnte und die immer schwächer werdenden Bande zu sprengen strebte; und als der Amtsrichter, der bisher schweigend dabei gestanden, jetzt die letzten Hüllen abgestreift hatte und es aufrecht vor sich hin-

gestellt hielt, da war's ein ganzer mächtiger Tannenbaum, der nun nach allen Seiten seine entfesselten Zweige ausbreitete. Lange schmale Bänder von Knittergold rieselten und blitzten überall von den Spitzen durch das dunkele Grün herab; auch die Tannäpfel waren golden, die unter allen Zweigen hingen.

Harro war indeß nicht müssig gewesen, er hatte den Quersack aufgebunden; mit leuchtenden Augen brachte er einen flachen, grün lackirten Kasten geschleppt. „Horch, es rappelt!" sagte er; „es ist ein Schubfach darin!" Und als sie es aufgezogen, fanden sie wohl ein Schock der feinsten weißen Wachskerzchen.

„Das kommt von einem echten Weihnachtsmann," sagte der Amtsrichter, indem er einen Zweig des Baumes herunterzog, da sitzen schon überall die kleinen Blechlampetten!"

Aber es war nicht nur ein Schubfach in dem Kasten; es war auch obenauf ein Klötzchen mit einem Schraubengang. Der Amtsrichter wußte Bescheid in diesen Dingen; nach einigen Minuten war der Baum eingeschroben und stand fest und aufrecht, seine grüne Spitze fast bis zur Decke streckend. — Die

alte Magd hatte ihre Schüssel mit Aepfel und Pfeffernüssen stehen lassen; während die anderen drei beschäftigt waren, die Wachskerzen aufzustecken, stand sie neben ihnen, ein lebendiger Candelaber, in jeder Hand einen brennenden Armleuchter emporhaltend. — Sie war aus der Heimath mit herübergekommen und hatte sich von allen am schwersten in den Brauch der Fremde gefunden. Auch jetzt betrachtete sie den stolzen Baum mit mißtrauischen Augen. „Die goldenen Eier sind denn doch vergessen!" sagte sie.

Der Amtsrichter sah sie lächelnd an: „Aber, Margreth, die goldenen Tannäpfel sind doch schöner!"

„So, meint der Herr? Zu Hause haben wir immer die goldenen Eier gehabt."

Darüber war nicht zu streiten; es war auch keine Zeit dazu. Harro hatte sich indessen schon wieder über den Quersack hergemacht. „Noch nicht anzünden!" rief er, „das Schwerste ist noch darin!"

Es war ein fest vernageltes hölzernes Kistchen. Aber der Amtsrichter holte Hammer und Meißel aus seinem Geräthkästchen; nach ein paar Schlägen sprang der Deckel auf und eine Fülle weißer Papierspähne quoll ihnen entgegen. — „Zuckerzeug!" rief Frau

Ellen, und streckte schützend ihre Hände darüber aus. „Ich wittere Marzipan! Setzt Euch; ich werde auspacken!"

Und mit vorsichtiger Hand langte sie ein Stück nach dem andern heraus und legte es auf den Tisch, das nun von Vater und Sohn aus dem umhüllenden Seidenpapier herausgewickelt wurde.

„Himbeeren!" rief Harro, „und Erdbeeren, ein ganzer Strauß!"

„Aber siehst Du es wohl?" sagte der Amtsrichter, „es sind Walderdbeeren; so welche wachsen in den Gärten nicht."

Dann kam, wie lebend, allerlei Geziefer; Hornisse und Hummeln und was sonst im Sonnenschein an stillen Waldplätzchen umherzusummen pflegt, zierlich aus Dragant gebildet, mit goldbestäubten Flügeln; nun eine Honigwabe — die Zellen mochten mit Liquer gefüllt sein — wie sie die wilde Biene in den Stamm der hohlen Eiche baut; und jetzt ein großer Hirschkäfer, von Chocolade, mit gesperrten Zangen und ausgebreiteten Flügeldecken. „Cervus lucanus!" rief Harro und klatschte in die Hände.

An jedem Stück war, je nach der Größe, ein

lichtgrünes Seidenbändchen. Sie konnten der Lockung nicht widerstehen; sie begannen schon jetzt den Baum damit zu schmücken, während Frau Ellens Hände noch immer neue Schätze an's Licht förderten.

Bald schwebte zwischen den Immen auch eine Schaar von Schmetterlingen an den Tannenspitzen; da war der Himbeerfalter, die silberblaue Daphnis und der olivenfarbige Waldargus, und wie sie alle heißen mochten, die Harro hier vergebens aufzujagen gesucht hatte. — Und immer schwerer wurden die Päckchen, die eins nach dem andern von den eifrigen Händen geöffnet wurden. Denn jetzt kam das Geschlecht des größern Geflügels; da kam der Dompfaff und der Buntspecht, ein paar Kreuzschnäbel, die im Tannenwald daheim sind; und jetzt — Frau Ellen stieß einen leichten Schrei aus — ein ganzes Nest voll kleiner schnäbelaufsperrender Vögel; und Vater und Sohn geriethen mit einander in Streit, ob es Goldhähnchen oder junge Zeisige seien, während Harro schon das kleine Heimwesen im dichtesten Tannengrün verbarg.

Noch ein Waldbewohner erschien; er mußte vom Buchenrevier herübergekommen sein; ein Eichhörnchen

von Marzipan, in halber Lebensgröße, mit erhobenem Schweif und klugen Augen. „Und nun ist's alle!" rief Frau Ellen. Aber nein, ein schweres Päckchen noch! Sie öffnete es und verbarg es dann ebenso rasch wieder in beiden Händen. „Ein Prachtstück!" rief sie; „aber nein, Paul; ich bin edelmüthiger als Du; ich zeig's Dir nicht!"

Der Amtsrichter ließ sich das nicht anfechten; er brach ihr die nicht gar zu ernstlich geschlossenen Hände auseinander; während sie lachend über ihn wegschaute.

„Ein Hase!" jubelte Harro; er hat ein Kohlblatt zwischen den Vorderpfötchen!"

Frau Ellen nickte: „Freilich, er kommt auch eben aus des alten Kirchspielvogts Garten!"

„Harro, mein Junge," sagte der Amtsrichter, indem er drohend den Finger gegen seine Frau erhob; „versprich mir, diesen Hasen zu verspeisen, damit er gründlich aus der Welt komme!"

Das versprach Harro.

Der Baum war voll, die Zweige bogen sich; die alte Margreth stöhnte, sie könne die Leuchter nicht mehr halten, sie habe gar keine Arme mehr am Leibe.

Aber es gab wieder neue Arbeit. „Anzünden!" commandirte der Amtsrichter; und die klein' und großen Weihnachtskinder standen mit heißen Gesichtern, kletterten auf Schemel und Stühle und ließen nicht ab, bis alle Kerzen angezündet waren.

Der Baum brannte, das Zimmer war von Duft und Glanz erfüllt; es war nun wirklich Weihnachten geworden.

Ein wenig müde von der ungewohnten Anstrengung saß der Amtsrichter auf dem Sopha, nachsinnend in den gegenüberhängenden großen Wandspiegel blickend, der das Bild des brennenden Baumes zurückstrahlte.

Frau Ellen, die ganz heimlich ein wenig aufzuräumen begann, wollte eben die geleerte Kiste an die Seite setzen, als sie wie in Gedanken noch einmal mit der Hand durch die Papierspähne streifte. Sie stutzte. „Unerschöpflich!" sagte sie lächelnd. — Es war ein Staar von Chocolade, den sie hervorgeholt hatte. „Und, Paul," fuhr sie fort, „er spricht!"

Sie hatte sich zu ihm auf die Sophalehne gesetzt, und beide lasen nun gemeinschaftlich den beschriebenen Zettel, den der Vogel in seinem Schnabel trug:

„Einen Wald- und Weihnachtsgruß von einer dankbaren Freundin!“

„Also von ihr!“ sagte der Amtsrichter, „ihr Herz hat ein gut Gedächtniß. Knecht Ruprecht mußte einen tüchtigen Weg zurücklegen; denn das Gut liegt fünf ganze Meilen von hier.“

Frau Ellen legte den Arm um ihres Mannes Nacken. „Nicht wahr, Paul, wir wollen auch nicht undankbar gegen die Fremde sein?“

„O, ich bin nicht undankbar; — aber — —“

„Was denn aber, Paul?“

„Was mögen drüben jetzt die Alten machen!“

Sie antwortete nicht darauf; sie gab ihm schweigend ihre Hand.

„Wo ist Harro?“ fragte er nach einer Weile.

Harro war eben wieder in's Zimmer getreten; aus einer Schachtel, die er mit sich brachte, nahm er eine kleine verblichene Figur und befestigte sie sorgfältig an einen Zweig des Tannenbaums. Die Eltern hatten es wohl erkannt; es war ein Stück von dem Zuckerzeug des letzten heimathlichen Weihnachtsbaums; ein Dragoner auf schwarzem Pferde in langem graublauem Mantel. Der Knabe stand

davor und betrachtete es unbeweglich; seine großen blauen Augen unter der breiten Stirn wurden immer finsterer. „Vater,“ sagte er endlich, und seine Stimme zitterte, „es war doch schade um unser schönes Heer! — Wenn sie es nur nicht aufgelöst hätten — ich glaube, dann wären wir wohl noch zu Hause!“

Eine lautlose Stille folgte, als der Knabe das gesprochen. Dann rief der Vater seinen Sohn und zog ihn dicht an sich heran. „Du kennst noch das alte Haus Deiner Großeltern,“ sagte er, „Du bist vielleicht das letzte Kind von den Unseren, das noch auf den großen übereinander gethürmten Bodenräumen gespielt hat; denn die Stunde ist nicht mehr fern, daß es in fremde Hand kommen wird. — Einer Deiner Urahnen hat es einst für seinen Sohn gebaut. Der junge Mann fand es fertig und ausgestattet vor, als er nach mehrjähriger Abwesenheit in den Handelsstädten Frankreichs nach seiner Heimath zurückkehrte. Bei seinem Tode hat er es seinen Nachkommen hinterlassen, und sie haben darin gewohnt als Kaufherren und Senatoren, oder, nachdem sie sich dem Studium der Rechte zugewandt hatten, als

Bürgermeister oder Syndici ihrer Vaterstadt. Es waren angesehene und wohldenkende Männer, die im Lauf der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zugute kommen ließen. So waren sie wurzelfest geworden in der Heimath. Noch in meiner Knabenzeit gab es unter den tüchtigeren Handwerkern fast keine Familie, wo nicht von den Voreltern oder Eltern eines in den Diensten der Unserigen gestanden hätte; sei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hause selbst. — Es waren das Verhältnisse des gegenseitigen Vertrauens; Jeder rühmte sich des Andern und suchte sich des andern werth zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Eltern ihren Kindern; sie kannten sich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn sie kannten Art und Geschlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dagewesen waren." — — Der Amtsrichter schwieg einen Augenblick, während der Knabe unbeweglich zu ihm emporsah. „Aber nicht allein in die Höhe," fuhr er fort, „auch in die Tiefe haben Deine Voreltern gebaut; zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof; denn auch die

Todten sollten noch beisammen sein. — Und seltsam, da ich deß inne ward, daß ich fort mußte, mein erster Gedanke war, ich könnte dort den Platz verfehlen. — — Ich habe sie mehr als einmal offen gesehen; das letzte Mal, als Deine Urgroßmutter starb, eine Frau in hohen Jahren, wie sie den Unserigen vergönnt zu sein pflegen. — Ich vergesse den Tag nicht. Ich war hinabgestiegen und stand unten in der Dunkelheit zwischen den Särgen, die neben und über mir auf den eisernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernste schweigsame Gesellschaft. Neben mir war der Todtengräber, ein eisgrauer Mann. Aber einst war er jung gewesen und hatte als Kutscher, den schwarzen Pudel zwischen den Knieen, die Rappen meines Großvaters gefahren. — Er stand an einen hohen Sarg gelehnt und ließ wie liebkosend seine Hand über das schwarze Tuch des Deckels gleiten. „Dat is min ole Herr!“ sagte er in seinem Plattdeutsch, „dat weer en gude Mann!“ — — Mein Kind, nur dort zu Hause konnte ich solche Worte hören. Ich neigte unwillkürlich das Haupt; denn mir war, als fühlte ich den Segen der Heimath sich leibhaftig auf mich niedersenken. Ich war der Erbe

dieser Todten; sie selbst waren zwar dahin gegangen; aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch, und war für mich da und half mir, wo ich selber irrte, wo meine Kräfte mich verließen. — — Und auch jetzt noch, wenn ich — mir und den Meinen nicht zur Freude, aber getrieben von jenem geheimnißvollen Weh, auf kurze Zeit zurückkehrte, ich weiß es wohl, dem sich dann alle Hände dort entgegenstreckten, das war nicht ich allein."

Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimath lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!" sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten." Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß.

Noch lange standen sie und blickten dem dunkeln Zuge der Wolken nach. — Hinter ihnen im Zimmer ging lautlos die alte Magd umher und hütete sorgsamen Auges die allmälig niederbrennenden Weihnachtskerzen.

Abseits.

Die Wintersonne lag über der Haide; sie spiegelte sich in den Fensterscheiben eines neuen strohgedeckten Hauses, das in dieser Einsamkeit wie hingestellt war auf die braune, unabsehliche Decke des Haidekrautes. Nur seitwärts dahinter lag noch eine mäßig große Scheuer und neben derselben, dem Thore des Hauses gegenüber, ragte die lange Stange eines Brunnens in die Luft. Ein paar Schritte weiter ein niedriger Wall aus Sand und Steinen, der sich auch nach vorn um das Haus herumzog; und dann wieder nichts als der leere Himmel und die braune, gleichmäßige Ebene.

Das Gehöft lag in dem nördlichsten deutschen Lande, das nach blutigem Kampfe jetzt mehr als jemals in der Gewalt des fremden Nachbarvolkes war. Erbaut war es vor wenigen Jahren von einem wohl-

habenden Kaufmann der kleinen Seestadt, deren Thurmspitze man aus den Fenstern der Vorderstube am Horizonte erblickte. — Bald nach Beendigung des unglücklichen Krieges hatte er von mehreren Gemeinden, deren Feldmark hier zusammenstieß, die nicht unbeträchtlichen Bodenstrecken käuflich erworben.

Die Lage war für die Entstehung eines ländlichen Heimwesens günstig; denn einen Büchsenschuß nördlich von dem jetzt dort mit der Fronte gegen Abend schauenden Hause drängt sich ein mäßig breiter, fischreicher Strom durch die Haide, abwärts einem Landsee zu, der sein ovales Becken bis fast an die Stadt erstreckt.

Aber noch ein Anderes mochte der einsichtige Mann bei Abschluß seines Kaufes in Rechnung genommen haben. Die drunten vor der Stadt am Ufer des Sees gelegene herrschaftliche Wassermühle erforderte, nachdem das Getriebe bei einer Pachtveränderung erweitert war, eine größere Wassermasse, als der an Untiefen leidende See herzugeben vermochte. Die Anlegung eines Kanals durch denselben konnte nicht ausbleiben. Und, als bald darauf unten im See die Arbeiter den ersten Spatenstich thaten, ließ auch

der Herr Senator jenseit desselben die Gebäude auf seiner Haide bauen; denn nun hatte er die Gewißheit, das sumpfige Stromufer in grasreiche Wiesen verwandeln zu können. Noch im Herbste desselben Jahres standen das Wohnhaus mit der kleinen Tenne und dem Milchkeller, und hinter demselben die Scheuer mit den Stallräumen fertig da. Im Frühjahr darauf zogen die Colonisten ein; in das Haus ein alter Knecht, eine kleine Magd und eine ältliche „Mamsell,“ ein altes Inventarienstück der Familie; der Stallraum in der Scheuer wurde von zwei Ponies und einer Kuh bezogen; den Wassertümpel, der zwischen diesem und dem Wohnhaus lag, wußte Mamsell in kurzem mit einer schnatternden Entenschaar zu bevölkern und auf dem Dunghaufen, der sich allmälig daneben erhob, scharrte ein goldfarbiger Hahn mit einem halben Dutzend eierlegender Hennen. Zur Vervollständigung der Wirhschaft und sich zur Gesellschaft hatte außerdem der alte Marten noch einen kleinen Dachshund aufgezogen. — Mit diesen Kräften begann die allmälige Urbarmachung des neuen Besitzes; und schon glänzten drunten gegen den Strom hin überall die sorgfältig gezogenen Abzugsgräben;

und das zum ersten Mal in dieser Jahreszeit nicht überschwemmte Wiesenland versprach auf den Sommer eine reiche Heuernte.

Im Wohnhause selbst war hinter dem nach vorn hinaus liegenden Stübchen der Haushälterin ein großes Zimmer für die Herrschaft eingerichtet und nicht allein mit Tisch und Stühlen, sondern sogar mit einem stattlichen Sopha versehen, das freilich für gewöhnlich von Mamsell sorgsam mit einem weißen Ueberzuge verhüllt gehalten wurde.

So konnte der Senator mit den Seinen in der Sommerzeit aus der unheimlich gewordenen Heimathstadt mitunter doch in eine Stille entfliehen, wo er sicher war, weder die ihm verhaßte Sprache zu hören, noch die übermüthigen Fremden als Herren in die alten Häuser seiner vertriebenen Freunde aus- und eingehen zu sehen; aber wo im Glanz der Junisonne die blühende Haide lag, wo singend aus dem träumerischen Duft die Lerche emporstieg und drunten über dem Strom die weißen Möven schwebten.

* * *

Jetzt war es Winter, ein weicher, nasser Tag ohne Frost und Schnee; obgleich es der Nachmittag des Weihnachtsabends war.

Droben das Haus stand leer, bis auf die Hühner, die in der matten Wintersonne sich vor der Thür im Sande streckten; die ganze kleine Menschenbesatzung schwamm drunten auf dem Strome in einem Flachboot, das eben in eine kleine schilfreiche Bucht hinabglitt. Auf dem Boden eines Fahrzeugs kauerte die Magd neben einem Kübel, der schon mit Hecht und Karpfen fast gefüllt war; dahinter stand ein ältliches Frauenzimmer in einem dunkeln Wollenkleide. Sie schirmte die Augen mit der Hand, denn vor ihnen lag die Sonne blendend auf dem Wasserspiegel. „Sind Seine Reusen noch nicht alle, Marten?" fragte sie.

„Kann bald werden, Mamsell," sagte der alte Knecht, indem er die Ruderstange gemächlich auf den Grund stieß.

Seitwärts im Schilf wurde das Gekläff eines kleinen arbeitenden Hundes hörbar. Marten, indem er selbstzufrieden nickte, zog die Stange ein und faßte rasch nach einer Flinte, die neben ihm im Boote

lehnte. In demselben Augenblicke brauste dicht vor ihnen eine schwere Ente aus dem Schilf; der Knecht wandte sich und während die beiden Frauen einen Schrei ausstießen, knallte auch schon der Schuß über ihre Köpfe hin. Als sie sich umblickten, sahen sie den großen gelbbraunen Vogel unweit des Bootes scheinbar unverletzt auf dem Wasser schwimmen, das blanke, schwarze Auge unverwandt auf sie gerichtet. Als aber Marten Miene machte, mit dem Boot in seine Nähe zu kommen, tauchte er dicht am Schilfe unter und verschwand. „Das beißt sich in den Grund," sagte der Alte verdrießlich und ließ die Arme hängen, „das sind boshafte Creaturen, Mamsell."

Die Haushälterin sah mit einem Blicke des Mitleids auf den Punkt, wo das Thier verschwunden war. „Wenn Er nur seine alte Donnerbüchse zu Hause lassen wollte," sagte sie.

„Ei ja, Mamsell, der gebratene Entvogel hätte morgen doch geschmeckt!" Dann wies er mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer auf einen Strich verkrüppelten Buschwerks, das sich weit hinaus in die Haide dehnte, nur mitunter durch kleine Wassertümpel unterbrochen. „Dort liegen auch Beckasinen," fuhr

er fort, „das gäb' einmal ein Herrengut, wenn wir den Eichenbusch noch dazu hätten!"

„Wem gehört's denn, Marten?"

„Dem Bauernvogt unten im Dorf; er will hoch damit hinaus; aber der Herr sollt' es nicht fahren lassen; denn da steckt auch der Mergel und — den müssen wir haben." Mit diesen Worten hatte er die letzte Reuse aus dem Wasser gezogen und, da nur allerlei kleines Zeug darin zappelte, nach Befreiung der Gefangenen wieder hinabgelassen. Zugleich war auch der Hund aus dem Schilf in's Boot gesprungen und sah, sich schüttelnd und prustend, zu seinem Herrn empor. „Auf ein ander Mal, Täckel," sagte Marten, seinen Liebling auf das nasse Fell klopfend, „unsere Beine waren für dieses Mal zu kurz." Er hatte das Boot gewandt und schob es wieder stromaufwärts. Unterhalb des Hauses stiegen sie an's Land, zuerst auf einzelnen Feldsteinen über die Wiesen gehend, dann eine Strecke noch durch hohes Haidekraut bis zu dem niedern Wall, der das Gehöft von der umgebenden Ebene trennte.

Bald darauf hantirte die Magd mit dem Kaffeekessel in der Küche, während Marten die gefangenen

Fische zwischen Graslagen in einen Korb verpackte, um sie der Herrschaft zur Abendtafel in die Stadt zu bringen.

Die Haushälterin trat in ihre Stube; gegenüber auf der alten Standuhr schlug es eben zwei. — Nachdem sie sich einen Augenblick die verklommenen Finger an dem Kachelofen gewärmt hatte, trat sie an eine messingbeschlagene Kommode und nahm aus verschiedenen Schubladen derselben ein neues schwarzes Wollenkleid, eine schneeweiße Haube und ein seidenes Tuch. „Es ist doch heilig Abend!“ sagte sie für sich. — Auch erwartete sie ja noch Besuch; nicht nur die Weihnachtsbriefe von ihrem Bruder, einem wohlstehenden Kaufmann in einem deutschen Nachbarlande, und dessen einzigem Sohne, der seit einigen Jahren auf einem größeren Gute die Landwirthschaft erlernte, sondern auch den alten Lehrer drunten aus dem Dorfe, wohin der Fußsteig hier vorbei über die Haide führte. Sie hatte ihn, da er am Vormittag in die Stadt ging, gebeten, die Briefe für sie von der Post mitzubringen.

Nun mußte er bald zurück sein; und er hatte ja auch im vorigen Jahre sich zu einem Schälchen Kaffee

Zeit gelassen. — Nachdem sie dann noch eine frische Serviette über das unter dem Fenster stehende Tischchen gebreitet, ging sie mit ihren Festkleidern in das nebenan liegende Schlafkämmerchen, um sich anzukleiden.

* * *

Es war eine halbe Stunde später. Marten und Täckel waren mit den Fischen in die Stadt gegangen, nachdem Ersterer noch das Fell einer kürzlich erlegten Fischotter über den Rücken gehangen hatte, das er bei dieser Gelegenheit zu verwerthen dachte. In dem Stübchen drinnen stand auf der weißen Serviette ein sauberes Kaffeegeschirr; die vergoldeten Tassen und die bunzlauer Kaffeekanne blinkten in den schräg-fallenden Sonnenstrahlen.

Vor dem Tische in dem großen Ohrenlehnstuhl saß der Schullehrer, ein ältlicher Mann, mit ernstem Antlitz und trotz der ausgeprägten Gesichtsformen mit jenem weichen Leidenszuge um die grauen Augen, der sich nicht selten unter den Friesen findet. Die Eigenthümerin des Stübchens, in ihrem Festanzuge, der weißen Haube und dem lila Seidentüchlein,

präsentirte eben ihrem Gaste die braunen Pfeffernüsse, die sie zuvor unter dem Ofen aus dem grünen Blechkästchen genommen hatte. „Die Frau Senatorin hat sie mir herausgeschickt," sagte sie lächelnd, „sie bäckt sie alle Jahr zu Weihnachtabend."

Der alte Mann nahm etwas von dem Backwerk; aber seine Augen hafteten mit einem Ausdruck von Verlegenheit an der andern Hand seiner Gastfreundin, die schon längere Zeit auf einem noch immer versiegelten Briefe geruht hatte: „Wollten Sie nicht lesen, liebe Mamsell?" fragte er endlich.

„Hernach, Herr Lehrer; das ist meine Gesellschaft auf den Abend." Und sie strich mit leisem Finger über das Couvert.

„Aber der Herr Senator hat Sie doch gewiß zum Christbaum eingeladen?"

Der Ausdruck ruhiger Güte verschwand für einen Augenblick aus dem etwas blassen Antlitz des alten Mädchens. „Es ist heute ein Tag des Friedens," sagte sie, und ihre sonst so milde Stimme klang scharf; „ich mag nicht in die Stadt." Der alte Mann sah mit großen theilnehmenden Augen zu ihr hinüber.

„Ich bin zuletzt im Juni dort gewesen, seitdem nicht wieder," fuhr sie fort; „wir hatten hier keine Blumen; aber in den Gärten der Stadt und auch am Hause unsers alten Bürgermeisters blühten sie. Der gute Mann hat in die Fremde gehen müssen; aber die Rosen, die er selber pflanzte, hatten schon die ganze Fronte seines großen Hauses überzogen. Jetzt wohnt der neue Bürgermeister darin. Als ich im Vorübergehen die geputzten Kinder mit ihrem lauten fremden Geplapper die schönen dunkelrothen Rosen vom Spalier herabreißen sah — mir war's, als müßte Blut herausfließen."

Ihr Gast schwieg noch immer; aber um seine Lippen zuckte es, als stiege ein Schmerz auf, den er vergebens zu bekämpfen suche.

„Wir sind mit dem Senator aufgewachsen," begann sie wieder, „mein Bruder und ich; wir waren Nachbarskinder." — Und mit diesen Worten trat ein Lächeln in ihr Antlitz, als blickte sie unter sich in eine sonnige Landschaft. „Es waren arge Buben damals, die Beiden," sagte sie, „sie haben mich was Ehrliches geplagt."

Mamsell hatte die Hände in ihrem Schooß ge-

faltet und blickte durch's Fenster auf die Haide hinaus. Das feuchte Kraut der Eriken glitzerte in dem Scheine der untergehenden Sonne; und wie schwimmend in Duft gehüllt stand fern am Horizont der spitze Thurm der Stadt. Auch das alte Mädchen saß da, vom blassen Abendschein umflossen. Es war ein Antlitz voll stillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entsagens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe, es mochte wohl nur ein bescheidenes Glück sein, das hier vergeblich erhofft worden war. „Nach unseres Vaters Tode," sagte sie leise, „war der Senator mir ein hülfreicher Freund, ich habe lange in seinem Hause gelebt, und später hat er mir dann auf meine Bitten diesen Posten hier gegeben. Es ist jetzt der rechte Platz für einen einsamen, alten Menschen."

„Aber," sagte der Lehrer und legte den Theelöffel sorgfältig über die geleerte Tasse, „hieß es nicht vor Jahren einmal, liebe Mamsell, daß Sie den ledigen Stand hätten verrücken wollen?"

Sie schlug die Augen nieder und strich mit der flachen Hand ein paar Mal über das Damasttuch. „Ja," sagte sie dann, indem sie auf ein getuschtes

Profilbildchen blickte, das in einem Strohblumenkranze über der Kommode hing. „Vor Jahren, Herr Lehrer; aber es kam anders, als wir gedacht hatten.“

Der Lehrer war aufgestanden und besichtigte das Bild. „Ja, ja,“ sagte er, „der alte Ehrenfried, wie er leibte und lebte, der Herr Senator haben bis zu seinem Tode große Stücke auf ihn gehalten; ich habe manches Päckchen Schnupftaback von ihm zugewogen bekommen.“

Die Haushälterin nickte. „Ich mag es Ihnen wohl erzählen,“ fuhr sie fort, „Sie haben auch Ihre Lebensfreude, Ihren einzigen Sohn, in unserm Kriege dahin gegeben, und haben ihm den schönen Spruch auf's Grab setzen lassen.“

Der Alte beugte sich vornüber und legte seine Hand wie beschwichtigend auf den Arm seiner Freundin. „Das ist nun vorbei,“ sagte er, und seine Stimme zitterte. „Er starb für seine Heimath, für welche wir bald nicht mehr leben dürfen; denn auch in meiner Schule soll nächstens, wie es heißt, die deutsche Sprache abgeschafft werden. „Mein Wirken ist dann zu Ende.“ — Der alte Mann seufzte. „Doch,“ fuhr er fort, „Sie wollten ja erzählen!“

Sie stand auf und füllte erst noch einmal die Tasse des Gastes und präsentirte ihm die Schüssel mit den Weihnachtskuchen. — „Mein Vater," begann sie nach einer Weile, „hatte einen kleinen Posten bei der Stadt und nur ein nothdürftiges Einkommen, aber er saß Nachts an seinem Pulte und schrieb Noten für die Clavierschüler des Organisten oder er fertigte die Rechnungen für die Armen- oder Klostervorsteher, die mit der Feder selbst nicht umzugeben wußten. Er war ein schwächlicher Mann und hat mit den vielen Nachtwachen sein Leben wohl verkürzt. Doch als er starb, fand sich für meinen Bruder und mich, die wir beide noch kaum erwachsen waren, ein kleines sauer verdientes Kapital. Es mochte für jeden wohl ein paar tausend Mark betragen." Sie schwieg einen Augenblick. „Ueber dieses Kapital," sagte sie dann, „das ich besaß, da Ehrenfried und ich unsern Verspruch thaten, konnte ich späterhin nicht mehr verfügen."

„Nein, nein," setzte sie hinzu, da sie bemerkte, daß ihr Gast einen Blick des Vorwurfs auf das Bildchen an der Wand warf, „denken Sie nichts Unrechtes von dem Seligen, er hat nichts gegen mich verschuldet."

Der Schullehrer ließ sich diese Versicherung gefallen; denn auch das treuherzige Männergesicht, das dort so ruhig aus dem hohen Rockkragen herausschaute, schien gegen jeden derartigen Verdacht einen stummen Protest einzulegen.

„Wir beide,“ fuhr die Erzählerin fort, „waren bald nach dem Tode des alten seligen Herrn in das Haus des Senators gekommen. Die Mutter lebte noch und der junge Herr freite damals um seine jetzige Frau; die Haushaltung ging wie zu den Zeiten des Vaters ihren ruhigen Gang; und es war eine regelrechte Haushaltung, Herr Lehrer, Alles wie nach dem Glockenschlag der Amsterdamer Wanduhr, die unten auf der großen Hausdiele steht; das blieb auch so, als die junge Frau in's Haus kam. Der Ehrenfried schien ganz hineinzupassen; des Tages bediente er seine Kunden, des Abends saß er in dem kleinen Laden und klebte seine Düten oder brachte seine Bücher in Ordnung. Ich war meistens für die alte Frau da oder half auch wohl mit in der Haushaltung. So lebten wir neben einander hin, und die Jahre vergingen. Ehrenfried hatte wohl einmal den Wunsch geäußert, einen eigenen Kram zu beginnen;

aber er sprach das nur so hin, als sei es für Leute seines Schlages doch nicht zu erschwingen; denn er war fast ohne Mittel. Die Zinsen seines kleinen Vermögens und ein gut Theil seines Verdienstes gab er einer älteren kränklichen Schwester. Das habe ich aber erst späterhin von ihm erfahren. — Ich hatte schon einige dreißig Jahre hinter mir und Ehrenfried mochte nah an die vierzig sein, da starb die Schwester, und er begann nun wohl mit Ernst auch an sich selbst zu denken."

Die Alte warf einen liebevollen Blick auf das Bildchen in dem Immortellenkranz. „Sie wissen, Herr Lehrer," sagte sie dann, „der Herr Senator hat einen Speicher in der kleinen Straße, die nach der Marsch hinuntergeht; dahinter ist ein großer Gemüsegarten, woraus für Winter und Sommer das ganze Haus versorgt wird. Eines Vormittags hatte die Frau Senatorin mich hingeschickt, um etwas Kraut zur Suppe zu schneiden. Es war just am heiligen Pfingsttage — so etwas vergißt sich nicht, Herr Lehrer — man konnte über die niedrigen Stachelbeerzäune weithin auf die Nachbargärten sehen, wo die Leute in ihrem Sonntagszeug zwischen den

Beeten umhergingen, denn es lag Alles im klarsten Sonnenschein. Der blaue Flieder duftete, der überall an den Steigen wuchs und drunten von der Marsch herauf hörte man die Lerchen singen. Ich hatte am Morgen einen liebreichen Brief von meinem Bruder erhalten, der seit Jahren mit Hülfe des Herrn Senators im Hannöverischen ein Commissionsgeschäft errichtet hatte; es ging ihm wohl; er hatte Frau und Kind; aber er vergaß auch seine Schwester nicht. Die blaue Frühlingsluft war nicht heiterer, als mein Gemüth dazumalen. So in Gedanken ging ich den breiten Steig hinab; als ich aber bei dem großen Hollunderbusch um die Ecke biege — denn der Garten liegt hier im Winkel — sehe ich Ehrenfried im braunen Sonntagsrock und mit der langen Pfeife zwischen den Spargelbeeten stehen. Er pflegte an Sonn- und Festtagen wohl ein wenig in der Gärtnerei zu hantiren. „Es giebt nicht viel, Mamsell Meta," rief er mir zu, „die Beete sind zu alt. — Ja, ja, das Alter!" setzte er wie mit sich selber redend hinzu; dann legte er die Hand mit der Pfeife auf den Rücken und begann wieder mit seinem Messer die Oberfläche des Beetes zu untersuchen. Da ich

ebenfalls ein Messer in der Hand hatte, so trat ich an die andere Seite des Beetes. „Ich will Ihnen helfen, Herr Ehrenfried,“ sagte ich, „vier Augen sehen mehr als zwei,“ und zugleich hatte ich schon einen schönen weißen Spargel auf einer Seite bloßgelegt. Ehrenfried sah eine Weile zu mir hinüber. „Das ist richtig, Mamsell Meta!“ sagte er dann, indem er sorgfältig den Spargel aus der Erde hob. Wir gingen suchend an diesem und noch zwei anderen Beeten auf und ab, aber die Ernte war nur spärlich.

„Als ich ihm mein Theil hinüberreichte, sagte er: „Für eine Person sind das zu viele und für zwei zu wenig.“ Und er hatte dabei so einen eigenen Ton, Herr Lehrer, daß mir schon war, als spreche er das nur so sinnbildlich. „Freilich,“ erwiderte ich, „Herr Ehrenfried; aber wir haben schon die von gestern, und morgen giebt es wieder welche, und wenn wir dann übermorgen noch etliche bekommen, so reicht es für die ganze Familie.“ Er that einen Zug aus seiner Pfeife und stieß ein paar blaue Ringe in die Luft. „Ja,“ sagte er dann, „mit den Dingen, die unser Herrgott wachsen läßt, da macht sich das von selbst, aber . . .“ — „Wie meinen Sie

denn: aber, Herr Ehrenfried?" — „Ich meine mit den Kapitalien," sagte er, „die der Mensch sich sauer verdienen muß; da könnte das bischen Leben leicht zu kurz werden." Und ich verstand noch immer nicht, Herr Lehrer, wo das hinaus sollte. „Kann ich Ihnen in etwas dienlich sein, Herr Ehrenfried?" fragte ich. — „Sie wissen vielleicht, Mamsell Meta," fuhr er fort, ohne meine Frage zu beachten, „ich habe ein kleines Vermögen, ein sehr kleines, wovon meine Schwester bislang die Zinsen genossen hat. — Sie bedarf deren nun nicht mehr." Und er schwieg einige Augenblicke und dampfte heftig aus seiner Pfeife. „Dieses kleine Vermögen," begann er dann wieder, „ist für mich allein zu viel, denn was ich bedarf, erhalte ich von unserm Herrn Principal; aber es ist wiederum zu wenig, um ein eigenes Geschäft zu beginnen." Und zögernd setzte er hinzu: „Sie besitzen auch von Vaters wegen eine Kleinigkeit, Mamsell Meta; was meinen Sie, wenn wir zusammenlegten? Ich denke fast — es würde reichen." — — Und sehen Sie, Herr Lehrer, so legte ich denn meine Hand in die seine, die er mir über das Gartenbeet hinüberreichte. Es war kein Uebermuth dabei, aber

es war beiderseits doch treu gemeint. — — Wir gingen noch eine Weile in dem großen Steige auf und ab und besprachen uns, daß wir die Sache noch geheim halten und beide noch ein paar Jahre in unserer Condition bleiben wollten, damit wir die Ausstattung davon zurücklegen könnten. Mitunter standen wir still und hörten, wie noch immer drunten aus der Marsch die Lerchen sangen.

„So gingen ein paar Jahre hin, und wir gewannen ein rechtes Vertrauen zu einander. Oft in der Morgenfrühe, wenn noch die Häuserschatten über der Gasse lagen, trafen wir uns draußen vor der Hausthür. Wenn Ehrenfried hinausging, um die Eisenwaaren auf dem Beischlag auszustellen, war ich schon draußen vor der Hausthür und putzte an der Thür den großen Messingklopfer. „Nun, Meta," sagte er dann wohl, „ich denke, wir werden unser Glück doch nicht verschlafen!" — Er stand schon in Handel um ein kleines Haus und wir begannen es in Gedanken miteinander einzurichten; wir kannten schon jedes Stück Geräth in unseren Stuben und jeden Topf, der auf unserm Heerde kochen sollte. Oft sprachen wir so in der Morgenstille miteinander,

bis dann die ersten Bauerwagen die lange Straße herabklapperten und sich auf dem Markte aufstellten.

„Es kam anders, Herr Lehrer. Der Krieg brach aus und Niemand hatte Zeit, noch an sich selbst zu denken. Eines Mittags, da zuerst die Freischaaren mit ihren Schlapphüten und Pistolen in die Stadt kamen, steht ein großer bärtiger Mann vor mir und reicht mir seinen Quartierzettel. Es schoß mir in die Kniee, da ich ihm in's Gesicht blickte. Es war mein Bruder. „Christian!“ rief ich, „was in Gottes Namen willst Du jetzt hier?“ — „Meta,“ sagte er, „das Herz ist immer noch zu Haus; es hat mir keine Ruh' gelassen!“ — Und so hatte er das Geschäft einem Compagnon anvertraut und Frau und Kind bei seinen Schwiegereltern untergebracht. Ehrenfried schüttelte den Kopf. „Was soll das nützen,“ sagte er, „wir haben junges Volk genug, die älteren werden schon später daran kommen, sobald es nöthig ist.“ Und als Christian ihn an den Schultern faßte: „Sei nicht so griesgrämig, Ehrenfried, und mach mir das Herz nicht schwer; es hilft doch nichts, ich muß schon jetzt mit dreinschlagen,“ da blieb er doch bei seinem Stück: „Es muß Alles

in der Ordnung sein.“ Er hatte nun einmal so das Temperament nicht, Herr Lehrer. Aber auch der Herr Senator sah oft nachdenklich darein, wenn späterhin der Christian uns seine Kriegsberichte schickte. Endlich, wir müssen wohl sagen, leider Gottes, wurde es Frieden.“

Der Lehrer nickte, aber er unterbrach seine Freundin nicht.

„Unsere guten Leute wurden in die Fremde getrieben, und die Fremden kamen und setzten sich im Lande fest. Mein Bruder saß wieder drüben in seinem Geschäft und bei seinen Büchern. Ich will Keinem Unrecht thun; aber er mochte es doch wohl nicht in den rechten Händen gelassen haben; denn es war mir nicht entgangen, daß zwischen ihm und unserm Herrn plötzlich ein eiliges Schreiben hin- und widerlief; und als ich gelegentlich anfragte, drückte der Herr mir die Hand und sagte: „Sorge nur nicht zu sehr, Meta; in dem Kampfe um die alte Heimath ist er mit einer Schmarre davongekommen; er muß nun hinterher noch um die neue kämpfen; aber Du weißt, Dein Bruder ist ein tüchtiger Mann; und nun laß uns sorgen und geh Du in Deine

Küche!“ Ich sorgte aber doch; denn von Ehrenfried hatte ich gehört, daß auch unsern Herrn Senator schwere Verluste getroffen hatten.

„Mittlerweile wurde es wieder einmal Frühling und es war mir fast, als wenn es von der Sonne käme, die nun so hell in den dunklen Laden schien, daß Ehrenfried eines Morgens wieder von einem Hauskauf zu reden anfing, und daß wir uns dann endlich das Wort gaben, auf den Herbst unsere Sache in Ordnung zu bringen. Wir hatten es schon auf den nächsten Sonntag festgesetzt, daß wir der Herrschaft unsere Heimlichkeit offenbaren wollten; da, am Freitag Nachmittag — wir sollten auf den Abend eine kleine Gesellschaft haben und ich war eben auf meine Kammer gegangen, um mich ein wenig anzukleiden — bringt mir der Ladenbursche einen Brief von meinem Bruder. Und da stand es denn geschrieben: er war am Bankerott. Aber mein Kapital, was ich von unserm Vater hatte, das — so schrieb er — konnte ihn noch retten. Ich verschloß den Unglücksbrief in meine Schatulle; dann entsann ich mich, daß noch Radieschen zum Nachtisch aus dem Garten geholt werden sollten. Ich nahm ein Körbchen

und schlich die Treppe hinab, um unbemerkt aus dem Hause zu kommen; denn ich hätte um Alles jetzt dem Ehrenfried nicht begegnen mögen. Ich weiß nicht, wie ich hinten aus dem Hause und die kleine Straße hinab nach dem Garten gekommen bin. Vorn an der Pforte hätte ich fast den Herrn Senator umgerannt. „Ei, Meta," rief er, und hob lachend den Finger gegen mich, „mit der Küchenschürze über die Straße!" Aber so alterirt war ich, Herr Lehrer; das war mir all' mein Lebtage noch nicht passirt.

„Es wurde schon Abend, und es gemahnte mich recht wie damals; denn der Flieder duftete und von unten aus der Marsch kam auch wieder wie dazumal ein sanfter Vogelgesang.

„Aber ich ging mit dem leeren Körbchen in dem großen Steige auf und ab und zerriß mir unachtlich die Kleider an den Stachelbeerzäunen. Meine Gedanken verloren sich in die alte Zeit, in das Kämmerchen, wo mein armer Bruder und ich als Kinder in unseren schmalen Bettchen schliefen. Mir war wieder, als höre ich nebenan im Wohnzimmer die Schwarzwälder Uhr Zehn schlagen; und nach dem

letzten Schlage wird drinnen das Schreibpult abgeschlossen und mein Vater öffnet leise die Kammerthür. Wie oft, wenn ich noch wachend lag, hatte ich heimlich durch die Augenlider geblinzelt, wenn er sich über seinen Liebling beugte und sorgsam das Deckbett über ihm zurecht legte, damit nur keine Zugluft die nackten Gliederchen berühre; bis dann des Vaters Hand sich auch auf mein Haupt legte und ich von seinen Lippen einen Laut vernahm, den ich nicht verstehen konnte, aber den ich doch in meinem Leben nicht vergessen habe. — Die hülfreiche Hand unseres Vaters lag längst im Grabe; aber was sie mit saurem ehrlichen Fleiß erworben, das war noch da; ich hatte es und es reichte noch, um die Blöße seines Lieblings zuzudecken. — Und doch, was sollte aus Ehrenfried und mir nun werden? — Aber wir lebten ja geborgen, wir gaben nur einen Herzenswunsch daran; der arme Christian hatte sich nicht bedacht, da er Alles hinter sich ließ, um seiner Heimath in ihrer Bedrängniß beizustehen.

„So hatte ich in schweren Gedanken meinen Korb mit Radieschen gefüllt und trat nun aus dem Garten, dem kleinen Hause gegenüber, was dazumal dem

Steinmetzen gehörte. Die Sonne spiegelte sich in den Fensterscheiben, und ich stand eine Weile und betrachtete es mir; denn es war dasselbe, um welches Ehrenfried in Handel stand. Da fielen meine Augen auf die goldene Inschrift eines neuen Grabsteins, der neben der Hausthür an der Mauer lehnte; und, Herr Lehrer, ich las die Worte: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde."

„Evangelium Johannes, Vers dreizehn im fünfzehnten Kapitel," sagte leise der alte Mann im Lehnstuhl.

„Es war der Denkstein, den Sie für ihren gefallenen Sohn bestellt hatten," — und die Erzählerin reichte ihrem Gaste die Hand, der sie schweigend drückte; „ich habe den Spruch seitdem nicht mehr vergessen. Es stand nun fest in mir, daß ich das Geld geben mußte. — Aber als ich dann aus dem hellen Sonnenschein in unser großes dunkles Haus trat, fiel es mir doch wieder schwer auf's Herz, so daß ich's nicht von mir bringen konnte, bis auf den Abend. Als die Herren in der Oberstube an ihrem L'Hombre saßen, ging ich hinab in den Laden.

Ehrenfried stand an der Bank und zählte Nägel in Packete, was sonst der Lehrling zu thun hatte, aber der war zu seinen Eltern über Land. Ich erschrak fast, da ich seine Stimme hörte. „Nun, Meta," sagte er, „wo hast Du denn gesteckt! Der Steinmetz ist bei mir gewesen von wegen dem Hause, und morgen — wird Alles in Richtigkeit kommen." — Es schoß mir in die Kniee, und ich zitterte; denn er sah so seelenvergnügt dabei aus. Ich vermochte nur stumm den Kopf zu schütteln. „Was fehlt Dir, Meta?" fragte er. „Nichts fehlt mir, Ehrenfried; aber wir dürfen das Haus nicht kaufen." Und als er mich erstaunt ansah, erzählte ich ihm Alles und was ich zu thun entschlossen war. Aber währenddessen wurde sein Gesicht immer ernster und strenger; und als ich zufällig niederblickte, sah ich, daß er sich mit dem Eisenstifte, den er in der Hand hielt, den Daumen blutig gerissen hatte. „Und Du willst das Geld geben?" fragte er und seine Stimme klang so gleichgültig, als gehe das ihn selber gar nicht an. „Ja, Ehrenfried, ich kann nicht anders." — „Nun freilich, Meta; dann reicht's nicht mehr." — Er schwieg und begann wieder seine Nägel ein-

zuzählen. „Ehrenfried,“ sagte ich, „sprich doch zu mir; wir hatten's für uns beide bestimmt; Du mußt Dein Wort mit dazu geben!“ Aber ich bat umsonst; er sah nicht auf. „Wenn Dir Dein Bruder näher ist,“ sagte er, und begann seine Packete einzuschlagen und wegzupacken. Indem wurde ich nach oben gerufen, und als ich nach einer Stunde wieder in den Laden hinabging, war Ehrenfried in seine Kammer gegangen. — Nur der Allmächtige weiß, was ich die Nacht mit mir gerungen habe; eine Stunde um die andere hörte ich unten vom Flur herauf die Wanduhr schlagen.

„Ich konnte mein Leben nicht für meine Freunde hingeben, aber das bischen Silber, Herr Lehrer, das konnte ich doch. Es war ja auch nicht um mich; ich sah wie eine Waage vor mir; auf der einen Schale war der Name „Ehrenfried“ und auf der andern der meines Bruders; ich sann und sann, bis mir das Hirn brannte, aber es wurde nicht anders, wenn die eine Schale sank, so stieg die andere. — Ich mag wohl endlich eingeschlafen sein; denn als ich die Augen aufschlug, kam schon die Morgendämmerung durch die kleinen Scheiben, und als ich mich er-

munterte, hörte ich draußen vor der Kammer auf dem Gange einen Schritt. Mitunter blieb es eine Weile an der Thür; dann ging es wieder vorsichtig auf und ab. Ich stieg aus dem Bett und kleidete mich an, und indem glaubte ich auch den Schritt zu kennen. Als ich bald darauf aus der Thür trat, stand Ehrenfried vor mir. Sein Gesicht war blaß, aber freundlich. Er streckte mir schweigend seine Hand entgegen und hustete ein paar Mal, als ob er sprechen wollte. „Es hat nicht sein sollen, Meta," sagte er endlich; „wir wollen's dem lieben Gott anheimstellen." Dann drückte er mir noch einmal die Hand, nickte mir zu und ging die Treppe hinab an sein Geschäft. — Noch an demselben Tage schrieb ich meinem Bruder. — — Zwischen mir und Ehrenfried ist dann von diesen Dingen nicht mehr die Rede gewesen; wir lebten wieder still neben einander fort, und allmälig war es zwischen uns fast wie es sonst gewesen; auch das „Du" gebrauchten wir nicht mehr, wenn wir, was selten geschah, einmal zusammen sprachen. Aber in den Garten hinter dem Speicher bin ich seitdem nicht gern gegangen, und wir haben uns auch niemals wieder dort getroffen.

— Die Jahre vergingen, wir wurden alt, und die Stadt um uns wurde immer fremder."

Die Erzählerin schwieg. „Ich dächte," hob der Lehrer an, indem er fast mit einer ehrfürchtigen Scheu auf seine Freundin blickte, „Ihr Herr Bruder sei ein Mann in auskömmlichen Verhältnissen; so ist er wenigstens in der Leute Mund."

„Er ist es geworden, Herr Lehrer — später, und er hat mir das Darlehn auch bei Heller und Pfennig und mit allen Zinsen zurückbezahlt; aber es war kurz vor Ehrenfrieds Tode und schon in seiner letzten Krankheit. — — Ja, was ich sagen wollte, ein paar Tage vor seinem Ende, des Ehrenfried meine ich, war viel Besuch in seiner Kammer; die Gerichtspersonen waren dort gewesen, und auch unsern Nachbarn, den Goldschmied hatte ich am Morgen herauskommen sehen. Als ich Nachmittags die Mixtur hineinbrachte, bat Ehrenfried, mich neben seinem Bette niederzusetzen. „Meta," sagte er, denn ich hatte ihm das vorhin erzählt, „das Geld wäre nun wohl wieder beisammen, aber das Leben ist indessen alle geworden. — Da hab' ich nun, als ich so dagelegen, bei mir gedacht, es müßte doch schön sein,

wenn Einer, wo es just die rechte Zeit wäre, so einmal aus dem Vollen leben könnte und ohne Kümmerniß. Uns ist es so gut nicht geworden und unseren Eltern auch nicht; mir ist, als hätten wir Alle nur ein Stückwerk vom Leben gehabt. Und weiter hab' ich mir gedacht, wenn unser Kapital zusammen käme!" — — Und als ich das abwehren wollte, richtete er sich ungeduldig in seinen Kissen auf. „Nein, nein, Mamsell Meta," sagte er, „reden Sie mir nicht dazwischen!" — Und dann dutzte er mich wieder und legte seine magere Hand auf meinen Arm. „Es ist ja nicht um Dich, Meta, aber Dein Bruder Christian hat einen Sohn; ich weiß, er hat ihn tüchtig angehalten und er wird einmal Dein Erbe sein. Vielleicht, um was sich Viele gemüht haben, daß es nun einmal Einem zu einem ganzen Menschenleben helfen mag. Darum habe ich in meinem Testament meine verlobte Braut, die Jungfrau Hansen, zu meiner Universalerbin eingesetzt. Du wirst mir das nicht übel nehmen, Meta; wir haben es doch 'mal so im Sinn gehabt." Und als meine Thränen auf seine Hand fielen, nahm er einen goldenen Ring aus einem Kästchen und steckte mir ihn an. „Der ist für

Dich allein," sagte er, „es schickt sich besser vor den Leuten, und," setzte er leise hinzu, „trag ihn auch zu meinem Gedächtniß!"

Die alte Jungfrau schwieg und faßte wie liebkosend den schmalen Reif, den sie am Goldfinger trug. — — Es war jetzt fast dunkel in dem kleinen Zimmer; nur ein schwacher Abendschein drang durch die beschlagenen Fensterscheiben.

Der alte Lehrer war aufgestanden. „Wenn ich den Spruch auf meines armen Knaben Stein gelesen," sagte er, „so habe ich bisher nur seiner dabei gedacht; aber," setzte er hinzu und seine Stimme zitterte, „Gottes Wort ist überall lebendig."

Er bückte sich, um seinen Korb mit den Festtagseinkäufen aufzunehmen, der hinter ihm in der Ecke stand. Mamsell Meta nöthigte ihn, noch ein Weilchen zu verziehen, der Mond werde ja aufgehen. Er dankte; „die Meinen warten," sagte er, „es ist noch eine Stunde Weges bis nach Haus." Da sie den Gast nicht halten konnte, zündete sie ein Licht an den glimmenden Kohlen im Ofen an und packte noch eine große Düte mit den Weihnachtspfeffernüssen der Frau Senatorin, die sie alles Widerstrebens un-

geachtet zu den anderen Dingen in den Korb legte; sie erkundigte sich auch — wie hatte sie es nur vergessen können! — nach dem zehnjährigen Töchterchen, dem Nesthäkchen ihres alten Gastes, und er schüttelte ihr die Hand und sagte nicht ohne eine kleine Feierlichkeit: „Ich danke für die Nachfrage, wertheste Mamsell, sie wächst zu unserer Freude heran.“

Dann ging die Thür auf und die Magd trat herein; in vollem Anzug, den Hut auf dem Kopfe. „Ich bin fertig, Mamsell,“ sagte sie; „wenn sonst nichts zu besorgen ist, so möchte ich nun zu meiner Mutter gehen.“

„Du kannst gehen, Wieb; sei aber morgen zeitig wieder da,“ beschied Mamsell Meta. „Nimm auch dem Herrn Lehrer seinen Korb, Du hast ja denselben Weg.“

Der alte Mann ließ sich das gefallen. „Sie ist ja mein Schulkind gewesen,“ sagte er freundlich nickend.

„Und zeig dem Herrn Lehrer den Weg oberhalb über den neuen Steg,“ fuhr Mamsell fort, „das spart ein Viertelstündchen.“

Wieb schüttelte den Kopf. „Das geht nicht,“

sagte sie, indem sie den Korb des Lehrers nahm; „der neue Weg ist unter Wasser; wir müssen unterhalb über den alten Steg, und dann den Fußweg durch den Eichenbusch.“

Der Lehrer nickte. „Der Eichenbusch soll verkauft sein,“ bemerkte er beiläufig; „so hörte ich heute in der Stadt.“

„Verkauft?“ fragte Mamsell Meta; denn es fiel ihr ein, daß bei ihrer Kahnfart Marten gerade mit diesem Grundstück den Haidehof hatte vervollständigen wollen. „An wen denn verkauft, Herr Lehrer?“

„An einen Fremden; den Namen habe ich nicht gehört.“

„Hm,“ dachte Mamsell Meta, „da ist also der Herr Senator diesmal doch zu spät gekommen.“

Dann geleitete sie ihren Gast vor die Hausthür. — Es war kalt, die Sterne standen schon am Himmel, nur ein schwacher Schein am Horizont zeigte, wo die Sonne verschwunden war. „Wie unruhig die Sterne sind,“ sagte der Alte noch, „wir haben Frostwetter, Mamsell Meta.“

Meta stand in der Hausthür und sah den Beiden nach, wie sie gegen Westen den Fußsteig nach dem

Bach hinabgingen. Das Dunkel der Haide hatte sie bald ihren Blicken entzogen; nach einer Weile aber wurden sie noch einmal in der Ferne sichtbar, auf dem Hügel drüben; fast übernatürlich groß erschienen ihr die Gestalten, wie sie sich schattenhaft gegen den schwachen Schein des Abendhimmels abhoben. Endlich waren sie ganz verschwunden. Dann hörte sie noch unten vom Bach her das Geräusch der Fußtritte auf dem Stege, und dann war Alles still; sie war allein. Nur im Stall in der Scheune waren die kleinen Ponies und die Kuh, und daneben in dem Verschlag saß schlafend das Federvieh auf seinen Leitern; hinter ihr im Hause strichen ein paar scheue Katzen durch die dunkeln Räume.

Leise drückte sie die Hausthür zu und ging in ihre Stube.

Mit trockenem Haidereis und Torf brachte sie das Ofenfeuer wieder zum Brennen, daß es gesellig zu prasseln begann; dann, nachdem sie den Tisch abgeräumt und das Licht geputzt hatte, setzte sie sich in den Lehnstuhl und brach das Siegel ihres Weihnachtsbriefes. Sie las langsam und mit ganzer Andacht, und als sie an das Ende des Briefes kam,

flog ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht, und die Hand, welche ihn hielt, sank auf den Tisch. „Er kommt, endlich! nach zehn langen Jahren!" rief sie vor sich hin. Sie las die Stelle noch einmal, sie hätte nun auch Tag und Stunde wissen mögen; doch es hieß nur: „In nächster Zeit." Sie mußte sich begnügen. — „Aber warum hat denn der Junge, der Friedrich, nicht geschrieben? — Und auch das Bild, das mir versprochen wurde, ist nicht dabei!" Die gute Tante wäre fast verdrießlich geworden. Aber sie besann sich; sie stand auf und ging mit dem Licht nebenan in die herrschaftliche Stube. Rasch öffnete sie das Schubfach einer Kommode, denn es war kalt hier, und die Möbeln mit ihren Ueberzügen standen unwirthlich in dem großen leeren Raume; dann, nachdem sie ein Päckchen alter Briefe herausgenommen, ging sie eilig damit in ihr heimliches Stübchen zurück. Bald saß sie wieder in ihrem Lehnstuhl und begann die Briefe sorgfältig durchzusehen. Endlich kam sie an den rechten Jahrgang; ein kleines Lichtbild lag dazwischen, das sie mit zärtlichem Wohlgefallen betrachtete. Es war das Porträt eines kräftigen, etwa vierzehnjährigen Knaben,

dessen treuherzige Augen nicht ohne einigen Trotz unter dem buschigen Haar herausschauten. „Aber das war vor sechs Jahren," sagte sie, „er muß ja jetzt ein ganzer Kerl sein." Und dann entfaltete sie den Brief ihres Bruders, der das Bild begleitet hatte. „Du wirst den Jungen nicht verkennen," schrieb er, „auch über seiner Stirn erhebt sich jener widerspenstige Haarwirbel, den der selige Subrector seinem Vater als eine Opposition gegen die Autorität der Schule auslegte und den er in der Numa-Pompilius-Stunde mir ebenso unermüdet als vergeblich niederzustreichen bemüht war." Sie lächelte; die kräftige Knabengestalt ihres Bruders stand vor ihren Augen. Sie sah ihn im Streit mit dem rothnasigen Stadtdiener, der keine Rutschschlitten auf dem abschüssigen Markte dulden wollte, und dann wieder zusammen mit seinem Freunde, dem jetzigen Senator, wie sie draußen im Sonnenschein am Deich lagen und ihre Drachen steigen ließen. „Und wenn ich sie zu Mittag rufen mußte," dachte sie weiter, „und sie mit ihrem Drachen dann wieder ein Stück weiter auf den Deich hinausrückten, und immer weiter, je mehr ich hinter ihnen herlief, bis sie mich denn am

Ende richtig zum Weinen gebracht hatten." Und kopfschüttelnd setzte sie hinzu: „Das waren ein paar Gäste, sie kamen nie zu rechter Zeit nach Haus!" — — Immer hingebender blickte sie in die Perspective der Vergangenheit, wo eine Aussicht immer tiefer als die andere sich eröffnete. Die damals so traulichen Straßen ihrer Vaterstadt sah sie belebt von frischen rothwangigen Kindergestalten; sie gingen paarweise mit dem Schulsack über'm Arm in eifrigem Geplauder durch die Straßen; oder der Sommerabend war herabgekommen, und sie rannten, Knaben und Mädchen, auf ihren Spielplatz unter den Linden vor der Kirche; sie selbst überall dabei und derzeit, so dachte die alte Jungfrau, keineswegs die Stillste. „Nein, nein! eine wahre Hummel, ein Dreiviertelsjunge, wie der alte Senator immer gesagt hatte."

Sie schüttelte lächelnd den Kopf; dann, wie müde von all' der muntern Gesellschaft der Vergangenheit, lehnte sie sich zurück und faltete die Hände.

Aber die Ruhe war ihre Sache nicht. Bald saß sie wieder aufrecht und nachdem sie durch's Fenster einen Blick in die Nacht hinaus gethan hatte, stand sie auf und verließ die Stube. Sie

mußte einmal horchen, ob in den Ställen Alles ruhig sei.

Sie ging über die Tenne auf den Hof hinaus. Draußen, an den schweren Thorflügel gelehnt, blieb sie stehen. Die Sterne blitzten über ihr; aber auf der Erde, hier gegen Osten, war es gänzlich finster; die Morgenstunde, wo dort am Horizont die Sonne aufgestiegen, war längst vorüber; nicht der leiseste Tagesschimmer war hier auf der Erde zurückgeblieben. Sie beugte sich vor und lauschte. Links vom Hause, ein wenig tiefer hinter dem kleinen Wassertümpel, lag die Scheuer mit den Ställen; aber es war Alles ruhig, nur das Rupfen der Kuh an der Krippe war zu hören und mitunter ein Stampfen der kleinen Ponies. Fast unwillkürlich warf sie einen Blick in die Ferne, ob sie drunten im Moor die alte Eiche erkennen möchte, den einzigen Baum, der über Tag von hier aus zu entdecken war. Aber sie sah nur die Brunnenstange vor sich in die Nachtluft ragen; wenige Schritte dahinter begann der dunkele Zug der Haide und streckte sich von allen Seiten schwarz und undurchdringlich in die Nacht hinaus. Ein Luftzug regte sich; leise, langsam durch das rauschende

Haidekraut hörte sie es auf sich zukommen. So war es da und zog vorüber, bis sich das Rauschen wieder in die Ferne hinter ihr verlor.

Da plötzlich unten vom Moor herauf schlug ein Thierschrei an ihr Ohr, heiser und gewaltsam. Die Alte schauerte, sie legte die Hand auf den Griff des offen stehenden Thores; ihr war, als habe aus der ungeheuern leblosen Natur selbst dieser Laut sich losgerungen, als habe ihn die Haide ausgestoßen, die so schwarz und wild zu ihren Füßen lag. Und dann! Einige tausend Schritt in das Dunkel hinaus, sie wußte das wohl, stand noch der Pfahl und wurde von der Gemeinde des nächsten Dorfes noch unterhalten zum Gedenken, daß hier ein Bauernkind von Wölfen zerrissen worden war. Freilich, das sollte über hundert Jahre her sein; es gab längst keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiserm Geheul durch die Finsterniß trabten. — Aber konnten die Nebel der Haide sich nicht wieder zu diesen unheimlichen Thiergestalten zusammenballen, damit auch das Entsetzen, das Nachts auf diesen Mooren lagerte, seine Stimme wieder bekäme?

Die Alte schüttelte sich ein wenig; denn die

dunkeln Vorstellungen des Volksglaubens, welche die Einsamkeit dieser Küstengegend ausgebrütet, lagen auch in ihrer Seele. Aber sie wußte sich zu fassen. Sie räusperte sich ein paar Mal herzhaft und laut, damit sie nur wieder einen Ton der Menschenstimme vernehme; und gleich darauf bedachte sie es, daß ja dort unten, von wo der Schrei gekommen, der Bach durch das Bruchland gehe; es mochten zwei Ottern gewesen sein, die sich um einen Fisch oder um einen erhaschten Vogel gerauft. Ja, das war es gewesen; weiter nichts.

Wenn nur die Magd die Enten alle in den Stall getrieben hatte! Die eine mit der grünen Tolle pflegte dahinab an den Strom zu gehen und auch wohl einmal draußen zu bleiben. — Das Wässerchen, worauf sie am Tage ihr Wesen zu treiben pflegten, lag schwarz und glitzernd zu ihren Füßen. Sie ging vorsichtig an dem Rand der Pfütze zur Scheuer hinab und öffnete die Thür des Hühnerstalles, aber die Dunkelheit ließ nichts erkennen; nur hinten von der Leiter herab kam ein kurzes unwilliges Gekräh des großen Hahnes.

Mamsell Meta kehrte in's Haus zurück. Noch

einmal, als sie den Thorflügel hinter sich anzog, schlug aus der Ferne der Thierschrei an ihr Ohr. Hastig legte sie den großen Holzriegel vor; dann aber ging sie über die Tenne, an ihrer Stube vorbei, und trat dann aus dem vordern Thor wiederum in's Freie. Das Licht in ihrem Stübchen warf durch die Fenster einen geselligen Schein hinaus, auch war hier gegen Westen der Himmel lichter, und drüben, wohin ihre Augen blickten, lag die Stadt und das Haus ihrer Freunde. Ein heimliches Gefühl als wie von Menschennähe überkam sie. Aber die Stadt war nicht zu sehen, nicht einmal die Kirchthurmspitze, die sie am Tage aus ihrem Stubenfenster sah, und ihre Augen hoben sich unwillkürlich zu der großen blitzenden Himmelsglocke, die in feierlicher Ruhe auf dem dunkeln Erdenrunde stand. Es war so still, daß sie droben das leise Brennen der Sterne zu vernehmen meinte. Und immer neue, immer fernere drangen, je länger je mehr, einer hinter dem andern aus dem blauen Abgrund über ihr. Und immer weiter folgte ihr Blick; ihr war, als flöge ihre Seele mit von Stern zu Stern, als sei sie droben mit in der Unendlichkeit. „Du großer, liebreicher Gott,"

flüsterte sie, „wie still regierst Du Deine Welt!“ Ein rother Schein flog über den Himmel, es mochte der Strahl eines beginnenden Nordlichts sein; da gedachte sie des Weihnachtsabends und sagte: „Christkindlein fliegt!“ Die Strahlen breiteten sich aus und schossen bis zum Horizont hinab, und als ihre Augen folgten, gewahrte sie unten auf der Erde, dort, wo die Stadt lag, den Schimmer eines Lichtes. Sie nickte und dachte: „Nun zünden sie die Weihnachtsbäume an.“ — Aber es fiel ihr ein, sie hatte Abends nie die Lichter der Stadt gewahren können, denn eine Erhöhung des Bodens lag dazwischen, auch wenn es doch nicht gar zu fern gewesen wäre. Und jenes Licht vor ihr, es blieb auch nicht an einer Stelle, es wanderte und strahlte seitdem schon weiter rechts, eben wo die große Straße entlang führte. Auch war es offenbar viel näher, als es ihr zuerst geschienen, und jetzt hörte sie drüben auf dem Steindamm der Chaussee einen Wagen rasseln, und der Schall und das Licht kamen immer näher und waren endlich fast in gleicher Richtung mit dem Hause. Plötzlich hörte das Getöse der Räder auf, aber der Schein brannte fort; es war kein Zweifel, der

Wagen mußte von der Chaussee auf den Feldweg gefahren sein, der von dort fast in gerader Richtung auf das kleine Gehöft führte. Und nun hörte sie auch das Schnauben der Pferde und das dumpfe Rumpeln der Räder auf dem unebenen Haideboden. Dann noch ein Peitschenknall, und eine kleine Halbchaise, an welcher vorn zwei Laternen brannten, rollte durch die Lücke des Walles und hielt in dem hellen Schein, der aus den Fenstern brach. In demselben Augenblick vernahm sie auch das Gekläff ihres kleinen Täckels, und schon arbeitete er freudewinselnd mit beiden Vorderpfoten an ihr empor.

„Da wären wir, junger Herr!" rief Martens bekannte Stimme, der nun vom Kutscherstuhl über das Rad hinabkletterte und dann das Deckleder vor der Chaise zurückschlug. „Guten Abend, Mamsell!"

Mamsell nickte nur schweigend; sie wußte nicht, was das bedeuten solle. Aber schon wurde sie von einem stattlichen jungen Mann begrüßt, den sie erstaunt und knixend in die Stube nöthigte. Ein paar Mal, während sie eilig die Briefe auf dem Tische zusammenräumte, wanderte ihr Blick stutzig und forschend zwischen seinem Antlitz und dem noch vor

ihr liegenden Lichtbildchen hin und wieder. Als er aber nach Ablegung seiner schweren Wildschur mit der Hand über das buschige braune Haar strich, und der eigensinnige Wirbel sofort wieder emporschnellte, da flog ein Lächeln glücklicher Gewißheit über ihr Gesicht. Sie streckte beide Arme nach ihm aus; und: „Meine liebe Tante Meta!“ rief der junge Mann. Und das alte Mädchen, das noch eben so allein gewesen, hielt plötzlich einen ihres Blutes in den Armen; und ein stattlicher Junge war's.

„Aber wo ist Dein Vater?“ begann sie nach einer Weile, während der Neffe fast verlegen geworden wäre unter dem langen, zärtlichen Blick der Tante. „Er wollte ja doch selber kommen?“

„In der Stadt, Tante Meta; und ich bin hergeschickt, um Dich zu holen.“

Sie wurde unruhig, zitternd in großer Erregung ging sie in der Stube umher; planlos griffen ihre Hände nach dem und jenem und legten es wieder fort. „Aber ich habe die Magd ja fortgeschickt!“ sagte sie.

„Aber, Tante, Dein alter Marten ist ja wieder da.“

Und sie ging an den Ofen und nahm die Kaffeekanne aus der Röhre. „Ich will mich fertig machen, Friedrich. Trink indeß ein Täßchen und setze Dich in den Lehnstuhl!“

So, während sie dazwischen bald eine Pfeffernuß auf seine Tasse legte, bald auf's neue wieder einschenkte, hatte sie endlich ihre Pelzkappe aufgesetzt und sämmtliche Mäntel und Tücher umgethan. Fast hätte ihr jetzt der Muth gefehlt, ihren jungen Gast zu stören; er saß so lächelnd da, und wie ihm Alles schmeckte! Aber die Sehnsucht nach ihrem Bruder gönnte ihr nun selbst keine Ruhe. Nachdem Marten hereingerufen und gehörig instruirt war, traten sie reisefertig vor die Hausthür. Der Mond war indessen aufgegangen; unten von den Wiesen blinkte der Strom herauf. Friedrich, während er die Tante in den Wagen hob, stand noch einen Augenblick und sandte wie prüfend seine Augen über die ungeheure dunkle Fläche. „Und das ist das Wasser, Tante, wo Ihr heute die großen Karpfen gefangen habt?“

„Freilich, Friedrich, und den schönen Hecht nicht zu vergessen.“

„Und dort über dem Wasser liegt der Eichenbusch?"

„Woher weißt Du denn das Alles, Junge?" rief Tante Meta aus dem Fond der Chaise.

„Nun, was hätte Dein alter Marten mir denn unterwegs erzählen sollen? — Aber mehr Leute müßtest Du haben, und jüngere," rief er, indem er zu ihr in den Wagen stieg, und es klang der Tante fast ein wenig übermüthig, als er lachend und ihre Hand ergreifend hinzusetzte: „Ihr seid hier eine gar zu ehrenfeste Gesellschaft!"

Ihre Antwort verhallte in dem Geräusch des abfahrenden Wagens. Bald hatten sie die Chaussee erreicht, und nach Verlauf einer kleinen Stunde rollten sie über das Straßenpflaster der Stadt. Hier und da sahen sie im Vorüberfahren noch einen verspäteten Weihnachtsbaum brennen; im Allgemeinen schien die eigentliche Feierstunde schon vorüber, nur die bettelnden Haufen der kleinen Weihnachtssänger zogen noch unermüdlich von einer Thür zur andern. Ein paar große Gebäude waren besonders hell erleuchtet; aber Tante Meta schloß die Augen, als sie daran vorüberkamen; denn hier wohnten die „neuen

Beamten," wie sie noch immer von ihr genannt wurden, obgleich schon ein ganzer Nachwuchs für sich und die verhaßte Sprache Geburts- und Heimathsrechte der deutschen Stadt in Anspruch nahm.

Auf dem Markte vor dem stattlichen Hause des Senators hielt der Wagen. Die Frau Senatorin empfing ihre alte Freundin an der Thür. „Nicht wahr, Meta," sagte sie, indem sie auf die große Außendiele traten, „weniger that es nicht, um Dich zu Deinen Freunden in die Stadt zu bringen?"

Meta war zu bewegt, um zu antworten. Während die Magd ihr die Reisekleider abnahm, blickte sie zur Linken in den geräumigen Kaufladen, wo sie einst mit Ehrenfried in mancher Morgenfrühe vergebliche Pläne für ein bescheidenes Lebensglück entworfen hatte. Aus der Wohnstube an der andern Seite des Flurs hörte sie zwei Männerstimmen in lautem Gespräch; die eine kannte sie, die andere war ihr fremd geworden. Die Sprechenden mochten beide die Ankunft des Wagens überhört haben.

Als Meta mit ihrem Neffen hereintrat, sah sie neben dem Senator einen kräftigen älteren Mann mit lebhaft geröthetem Antlitz am Ofen stehen; das

volle buschige Hauptbaar war schneeweiß. Mitten in seiner lauten Rede brach er ab und sah sie wie zweifelnd mit seinen dunklen Augen an, aber in demselben Augenblicke hielt er die alte Schwester in den Armen.

„Da hast Du ihn, Meta," rief der Senator, „es ist noch immer der alte Hoffegut. Wo der keine Rosen sieht, da werden niemals welche wachsen!"

Dann kam die Freude des Wiedersehens; ein langes, inniges Gespräch; ein stilles, gegenseitiges Betrachten. Aber der Erzähler war meist der Bruder; während er vor ihr stehen blieb, hatte sie sich, wie von dem Uebermaße der Freude niedergedrückt, auf einen Stuhl gesetzt. Ihre Hände auf die Kniee gelegt, sah sie zu ihm empor und lauschte seinen Worten. Fast blieb die Tasse dampfenden Thees unberührt in ihrer Hand, welche die Senatorin ihr gereicht hatte. „Ja, ja, Christian," sagte sie, „Dein Gesicht ist noch das alte; es läßt nur anders bei den weißen Haaren."

„Meinst Du," rief er lachend, „aber sie lassen sich auch noch jetzt von keinem Schulmeister niederstreichen. Versuch es nur!" Und er legte die Hand

der Schwester auf sein Haupt. „Und nun genug von der Vergangenheit, wir wollen den Weihnachtsabend nicht vergessen!“ Dann seinem Sohne und dem Senator einen Wink gebend, führte er sie in das gleichfalls erhellte, hinter der Wohnstube gelegene Zimmer; die Andern folgten nach. — Es brannte hier kein Weihnachtsbaum; in diesem Hause hatte seit vielen Jahren keiner mehr gebrannt; denn der Senator war kinderlos. Aber auf dem mit einem grünen Teppich bedeckten Tische standen, jeder mit drei brennenden Kerzen, die sonst nur für die Festtafel bestimmten silbernen Armleuchter; zwischen den Leuchtern vor des Senators emaillirtem Schreibgeschirr lag ein beschriebenes Blatt Papier, daneben eine frisch geschnittene Feder.

Meta sah ihren Bruder fragend an.

„Schwester,“ sagte er, „Du bist es, die bescheeren soll; noch einmal sollst Du Deine gesegnete Hand aufthun und diesmal, denke ich, Dir zur Freude.“

Und seine Hand auf den beschriebenen Bogen legend, fuhr er fort: „Wir haben die Punktationen eines Kaufcontracts über den Haidehof aufgesetzt:

Verkäufer ist unser Freund Albrecht hier, als Käufer sind aufgeführt die Geschwister Meta und Christian Hansen. Die Vollziehung einer andern Punktation über den Eichenbusch — denn der, wie die Sachverständigen und Dein alter Marten sagen, gehört nothwendig mit dazu — wartet nur auf den Abschluß dieses Handels."

„Also Du," sagte Meta, „warst der Käufer?"

„Ich nicht allein, Schwester; Du mußt allerwegen mit dabei sein; denn meine Kräfte reichen hier nicht zu. — Ich selber kann nicht bleiben," fuhr er fort, indem er mit begeisterter Zärtlichkeit auf seinen Sohn blickte, „ich muß zurück an meinen Heerd, aber ich schicke einen Jüngeren, der die Sache aus dem Fundament gelernt hat. Schon im Februar mag der Friedrich seinen Einzug bei Dir halten und dann könnt Ihr bauen und Mergel graben und Haide brennen nach Herzenslust, damit, wenn ich nach ein paar Jahren wiederkehre, aus der braunen Steppe ein grünes Heimwesen mir entgegenleuchte. — Wir wollen einen jungen festen Fuß auf unsere heimathliche Erde setzen; denn trotz alledem," und seine Stimme sank bei diesem Worte, „ich lasse es

mir nicht nehmen, die Herrlichkeit der deutschen Nation ist im Beginnen; und wir von den äußersten deutschen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einst ein alter Herzog uns geheißen — wir gehören auch dazu!"

Der Senator hatte still daneben gestanden. „Du irrst Dich, Christian," sagte er jetzt; „es rührt sich keine Hand um uns; oder" — und er nahm ein Zeitungsblatt neben sich von der Kommode, „wie es hier geschrieben steht:

Die fremde Sprache schleicht von Haus zu Haus
Und deutsches Wort und deutsches Lied löscht aus;
Trotz alledem — es muß beim Alten bleiben:
Die Feinde handeln, und die Freunde schreiben."

Aber der alte Freischärler legte die Faust vor sich auf den Tisch, und die tiefe Narbe über der Stirn begann zu leuchten. „Mögen sie schreiben!" rief er, „das rechte Wort wandert landaus und ein, rastlos und unantastbar, bis es sein Fleisch und Bein gefunden hat. Langsam geht es, langsamer als anderswo; aber — und die breite germanische Männergestalt richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf — „das Wachsthum der Eiche zählt nur nach Jahr-

hunderten. Laß Dich nicht irren von dem, Schwester! — Lies nur die Bedingungen; der Verkäufer hat uns nirgends übervortheilt."

Sie hatte theilnehmend diesen Reden zugehört. Nun, während der Senator schweigend seine Zeitung zusammenfaltete, nahm sie das Schriftstück und begann es aufmerksam zu lesen. Die Hand, welche das Blatt hielt, zitterte; aber ihr Antlitz verklärte sich wie von junger aufstrebender Hoffnung, da doch das Leben sich schon abwärts neigte.

Der Bruder stand ihr gegenüber; die Arme untergeschlagen, gespannt zu ihr hinüber blickend. — Sie hatte ihn wohl verstanden; er wollte ihr nach Kräften einen Ersatz der Lebensgüter bieten, auf die sie einst durch jenes schwesterliche Opfer hatte verzichten müssen. Sie blickte empor und die Augen der Geschwister begegneten sich. „Du willst mir gar nichts schuldig bleiben!" sagte sie schüchtern; „aber Christian, Du zahlst Dich arm dabei."

Der lebhafte Mann schüttelte sein buschiges Haupthaar, als wolle er das Gefühl abschütteln, das ihn überkam. „Nein, nein!" rief er, die Hand wie abwehrend vor sich hinstreckend; „aber ich dächte,

Schwester, Du hülfest gern Deinem Brudersjohn zu Haus und Hof!"

Sie sah ihn an und lächelte; aber noch einmal verschwand das Lächeln für kurze Zeit von ihrem Antlitz, und sie blickte mit fast schmerzlichem Ausdruck auf das vor ihr liegende Schriftstück. Sie mochte des Todten gedenken, über dessen kleinen Schatz sie jetzt auch verfügen sollte. — Dann nach einer Weile tauchte sie die Feder ein und schrieb. „Für mich — und Ehrenfried!" sagte sie.

Der Senator ergriff die Hände des jungen Mannes, der schweigend das Ende der Verhandlungen abgewartet hatte. Sein etwas finsteres Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der festen, ausgeprägten Stirn des Jünglings. „Weil Du es denn gewollt," sagte er, zu seinem Freunde hingewandt, „Dein Sohn soll uns willkommen sein. — Und morgen Weinkauf auf dem Haidehof! Nein, Meta, sorge nur nicht; wir kannten Dich ja — die Braten sind schon alle hier gemacht."

Storm's gesammelte Schriften.

Theodor Storm's

gesammelte Schriften.

Erste Gesammtausgabe.

Dritte Auflage.

Vierzehn Bände.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1884.



Braunschweig, Verlag von G. Westermann
1884.



Inhalt

des vierten Bandes.

Von Jenseit des Meeres.

Das Zimmer im Hôtel war durch die gepackten Koffer nicht behaglicher geworden. Mein Vetter, ein junger Architekt, der es seit zwei Tagen bewohnt hatte, ging schweigend und seine Cigarre rauchend auf und ab, wie Jemand der ungeduldig ist, eine leere Zeit hinzubringen. — Es war eine milde Septembernacht, die Sterne schienen durch das offene Fenster; drunten auf der Gasse war der Lärm und das Wagengerassel der großen Stadt schon verstummt, so daß man drüben vom Hafen her das Plustern der Nachtluft in den Wimpeln und Tauen der Schiffe vernehmen konnte.

„Wann mußt Du fort, Alfred?" fragte ich.

„Um drei Uhr geht das Boot ab, das mich an Bord bringen soll."

„Willst Du nicht noch ein paar Stunden ruhen?"

Er schüttelte den Kopf.

„So laß mich bei Dir bleiben. Meinen Schlaf hole ich morgen im Wagen auf der Heimfahrt nach. Und wenn Du willst, erzähle mir — von ihr! Ich kenne sie ja nicht; und laß mich wissen, wie Alles so gekommen ist.“

Alfred schloß das Fenster und schraubte die Lampe höher, so daß es völlig hell im Zimmer wurde. „Setz Dich und habe Geduld,“ sagte er, „so sollst Du Alles wissen.“

„Schon als zwölfjähriger Knabe,“ begann er dann, als wir uns jetzt gegenübersaßen, „habe ich mit ihr in meinem elterlichen Hause zusammengelebt, sie mochte einige Jahre weniger zählen als ich. Ihr Vater lebte derzeit noch auf einer der kleinen Inseln Westindiens, wo er durch Glück und Geschick in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus einem mittellosen Kaufmann zu einem reichen Plantagenbesitzer geworden war. Seine Tochter hatte er schon vor einigen Jahren nach Deutschland geschickt, um sie in der Sitte seiner Heimath erziehen zu lassen; aber die Anstalt, in der sie sich bisher befunden, war durch den Tod der Vorsteherin aufgelöst, und bis eine neue gefunden

wurde, sollte sie unter Obhut meiner Eltern bleiben. Lange schon, ehe ich sie selber sah, war meine Phantasie von ihr beschäftigt worden, besonders aber als meine Mutter nun wirklich ein Kämmerchen neben dem Schlafzimmer der Eltern für sie in Bereitschaft setzte. Denn es war ein Geheimniß um das Mädchen. Nicht nur, daß sie aus einem andern Welttheil kam und daß sie die Tochter eines Pflanzers war, die ich aus meinen Bilderbüchern nur als fabelhaft reiche und höchst grausame Herren hatte kennen lernen; — ich wußte auch, daß ihre Mutter nicht die Frau ihres Vaters sei. Näheres von dieser hatte ich nicht erfahren können; und ich dachte sie mir daher am liebsten als eine schöne ebenholzschwarze Negerin mit Perlenschnüren in den Haaren und blanken Metallringen um die Arme.

Endlich, an einem Februarabend, hielt der Wagen vor unserer Haustreppe. Ein kleiner alter Herr mit weißen Haaren stieg zuerst herab; es war der Commis eines ihrem Vater befreundeten Handlungshauses, der sie ihren neuen Beschützern überliefern sollte. Bald darauf hob er ein kleines, in viele Tücher und Mäntel gehülltes Mädchen vom Wagen,

das er dann mit einer gewissen Feierlichkeit in unsere Wohnung führte und mit einer kleinen wohlgesetzten Rede der Fürsorge des Herrn Senators und Frau Gemahlin empfahl. — Aber wie verwunderte ich mich, als sie den Schleier zurückschlug; sie war nicht schwarz, nicht einmal braun; sie schien mir weißer als irgend ein anderes Mädchen aus meiner Bekanntschaft. Ich sehe sie noch, wie sie mit den großen Augen um sich blickte, während sie sich von meiner Mutter das pelzverbrämte Reisemäntelchen von den Schultern ziehen ließ. Als auch Hut und Handschuhe abgenommen waren, und das ganze zierliche Figürchen nun endlich aus allem Reiseplunder herausgeschält dastand, streckte sie meiner Mutter die Hand entgegen und sagte etwas zaghaft: „Bist Du denn meine Tante?“ Als diese ihr aber die kohlschwarzen Löckchen von der Stirn strich, sie in die Arme schloß und küßte, da sah ich mit Erstaunen, wie leidenschaftlich das Kind diese Liebkosungen erwiderte. Bald zog meine Mutter auch mich zu sich heran. „Und das ist mein Junge!“ sagte sie. „Sieh ihn Dir an, Jenni; er hat ein gut' Gesicht; nur zu wild ist er; und da paßt

es sich, daß er jetzt ein Mädchen zur Gespielin bekommt."

Jenni sah sich um und gab mir die Hand; aber dabei schoß ein Blick von solcher Schelmerei zu mir herüber, als wollte sie sagen: „Wir verstehen uns; guten Tag, Kamerad!"

Und so zeigte es sich schon in den nächsten Tagen; diesem leichten, feingliederigen Kinde war kein Baum zu hoch, kein Sprung zu verwegen. Sie war fast immer mit bei unsern Knabenspielen, und, ohne daß wir es wußten, regierte sie uns alle; durch ihre Kühnheit wohl weniger als durch ihre Schönheit. Mitunter konnte sie uns zu einem wahrhaft wilden Taumel hinreißen, so daß mein Vater von dem Lärm aus seiner Schreibstube aufgeschreckt wurde und dann durch ein unerbittliches Machtwort aller Lust ein Ende machte. Mit diesem, während der Verkehr mit meiner Mutter immer inniger wurde, kam sie nie in ein zutrauliches Verhältniß; er verstand es nicht, mit Kindern umzugehen; dieses eigenartige Wesen schien er mit bedenklichen Blicken zu betrachten. Ebensowenig gelang es ihr mit Tante Josephine, dieser ehrenwerthen, aber etwas strengen

alten Jungfrau, die sich auf eine recht fatale Weise um das Fertigwerden unserer Schulaufgaben bekümmerte. Und hier, wo Jenni nicht von all zu großem Respect in Bann gehalten wurde, gab es bald einen kleinen fortgesetzten Guerillakrieg; und die würdige Tante konnte mitunter keine zehn Schritte gehen, ohne zu ihrem Schreck auf irgend einen lustigen Schabernack zu treten.

Aber es waren nicht blos Tollheiten, die sie trieb; wir Beide konnten auch zusammen plaudern. Sie wußte allerlei Märchen und Geschichten, die sie mit glänzenden Augen und lebhaftem Fingerspiel erzählte; meist wohl aus der Pension, die eine oder andere, wie ich jetzt glaube, auch noch aus ihrer alten Heimath. Und so konnte man uns denn oft Abends in der Dämmerung auf der Bodentreppe oder in dem großem Reiseschranke zusammensitzen finden; je heimlicher wir unsern Märchensaal aufgeschlagen hatten, desto lebendiger traten alle die wunderlichen und süßen Gestalten, die verzauberten Ungeheuer, Schneewittchen und die Frau Holle vor unsere Phantasie. Unsere Vorliebe für verborgene Erzählungsplätzchen trieb uns zur Entdeckung immer neuer

Schlupfwinkel; ja, ich entsinne mich, daß wir zuletzt eine große leere Tonne dazu ausersehen hatten, die in dem Packhause unweit von meines Vaters Stube stand. In diesem Allerheiligsten kauerten wir Abends, wenn ich aus den Privatstunden gekommen war, so gut es ging, zusammen; meine kleine Laterne, die zuvor mit einigen Lichtendchen versehen war, nahmen wir auf den Schooß und schoben dann ein großes auf der Tonne liegendes Brett von innen wieder über die Oeffnung, so daß wir wie in einem verschlossenen Stübchen beisammensaßen. Wenn nun die Leute, die Abends zu meinem Vater gingen, das Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einige Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte unser alter Schreiber, der sein Zimmer gegenüber hatte, kaum den immer neuen Fragen nach dieser verwunderlichen Erscheinung gerecht werden. Waren dann unsere Lichtendchen ausgebrannt oder hörten wir von der Hofthür aus die Magd nach uns rufen, so kletterten wir heimlich wie die Marder aus unserer Tonne, um noch, bevor mein Vater sein Zimmer verließ, in unsere Schlafkammern zu schlüpfen.

Nur von ihren Eltern, besonders über ihre Mutter, sprachen wir niemals mit einander, außer einmal an einem Sonntagmorgen. — Ich spielte mit meinen Kameraden „Räuber und Soldat.“ Seitwärts von unserm Hofe und hinter dem Garten lag, noch vom Großvater her, eine ganze Reihe jetzt leer stehender Fabrikgebäude, voll dunkler Keller und Kämmerchen und übereinander gethürmter Dachböden. Die übrigen Räuber waren schon alle in diesen Labyrinthen verschlüpft; nur ich, der ich selbstverständlich auch zu ihnen gehörte, stand noch unschlüssig im Garten. Ich dachte an Jenni, die sonst stets dabei war und im Klettern über Dächer und im Herabspringen durch Fallthüren hinter dem wildesten Räuber nicht zurückstand. Heute aber hatte Tante Josephine sie an einen Schulaufsatz gepreßt; ich wußte, sie saß dort in der Hinterstube, deren Fenster auf den Garten ging. Und während ich vom Hofe her unter der Fahrpforte den Anführer der Soldaten seine Truppen haranguiren hörte, schlich ich mich vorsichtig längs der Gartenmauer an das Haus heran und blickte, von einem Jasminbusch verborgen, in das Zimmer.

Jenni saß mit aufgestütztem Arm am Tisch vor

ihrem Schreibbuch; aber ihre Gedanken schienen nicht bei der Arbeit zu sein; denn, während ihre eine Hand in dem schwarzen krausen Haar begraben lag, zerstampfte sie mit der andern die arme Gänsefeder auf der Tischplatte. — Dicht neben ihrem Schreibzeug lag die wohlbekannte silberne Nadelbüchse der Tante Josephine und nicht weit davon ein mir gehöriger ziemlich starker Magnetstein. Plötzlich, während sie wie in langer Weile darüber hinblickte, schoß ein übermüthiger Strahl aus ihren dunklen Augen; die nützliche Verwendung dieser beiden Dinge schien sich in ihrem Köpfchen zu combiniren. Aus dem trägen Selbstvergessen wurde jetzt die beflissenste Geschäftigkeit. Sie schüttete den ganzen Inhalt von Tante Josephinens Heiligthum auf den Tisch; dann nahm sie den Magnet und begann emsig jede einzelne Nadel damit zu bestreichen. Wie ein kleiner schöner Teufel saß sie da mit ihren schwarzen Augen; sie schien im Voraus schon die staunende Entrüstung der alten Jungfrau zu genießen, wenn diese demnächst ihre echt englischen Nähnadeln als ein räthselhaft vereinigtes Bündelchen aus der Büchse ziehen würde. Und während sie immer eifriger an ihrem

schadenfrohen Werke arbeitete, zuckte unablässig ein kaum verhaltenes Lachen über ihr Gesichtchen, so daß die weißen Zähnchen hinter den rothen Lippen hervorblitzten.

Ich klopfte leise an's Fenster; denn auf dem Hofe erscholl das Signalhorn der ausrückenden Soldaten. Sie fuhr zusammen; als sie aber ihren Kameraden erkannte, nickte sie mir zu und that rasch ihren ganzen Unfug in Tante Josephinens Nadelbüchse. Dann strich sie das schwarze Haar hinter die Ohren und kam auf den Fußspitzen zu mir heran. „Jenni," flüsterte ich, „wir spielen Räuber!"

Sie stieß behutsam den Fensterflügel auf. „Wer ist Räuber, Alfred?"

„Du und ich; die Anderen sind schon im Versteck."

„Wart' einen Augenblick!" Und sie schlich leise zurück und schob den Riegel vor die Thür, die das Zimmer von der Wohnstube trennte. „Adieu, Tante Josephine!" — Rasch war sie wieder da, und mit einem leichten Sprung stand sie draußen.

Es war ein prächtiger Frühlingstag; Garten und Hof voll von Sonnenschein. Die alten Birn-

bäume, die ihre Aeste hoch an den Dächern der Gebäude ausbreiteten, waren mit weißen Blüthen übersäet, zwischen denen sich überall die jungen lichtgrünen Blätter hervordrängten; aber hier unten im Bosquet war das Laub nur noch spärlich am Gesträuch hervorgesproßt. Jennis weißes Kleid konnte uns verrathen. Ich faßte ihre Hand und zog sie durch die Büsche, hart an der Gartenmauer entlang, und während wir das Trappen der Soldaten in einem Gange des vordersten Fabrikgebäudes verhallen hörten, schlüpften wir durch eine vom Garten aus hineinführende Thür in den entlegensten Anbau, auf dessen oberstem Boden ich auch meinen Taubenschlag eingerichtet hatte. Als wir auf der dämmerigen Treppe standen, athmeten wir einen Augenblick auf; wir waren glücklich entronnen. Aber wir stiegen höher; auf den ersten und dann auf den zweiten Dachboden; Jenni voran, ich vermochte kaum zu folgen; aber es entzückte mich — das weiß ich noch sehr wohl — wie die geschmeidigen Füßchen mit sichern, fast lautlosen Tritten vor mir die Stufen hinaufflogen. Als wir den letzten Boden erreicht hatten, ließen wir behutsam die Fallthür herab und wälzten einen großen

länglichen Holzblock darauf, der, Gott weiß bei welcher Gelegenheit, auf dem abgelegenen Boden liegen geblieben war. Einen Augenblick hörten wir auf das Flattern der Tauben, die nebenan in dem Schlage aus- und einflogen; dann setzten wir uns zusammen auf unsern Block und Jenni stützte das Köpfchen schweigend in ihre Hand, daß die krausen Haare ihr über das Gesicht herabhingen.

„Du bist wohl müde, Jenni?" fragte ich.

Sie nahm meine Hand und legte sie an ihre Brust. „Fühl nur, wie es klopft!" sagte sie.

Als ich dabei unwillkürlich auf die schlanken weißen Fingerchen blickte, welche die meinen gefangen hielten, erschien mir daran, ich wußte nicht was, anders, als ich es sonst gesehen hatte. Und plötzlich, während ich darüber nachsann, sah ich es auch. Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel waren nicht wie bei uns Andern heller, sondern bläulich und dunkler als der übrige Theil derselben. Ich hatte damals noch nicht gelesen, daß dies als Kennzeichen jener oft so schönen Parias der amerikanischen Staaten gilt, in deren Adern auch nur ein Tropfen schwarzen Sklavenblutes läuft; aber es

befremdete mich und ich konnte die Augen nicht davon wenden.

Es mochte ihr endlich auffallen; denn sie fragte mich: „Was guckst Du denn so auf meine Hände?"

Ich entsinne mich, daß ich verlegen wurde über diese Frage. „Sieh nur!" sagte ich, indem ich ihre Finger neben einander legte, daß die übrigens ganz rosenrothen Nägel wie eine Perlenschnur beisammen standen.

Sie wußte nicht, was ich meinte.

„Was hast Du denn da für kleine dunkle Monde?" fuhr ich fort.

Sie betrachtete aufmerksam ihre Hand und verglich sie mit der meinen, die ich dagegen hielt. „Ich weiß nicht," sagte sie dann; „auf St. Croix haben sie das Alle. Meine Mutter, glaub' ich, hatte noch viel dunklere." —

Ganz aus der Ferne, aus der Tiefe irgend eines verborgenen Kellers herauf, hörten wir das Getöse der Räuber und Soldaten, die indessen handgemein geworden sein mochten, aber es war noch weit von unserem Zufluchtsort. Meine Gedanken geriethen

wieder auf einen andern Weg. „Weshalb bist Du nicht bei Deiner Mutter geblieben?“ fragte ich.

Sie hatte wieder den Kopf gestützt. „Ich glaube, ich sollte was lernen,“ sagte sie gleichgültig.

„Konntest Du dort nichts lernen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Papa sagt, sie sprechen dort so schlecht.“

Es war ganz still auf unserm Dachboden und fast dämmerig, denn die kleinen Fenster waren mit Spinngeweben überzogen; nur vor uns durch eine ausgehobene Dachpfanne kam ein wenig Sonnenschein, so viel sich vor einem blühenden Zweig des großen Birnbaums hereinstehlen konnte. Jenni saß schweigend neben mir; ich betrachtete ihr Gesichtchen; es war sehr blaß, nur unter den Augen lagen seltsam tiefe Schatten.

Auf einmal bewegte sie die Lippen und lachte ganz laut vor sich hin. Ich lachte mit; dann aber fragte ich: „Worüber lachst Du denn?“

„Sie konnte Papa nicht leiden!“ sagte sie.

„Wer denn?“

„Mamas Meerkatze!“

„War Dein Papa nicht gut gegen sie?“

„Doch! — Ich weiß nicht. — Sie stahl ihm immer seine Brillantnadel aus dem Jabot, wenn er zu uns kam.“

„Wohnte Dein Papa denn nicht bei Euch?“

Sie schüttelte den Kopf. „Er kam nur oft des Abends zu uns; er wohnte in einem großen Hause in der Stadt. Mama hat es mir gesagt, ich bin nicht drin gewesen.“

„So! — Wo wohntet Ihr denn, Du und Deine Mutter?“

„Wir wohnten auch sehr schön! Draußen vor der Stadt. Das Haus lag im Garten, hoch über der großen Bai; eine Galerie mit Säulen war davor; da saß ich immer mit Mama, wir konnten alle Schiffe kommen sehen.“ — Sie schwieg einen Augenblick. „O, sie ist sehr schön, meine Mama!“ sagte sie stolz. Dann ließ sie die Stimme sinken und setzte fast traurig hinzu: „Sie hatte so allerliebste schwarze Löckchen vor der Stirn!“ Und als sie das gesagt hatte, brach sie in bitterliche Thränen aus.

Nach einer Weile hörten wir unter uns das Getümmel und die Blechhörner der Soldaten; sie schienen an der Treppe des ersten Bodens Halt zu

machen und sich zu berathen. Ich sprang auf und blickte umher. Das hatten wir nicht bedacht, es war nirgend ein Ausgang. „Wir müssen uns vertheidigen," sagte ich leise; „denn wir sind gefangen."

Jenni hatte rasch ihre Augen getrocknet. „Noch nicht, Alfred!" Und sie zeigte auf die Dachöffnung uns gegenüber. „Dort mußt Du hinaus, und dann über den Birnbaum in den Garten hinab."

„Das geht nicht; ich darf Dich nicht verlassen."

„O," rief sie, „mich sollen sie nicht fangen!" Dabei blickte sie nach dem dunkelsten Winkel des Daches hinauf. „Geschwind, hilf mir! Ich setze mich dort oben auf den Hahnebalken; dann seh' ich's, wie sie unter mir umherrasen!"

Der Rath war gut; und nach ein paar Augenblicken war sie mit meiner Hülfe an den Sparren und Latten emporgeklettert und saß im Dunkeln auf dem kleinen Querbalken unter der höchsten Spitze des Daches. „Siehst Du mich?" rief sie, als ich wieder unten stand.

„Ja, ich sehe Deine weiße Hand."

„Noch immer?"

„Nein, ich sehe nun nichts mehr."

„Dann mach', daß Du fortkommst!" —

Aber die Oeffnung war zu eng. Ich riß noch eine Pfanne aus und zwängte mich hindurch; denn schon drängten die Verfolger mit lautem Geschrei unter der Fallthür unseres Bodens, und ich hörte schon den schweren Holzblock sich bewegen.

Wie es geschah, weiß ich nicht mehr; aber kaum war ich draußen, so fühlte ich die Dachpfannen unter mir fortgleiten; ich kam in's Rutschen, die Zweige des Baumes schlugen mir in's Gesicht, es prasselte rings um mich herum; auf gut Glück, während es immer unhaltbarer abwärts ging, erwischte ich einen Ast, fuhr wie rasend daran hinunter, während ein paar Dachpfannen an mir vorbei in den Garten hinabflogen, und kam endlich mit einem so derben Stoß zu Boden, daß ich fast wie betäubt liegen blieb.

Als ich hinaufblickte, sah ich über mir in der Höhe zwischen den blühenden Zweigen die großen erschreckten Augen und die hängenden schwarzen Locken des schönen Kindes, das sich mit halbem Leibe aus dem zertrümmerten Dache zu mir herabbog. Um ihr ein Zeichen meines Lebens, vielleicht noch mehr meiner Bravour, zu geben, stieß ich, nicht ohne

Anstrengung, ein lautes Lachen aus; als ich dann aber den Kopf wandte, sah ich in das strenge Gesicht meines Vaters, der mich mit mehr Verdruß als Sorge zu betrachten schien; auch Tante Josephine zeigte sich in der Ferne, den unvermeidlichen Strickstrumpf in den vor Schreck erstarrten Händen. Ich begreife noch nicht, wie Jenni so schnell zu uns herabgekommen. Sie hatte sich über mich geworfen und begann emsig mir die Haare aus Gesicht und Schläfen wegzustreichen; in demselben Augenblick aber, als jetzt mein Vater mit einer heftigen Geberde die Hand ausstreckte, um mir vielleicht etwas unsanft vom Boden aufzuhelfen, sprang sie wie emporgeschnellt wieder auf. „Du," schrie sie, und die ganze kleine Gestalt streckte sich, „rühr' ihn nicht an!" Sie hielt ihm das geballte Fäustchen vor's Gesicht; im Grund ihrer Augen funkelte etwas, das herausschießen wollte.

Mein Vater, einen Schritt zurücktretend, kniff nach seiner Art die Lippen zusammen und legte die Hände auf den Rücken; dann wandte er sich ab und ging bei sich selber murmelnd in sein Comptoir zurück. Mir war, als habe er gesagt: „Das muß ein Ende haben." Als meine Mutter jetzt in den

Garten trat, flog Jenni auf sie zu, und ich sah, wie die milde Frau das zuckende Körperchen des heftig bewegten Kindes unter leisem, mir unhörbarem Zuspruch mit beiden Armen an sich drückte.

Seit diesem Tage war — so glaube ich — in uns Beiden ein unbewußtes Gefühl der Zusammengehörigkeit und gegenseitigen Verantwortlichkeit entstanden; es war ein Keim gelegt, der viele Jahre geschlummert hat, aus dem aber dann im Strahl der Mondnacht die blaue Märchenblume emporgeschossen ist, deren Duft mich jetzt berauscht.

Wie soll ich Dir diese kleinen ungreifbaren Dinge schildern! Gleich in den ersten Tagen darauf, wenn unter dem Mittagsessen mein Vater mir nach der Magd zu klingeln befahl, so hatte gewiß schon Jenni jedesmal die Schnur gezogen, noch ehe er das Wort ganz ausgesprochen; nur damit mein humpelnder Gang die verhängnißvolle Geschichte nicht in Erinnerung bringe.

Aber die schönen Tage waren vorüber; die Schreckensnachricht kam, daß eine neue Pension für Jenni gefunden sei, und bald war auch der Tag des Abschieds da. — Ich weiß noch wohl, wie ich,

in unserm großen Birnbaum sitzend, in einem unklaren Zustand von Trauer und Ingrimm, eine unreife Birne nach der andern abriß und damit nach dem unschuldigen Bodenfenster unseres Nachbarn zielte, bis ich durch ein Geräusch unter mir aufmerksam gemacht wurde und beim Hinabblicken Jenni im Nankingreisemäntelchen einen Zweig um den andern bis zu mir hinauf erklimmen sah. Als sie oben war, schlang sie den Arm um einen Ast; dann zog sie einen kleinen Ring aus der Tasche und steckte ihn an meine Hand. Sie sprach kein Wort, sondern sah mich dabei nur höchst traurig mit ihren großen Augen an. Ich hatte mir das mit der Unbeholfenheit eines aufwachsenden Jungen gefallen lassen, und während ich halbverlegen auf meinen so geschmückten Finger blickte, war Jenni ebenso still wieder verschwunden, wie sie gekommen war. Jetzt erst fuhr ich so rasch von meinem Baum herunter, daß ich fast wieder hinabgestürzt wäre. Da ich aber durch das Haus auf die Gasse hinauskam, fuhr eben der Wagen fort, und ich sah nur noch ein weißes Tüchelchen, das nach uns zurückwehte.

Da stand ich denn plötzlich von Kummer und

Sehnsucht überwältigt und betrachtete mein kleines Angedenken. Es war ein Ring von Schildpat mit goldner Einfassung. — Ich wußte nicht, daß Jenni mir das Liebste gegeben hatte, was sie zu jener Zeit besaß."

* * *

Alfred hatte während des Erzählens seine Cigarre weggelegt. „Du rauchst nicht!" sagte er; „aber ich kann Dich nicht so müßig sitzen sehen, Du mußt einen Ableiter für die Langeweile haben." Er hatte mit diesen Worten einen kleinen Flaschenkeller aufgeschlossen, der neben seinem Reisekoffer stand; und bald hielt ich ein geschliffenes Glas mit duftendem Trank in meiner Hand. „Wein von Alicante!" sagte Alfred; „und hier sind auch Feigen in wilden Tymian verpackt! Ich weiß, Du liebst mit dem Erfinder der Urhygiene, was süß und lieblich ist. Es sind Geschenke von Jennis Vater; er hat sie mir selber eingepackt, als ich ihn vor einigen Tagen verließ."

„Du hast Deines älteren Bruders nicht erwähnt," bemerkte ich, als Alfred sich wieder zu mir gesetzt hatte.

„Mein Bruder Hans,“ erwiderte Alfred, „war damals weit vom Hause auf einer landwirthschaftlichen Schule; aber er hat Jenni später kennen gelernt; denn seine Frau war mit ihr in einer Pension zusammen, wo Jenni auch noch nach Beendigung der eigentlichen Schuljahre blieb. — Ich selbst habe sie erst nach zehn Jahren wiedergesehen.

Es war im letzten Juni. Ich hatte, wie Du weißt, der reichen Gräfin die kleine Basilika in ihrem Dorfe gebaut und wurde zu guter Letzt noch von dem dort auftretenden Typhus ergriffen. Ich wurde gut gepflegt; aber ich war weit von der Heimath und der Mann mit den langen Knochenarmen hatte scharf nach mir ausgelangt. — Meine Mutter war damals, während mein Vater unter Tante Josephinens Fürsorge zurückblieb, zum Besuch auf dem Gute meines Bruders; dort war sie selbst erkrankt und hatte zu ihrem Schmerz die Pflege ihres Sohnes fremden Händen überlassen müssen. Jetzt aber waren wir Beide wieder fast genesen und schon in den nächsten Tagen wollte ich die Heimreise wieder antreten. Das Gut meines Bruders kannte ich noch nicht. Er hatte es kurz vor seiner

Hochzeit aus dem Nachlaß eines Mannes gekauft, von dessen Vorfahr, einem reichen französischen Emigranten, das Herrenhaus gebaut und namentlich der dasselbe umgebende Park in großartiger Weise nach der Gartenkunst Lenotres angelegt sein sollte. Wie meine Mutter schrieb, war ein großer Theil desselben, der sogenannte Lusthain, noch wohl erhalten; sogar von jenen graziösen Statuen, zu denen die schönen Damen vom Hofe Ludwigs des Fünfzehnten das Modell gegeben, sollte noch hie und da an Teichen und stillen Plätzen eine zwischen den hohen Laubwänden wie in verzauberter Einsamkeit stehen.

Kurz vor meiner Abreise kam noch ein Brief von meiner heitern Schwägerin: „Wenn Du bald kommst,“ schrieb sie, „so können wir Kindergeschichten zusammen lesen. Ich habe lebendige Bilder dazu; auf dem einen ist eine Räuberbraut; sie hat ein schönes blasses Gesicht und rabenschwarzes Haar. Den Kopf hat sie gesenkt und blickt auf ihren Goldfinger; denn dort hat der Ring gesessen, den sie einst dem treulosen Räuber geschenkt hat.“ Den Brief in der Hand, sprang ich auf und kramte zwischen meinen Sachen ein Elfenbeinkästchen hervor,

in dem ich allerlei kleine Schätze zu bewahren pflegte. Dort lag auch Jennis Ring. Ein schwarzes Band war daran; denn ich hatte ihn, wie sich von selbst versteht, in der ersten Zeit nach jenem Abschiede ganz heimlich auf dem Herzen getragen. Dann war er zu andern Raritäten in das Kästchen gewandert, das ich auch schon seit lange besessen. Jetzt, als könne es nicht anders sein, that ich, wie ich als Knabe gethan hatte; mit einem Lächeln mich zugleich verspottend und entschuldigend, hing ich mir auf's Neue den Ring um den Hals.

Du solltest — unterbrach sich Alfred — auf Deiner Rückfahrt den kleinen Umweg nicht scheuen! Das Gut liegt ja nur eine Meile von hier; und, wie Hans mir sagt, hast Du ihnen schon seit lange Deinen Besuch versprochen. Du würdest es in der That so finden, wie meine Mutter mir geschrieben. —

Es war Nachmittags am letzten Juni, als ich aus der Sonnenhitze des offenen Weges in den Schatten der Kastanienallee hineinfuhr, die zum Hofe hinaufführt; und bald hielt auch der Wagen vor einem schloßartigen Gebäude, das in dem so-

genannten Commodenstyl erbaut und mit einem Schwulst von Ornamenten überladen war, aber dennoch in seinen hervorspringenden Profilen und in den tiefe Schatten werfenden Reliefs einen Eindruck großartiger verschollener Pracht auf mich hervorrief. Auf der Treppe empfingen mich Hans und seine Grethe. Als wir durch den geräumigen Flur gingen, erhielt ich die Weisung, leise zu sprechen; denn unsere Mutter hielt noch ihre Mittagsruhe.

Wir waren der Hausthür gegenüber in einen großen hellen Saal getreten. Zwei offene Flügelthüren führten auf eine Terrasse; unterhalb dieser breitete sich ein Rasen aus von solchem Umfange, daß von allen Seiten wohl nur ein lauter Ruf herüberreichen mochte. Ueberall in der grünen Fläche zeigten sich üppige Gruppen hochstämmiger und niedriger Rosen, die eben jetzt in voller Blüthe standen und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Dahinter war eine Gebüschpartie, die wie die Rasenanlage offenbar aus neuer Zeit stammte; jenseit derselben, aber schon in ziemlich weiter Ferne, erhob sich in der ganzen Breite des Gartens der „Lusthain“ des ursprünglichen Begründers mit seinen steilen

Laubwänden und regelrechten Einschnitten. Alles dies lag im Glanz der Nachmittagssonne vor mir.

„Was sagst Du zu unserm Paradiese?“ fragte die junge Frau.

„Was ich sage, Grethe? — Wie lange hat denn Dein Mann das Gut?“

„Ich denke, seit letztem Mai zwei Jahre.“

„Und dieser praktische Landwirth duldet eine solche Raumverschwendung?“

„Ei was, thu nur nicht, als wenn Du die Poesie allein gepachtet hättest!“

Mein Bruder lachte. „Aber Recht hat er, Grethe! — Die Sache ist die, Alfred; ich darf mich nicht an diesen Herrlichkeiten vergreifen; das ist contractlich festgemacht.“

„Gott sei gedankt!“

„Von mir nicht. — Inmitten eines kleinen Wasserspiegels steht dort noch eine Venus im reinsten Style Louis quinze; ich hätte sie schon für schweres Geld verkaufen können; aber — wie gesagt!“

In diesem Augenblick hatte Grethe meine Hand erfaßt. „Sieh Dich um!“ rief sie.

Und auf der Thürschwelle mir gegenüber stand

im weißen Sommerkleide eine Mädchengestalt, die ich nicht verkennen konnte. Das waren noch die fremdartigen Augen der westindischen Pflanzertochter; aber das schwarze, einst so widerspenstige Haar lag jetzt in einen glänzenden Knoten gefesselt, der fast zu schwer schien für den zarten Nacken.

Ich ging ihr entgegen; aber ehe ich den Mund noch aufgethan, war meine heitere Schwägerin schon zwischen uns getreten. „Haltet einen Augenblick!“ rief sie. „Ich sehe schon das „Sie“ und „Fräulein Jenni“ und alle unmöglichen Titel auf Euern Lippen sitzen; und das stört mich in meinen Familiengefühlen. Darum besinnt Euch erst einmal auf den alten Birnbaum!“

Die eine Hand legte Jenni der Freundin auf den Mund, die andere streckte sie mir entgegen. „Willkommen, Alfred!“ sagte sie.

Ich hatte ihre Stimme seit vielen Jahren nicht gehört; um so tiefer traf mich der eigenthümliche Accent, mit dem sie ganz wie damals meinen Namen sprach. „Ich danke Dir, Jenni,“ sagte ich, „das klingt noch ganz wie in der Kinderzeit; aber Du mußt diesen Namen lange nicht gesprochen haben.“

„Ich bin keinem Alfred sonst begegnet,“ erwiderte sie, „und Du bist mir ja immer aus dem Wege gegangen.“

Ehe ich noch diesem Vorwurf begegnen konnte, hatte Grethe uns schon auseinander gedrängt.

„Das wäre in Ordnung,“ rief sie. „Und nun, Jenni, hilf mir den Kaffee besorgen; denn er hat einen langen Weg gemacht, und unsere Mutter wird auch gleich hier sein.“

Das Wiedersehen mit dieser, als sie bald darauf eintrat, war ein erschütterndes. Sie hatte den Sohn schon verloren gegeben; nun hielt sie ihn leibhaftig in ihren Armen und liebkoste ihn und streichelte ihm die Wangen, wie einem kleinen Kinde. In dem Augenblick, da ich mich aufrichtete, um meine Mutter zu einem Lehnstuhl zu führen, sah ich Jenni bleich und mit überquellenden Augen an einen Schrank gelehnt. Als wir an ihr vorüber gingen, fuhr sie zusammen; eine Porzellanschale, die sie in der Hand hielt, fiel zu Boden und zerbrach. „Verzeih, verzeih mir, süße Grethe!“ rief sie und schlang den Arm um ihre Freundin.

Diese führte sie sanft aus dem Zimmer.

Mein Bruder lächelte. „Wie das gleich über kocht!“ sagte er.

„Sie hat ein theilnehmendes Herz, Hans!“ bemerkte unsere Mutter, die ihr zärtlich nachgeblickt hatte.

Grethe war wieder hereingetreten. „Lassen wir sie einen Augenblick,“ sagte sie; „das arme Kind war schon vorhin in Unruhe; ihr Vater hat geschrieben; er wird in den nächsten Tagen kommen, dann soll sie mit ihm nach Pyrmont.“

Ich erfuhr nun, daß der reiche Kaufherr, der bis jetzt ohne eigene Wirthschaft gelebt, nach beendeter Badereise eine neu erbaute Wohnung zu beziehen und in diese seine Tochter als Dame des Hauses einzuführen beabsichtige. — Grethe schien eben nicht seine Freundin. „Es ist Jennis Vater,“ sagte sie; „aber — o, ich könnte ihn hassen, diesen Mann, der mit gleichgültiger Hand Tausende für seine Tochter hingäbe, bei dem sie aber vergebens um das kleinste Tausendtheilchen seiner eigenen werthen Persönlichkeit betteln würde. — Ja, Hans,“ fuhr sie fort, als ihr Mann ihr neckend und wie zur Beschwichtigung über das blonde Haar strich, „Du

solltest nur eine von den Antworten sehen, die Jenni auf ihre Briefe zu bekommen pflegt; ich wenigstens kann sie von Quittungen nicht unterscheiden."

Meine Mutter nahm die junge Frau bei beiden Händen. „Nun kocht auch unsere Grethe über," sagte sie. „Ich habe den Mann gekannt; in früheren Jahren, heißt das. Aber er hat mit der Noth des Lebens kämpfen müssen; und da wird Manches hart, was bei uns Andern weich geblieben ist. — Mitunter scheint's auch wohl nur so."

Als wir dann später zusammensaßen und ich auf die Fragen der Meinigen Alles noch einmal erzählen mußte, was ich in meinen Briefen ihnen schon geschrieben hatte, kam auch Jenni wieder zu uns und setzte sich still an Grethes Seite.

Abends nach herzlichem Zwiegespräch führte Hans mich in das Schlafzimmer im oberen Stockwerk. — Noch lange, nachdem er mich verlassen, lag ich wachend aber in behaglichster Ruhe in meinen Kissen; denn die Nachtigallen schlugen überlaut in den Büschen des Gartens, auf den die Fenster hinausführten.

* * *

Als ich erwachte, war mein Zimmer erhellt von dem Licht des Sommermorgens. Ein Gefühl von wachsender Gesundheit und Lebensfülle durchströmte mich, wie ich es kaum je empfunden. Ich kleidete mich an und öffnete die Fenster; der weiche Rasen unten lag noch feucht von Thau, und der Duft der Rosen wehte mir frisch und morgenkühl entgegen. Meine Uhr zeigte auf Sechs; es war noch eine Stunde bis zum gemeinsamen Frühstück. So sah ich mich denn noch einmal in dem Zimmer um, das, wie Grethe mir neckend vertraut hatte, bis zu meiner Ankunft die Residenz meiner Räuberbraut gewesen sei. Und wirklich, in einem Schubfach des Toilettenspiegels, das ich aufzog, lag noch ein Flöckchen rosafarbener Seide, in das sich ein langes glänzendschwarzes Haar so eigensinnig verfangen hatte, daß ich es kaum ohne Verletzung herauszulösen vermochte. Dann, als mir das gelungen, fand ich auf einem Hängebrettchen über dem Bette ein paar Bücher mit Jennis Namen, die ich zu durchblättern begann. Das erste war ein Album, wie man es bei jungen Mädchen findet, vollgeschrieben von allerlei Versen wenig ausgeprägten Inhalts. Dazwischen aber

standen andere, wie Disteln zwischen unschuldigem Klee. Gleich das erste, das mir in die Augen fiel:

Ich bin eine Rose, pflück mich geschwind;
Bloß liegen die Würzlein vor Regen und Wind.
Nein, geh nur vorüber und laß Du mich los;
Ich bin keine Blume, ich bin keine Ros'.
Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein heimath- und mutterlos Kind.

Die letzte Zeile war zwiefach unterstrichen; und desselben Sinnes fanden sich mehrere.

Ich legte das Album fort und nahm das andere Buch. Ich erschrak fast. Es war Sealsfields Pflanzerleben; der Theil, welcher die lebensvolle Erzählung von den Farbigen enthält, jenen anmuthigen Creaturen, denen der Verfasser kaum ein ganzes Menschenthum zugesteht, die aber, nach seiner Schilderung, in ihrer verlockenden Schönheit die bösen Genien der eingewanderten Europäer sind. Auch in diesem Buche waren einzelne Stellen mit Bleistift angestrichen, so scharf mitunter, daß das Papier davon zerrissen war. Mir fiel das Gespräch ein, das ich vor vielen Jahren mit der kleinen Jenni über diesen Gegenstand gehabt hatte; auf alle die Dinge, welche damals ihre Phantasie so harmlos bewahrte,

mußte jetzt ein scharfes schmerzendes Licht gefallen sein.

Als ich aufstand und aus dem Fenster sah, ging sie unten auf dem breiten Kieswege des Gartens. Sie trug wie gestern ein weißes Kleid; ich habe sie in jenen Tagen nie anders als in weißen Kleidern gesehen.

Einen Augenblick später war auch ich im Garten. Sie ging vor mir auf dem breiten Steig, der von der Terrasse aus um den Rasen führt; sie ging rasch wie in innerer Erregung und schwenkte ihren Strohhut an den seidenen Bändern. Ich blieb stehen und sah ihr nach. Als sie bald darauf zurückkam, ging ich ihr entgegen. „Verzeih, wenn ich Dich störe," sagte ich; „ich habe die kleine Jenni nicht vergessen, aber ich bin ungeduldig, die große kennen zu lernen."

Sie sah mich rasch mit ihren schwarzen Augen an. „Das wird ein schlechter Tausch, Alfred!" erwiderte sie.

„Ich hoffe, gar keiner. Du hast Dich gestern schon verrathen; Du bist noch ganz die alte herzlich heftige Jenni von vordem; mir war, als müßten

sogar Deine schwarzen Haare aus dem Knoten springen und sich wieder in kleinen wilden Kinderlöckchen um Deine Stirn kräuseln. Und" — fuhr ich fort — „laß mich es Dir auch sagen, wie jene unwillkürliche Aeußerung Deiner Theilnahme mich bewegt hat."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte sie.

„Nun, Jenni, was war es denn anders, das Dir die Schale aus der Hand warf, als meine Mutter ihren Sohn empfing?"

„Das war keine Theilnahme, Alfred. Du hältst mich für besser, als ich bin."

„Was war es denn?" fragte ich.

„Neid war es," sagte sie hart.

„Was sprichst Du da, Jenni?"

Sie antwortete nicht; aber während wir neben einander hergingen, sah ich, wie ihre blitzenden Zähne sich in die rothe Lippe gruben. Dann brach es hervor. „Ach!" rief sie; „Du verstehst das nicht; Du hast noch keine Mutter verloren, und — o, eine Mutter, die noch immer lebt! — Daß ich einmal ihr Kind gewesen, mir schwindelt, wenn ich daran denke; denn es liegt tief im Abgrund unter mir. Immer vergebens und immer wieder ringe ich, ihr

schönes Antlitz aus der trüben Vergessenheit heraufzubeschwören. Nur ihre zärtliche Gestalt sehe ich noch an meinem Kinderbettchen knieen; ein seltsames Lied summt sie und blickt mich mit weichen sammetschwarzen Augen an, bis unwiderstehlich mich der Schlaf befällt."

Sie schwieg. Als wir uns wieder dem Hause zugewandt hatten, sah ich meine Schwägerin auf der Terrasse, die mit dem Schnupftuch nach uns winkte. Ich faßte die Hand des Mädchens. „Glaubst Du mich noch zu kennen, Jenni?" fragte ich.

„Ja, Alfred; und mir ist das wie ein Glück."

Als wir die Terrasse betraten, drohte Grethe uns lächelnd mit dem Finger. „Wenn ihr noch Bedürfniß nach irdischer Speise habt," sagte sie, „so kommt jetzt an den Theetisch!" — Damit trieb sie uns in den Saal, wo wir schon unsere Mutter mit ihrem ältesten Sohne im Gespräch fanden. Und in dieser freundlichen Umgebung schwanden bald die Schatten, die noch eben tief genug auf diesem jungen Antlitz lagen; oder sie traten wenigstens von der Oberfläche unsichtbar in ihr Inneres zurück.

Am Nachmittag fand ich Gelegenheit, mit Jenni

unserer gemeinsamen Kindergeschichten zu gedenken, und sie lachte wieder hell und herzlich. Ein paar Mal suchte ich das Gespräch von meiner Mutter auf die ihrige zu bringen, aber sie schwieg entweder plötzlich oder redete von anderen Dingen.

Später, als die Sonnenhitze abgenommen, rief mein Bruder uns und seine Frau zum Federballspiel auf den großen Rasen. Es gehörte zu seiner Sonntagsunterhaltung und er hielt streng darauf, daß es nicht versäumt wurde. Für unsere Mutter ließ er einen Polsterstuhl auf die Terrasse tragen, von wo aus sie dem Spiele zusah.

Hier war Jenni in ihrem Elemente. Mit den großen rasch blickenden Augen verfolgte sie den Ball, und ebenso leicht, bald rückwärts, bald zur Seite weichend, flogen ihre Füße über den Rasen. Dann im rechten Augenblick schwang sie mit ihrer kleinen Hand den Ketscher und schlug das herabschießende Federspiel, daß es geflügelt in die Luft zurückstieg. Einmal auch, wie hingerissen in der Aufregung des Spiels, warf sie den Ketscher von sich und unter dem lauten Ruf: „Wie er fliegt! Ihm nach, ihm nach!“ flog sie selbst, mit den Fingern wie zum

Gruß in die Luft schnalzend, über den Boden dahin. — Oder wenn sie sich bückte und den Ball aufnahm, oder wenn er von der kräftigen Hand meines Bruders getroffen, einmal über sie hinflog, — man mußte es sehen, wie sie dann den Kopf mit dem schweren glänzenden Haar zurückwarf und wie leicht und rasch diese biegsamen Hüften der Wendung des schönen Kopfes folgten. Ich konnte die Augen nicht von ihr wenden; in diesen kräftigen und doch so anmuthigen Bewegungen war etwas, das unwillkürlich an die Ursprünglichkeit der Wildniß erinnerte. Auch meine gute Schwägerin schien ganz davon hingerissen. Während Jenni den fliegenden Ball verfolgte, kam sie auf mich zugelaufen und flüsterte: „Du siehst sie doch, Alfred? Du hast doch die Augen offen?“ Und als ich erwiderte: „Ach, nur zu sehr, Grethe!“ sah sie mich mit ihrem schwesterlichsten Lächeln an und sagte heimlich: „Ich gönne sie nur Einem; hörst Du, nur einem Einzigen auf der Welt!“

Dann aber rief uns meine Mutter und sagte: „Es ist genug, Kinder!“ Und Jenni kniete vor ihr, und die alte Frau streichelte ihr die heißen Wangen und nannte sie ihr „goldnes Herz.“

Später, nach dem Abendessen, da schon die große Lampe brannte und nachdem meine Mutter sich zur Ruhe begeben, saß ich mit den beiden jungen Frauen in einem dämmerigen Winkel des Saales auf dem Eckdivan. Mein Bruder war in sein Zimmer gegangen, um noch einige Geschäfte zu besorgen. Die Thürflügel nach der Terrasse standen offen und ließen der Abendkühle freien Zugang; wir konnten von unserm Sitze aus über den dunkeln Baumgruppen die Sterne in dem tiefblauen Nachthimmel sehen.

Grethe und Jenni versenkten sich in ihre Pensionserinnerungen; sie plauderten lebhaft, ich brauchte nur zuzuhören. So saßen wir lange Zeit. Als aber Grethe ausrief: „Das war doch eine glückliche Zeit!“ senkte Jenni schweigend den Kopf; so tief, daß ich auf den Scheitel ihres glänzenden Haares sah.

Dann stand sie auf und ging nach der offenen Gartenthür, wo sie auf der Schwelle stehen blieb; und da in diesem Augenblick mein Bruder seine Frau zu sich in's Nebenzimmer rief, so trat ich zu ihr. Draußen hatte indeß die Mondnacht den Garten in ihren weichen Duft gehüllt; hie und da auf dem

Rasen leuchtete eine Rose aus der Dämmerung hervor, deren Kelch dem Strahle des eben aufgehenden Lichtes zugewendet war. Jenseits des Bosquets sah man einen Theil der hohen Laubwände des Lusthains in bläulicher Beleuchtung, während die hineinführenden Gänge schwarz und geheimnißvoll dazwischen standen. Weder Jenni noch ich versuchten ein Gespräch, aber es war mir süß, so schweigend neben ihr zu stehen und in die ahnungsreiche Nacht hinauszublicken.

Nur einmal sagte ich: „Eines vermisse ich noch an Dir; wo sind denn Deine schönen Teufeleien geblieben?“

Und sie erwiderte: „Ja, Alfred“ — und an ihrer Stimme hörte ich, daß sie lächelte — „wenn wir die Tante Josephine hier hätten! Vielleicht“ — setzte sie plötzlich ernst hinzu — „gebrauche ich meine Gedanken anderswie.“

Ich antwortete nicht darauf. Wie gestern schlugen fern und nah die Nachtigallen; wenn sie schwiegen, war es so still, daß ich meinte, von den Sternen herab den Thau auf die Rosen fallen zu hören. Wie lange das gedauert, weiß ich nicht. Plötzlich

aber richtete Jenni sich auf und sagte: „Gute Nacht, Alfred!“ und reichte mir die Hand.

Ich hätte sie gern zurückgehalten; aber ich sagte nur: „Gieb mir noch einmal die Hand! — Nein, hier in meine linke!“

„Da hast Du sie. Weshalb aber denn in die linke?“

„Weshalb, Jenni? — Die brauche ich den Andern nicht zu geben.“

Und fort war sie; und in den Büschen schlugen noch immerzu die Nachtigallen

* * *

Die Perlenschnur dieser Tage wurde unterbrochen; der nächste wenigstens war ohne Glanz für mich; denn — und so stand es schon mit mir — Jenni war fort; wie sie gesagt hatte, um einen längst bestimmten Besuch auf einem Nachbargute zu machen. Sie war früh Morgens mit der Post gefahren, die auf dem Wege nach hier dort, wie auch an dem Gute meines Bruders, vorbeifährt; ihre Rückkunft war erst spät Abends zu erwarten.

Den Vormittag hatte ich auf dem Zimmer meiner

Mutter in stillem Austausch von Gedanken und Zukunftsplänen zugebracht; am Nachmittag war ich mit meinem Bruder auf die Felder, nach seinen Wiesen, Haiden und Mergelgruben gegangen; dann hatte Grethe mir ihre lustige Verlobungsgeschichte erzählt; aber je mehr der Abend dunkelte, desto mehr verlor ich die Ruhe, den Worten meiner Freunde zuzuhören. — Als meine Mutter in ihr Schlafzimmer gegangen war, lehnte ich in der offenen Gartenthür, wo ich gestern neben Jenni gestanden hatte; und wieder sah ich über den Rasen weg jenseit des Bosquets die ferne Buchenwand des Lusthains in dem bläulichen Duft der Mondscheinbeleuchtung. Durch Zufall war ich immer noch nicht hineingekommen; jetzt aber lockten mich noch mehr als gestern die tiefen Schatten, durch welche sich die Eingänge kenntlich machten. Mir war, als müsse in jenem Labyrinth von Laub und Schatten das süßeste Geheimniß der Sommernacht verborgen sein. Ich sah in den Saal zurück, ob mich Jemand bemerkte; dann stieg ich leise von der Terrasse in den Garten hinab. Der Mond war eben hinter den Kronen der Eichen und Kastanien heraufgestiegen,

welche denselben nach Osten hin begrenzen. Ich ging an dieser Seite, die noch ganz im Schatten lag, um den Rasen; eine Rose, die ich im Vorübergehen brach, war schon feucht von Thau. Dem Hause gegenüber gelangte ich in das Bosquet. Breite Steige schlangen sich scheinbar regellos zwischen Gebüschen und kleineren Rasenpartien; hier und dort leuchtete noch ein Jasmin mit seinen weißen Blüthen aus dem Dunkel. Nach einer Weile trat ich auf einen sehr breiten, quer vor mir liegenden Weg hinaus, jenseit dessen sich majestätisch und hell vom Mond beleuchtet die Laubwände der alten Gartenkunst erhoben. Ich stand einen Augenblick und sah daran empor; ich konnte jedes Blatt erkennen; mitunter schwirrte über mir ein großer Käfer oder ein Schmetterling aus dem Laubgewirr in die lichte Nacht hinaus. Mir gegenüber führte ein Gang in das Innere; ob es derselbe war, dessen Dunkel mich zuvor von der Terrasse aus gelockt, konnte ich nicht entscheiden; denn das Gebüsch verwehrte mir den Rückblick nach dem Herrenhause.

Auf diesen Steigen, die ich nun betrat, war eine Einsamkeit, die mich auf Augenblicke mit einer traum-

haften Angst erfüllte, als würde ich den Rückweg nicht zu finden wissen. Die Laubwände an beiden Seiten standen so dicht und waren so hoch, daß ich nur wie abgeschnitten ein Stückchen Himmel über mir erblickte. Wenn ich, wo sich zwei Gänge kreuzten, auf einen etwas freien Platz gelangte, so war mir immer, als müsse aus dem Schatten des gegenüberliegenden Ganges eine gepuderte Schöne in Reifrock und Contusche am Arm eines Stutzers von anno 1750 in den Mondschein heraustreten. Aber es blieb Alles still; nur mitunter hauchte die Nachtluft wie ein Athemzug durch die Blätter.

Nach einigen Kreuz- und Quergängen befand ich mich an dem Rande eines Wassers, das von meinem Standort aus etwa hundert Schritte lang und vielleicht halb so breit sein mochte, und von den es an allen Seiten umgebenden Laubwänden nur durch einen breiten Steig und einzelne am Ufer stehende Bäume getrennt war. Weiße Teichrosen schimmerten überall auf der schwarzen Tiefe; zwischen ihnen aber in der Mitte des Bassins auf einem Postamente, das sich nur eben über dem Wasser erhob, stand einsam und schweigend das Marmorbild

der Venus. Eine lautlose Stille war an diesem Platze. Ich ging an den Ufern entlang, bis ich dem Kunstwerke so nahe als möglich gegenüberstand. Es war offenbar eine der schönsten Statuen aus der Zeit Louis quinze. Den einen der nackten Füße hatte sie ausgestreckt, sodaß er wie zum Hinabtauchen in die Fluth nur eben über dem Wasser schwebte; die eine Hand stützte sich auf ein Felsstück, während die andere das schon gelöste Gewand über der Brust zusammenhielt. Das Antlitz vermochte ich von hier aus nicht zu sehen; denn sie hatte den Kopf zurückgewandt, als wolle sie sich vor unberufenen Lauschern sichern, ehe sie den enthüllten Leib den Wellen anvertraue.

Der Ausdruck der Bewegung war von so täuschendem Leben und dabei, während sich der untere Theil der Gestalt im Schatten befand, spielte das Mondlicht so weich und leuchtend um die marmorne Schulter, daß mir in der That war, als hätte ich mich in das Innerste eines verbotenen Heiligthums eingeschlichen. — Hinter mir an der Laubwand stand eine Holzbank. Von hier aus betrachtete ich noch lange das schöne Bild; und — ich weiß nicht, war

es nur die Stimmung, in die ich durch den Anblick der Schönheit versetzt wurde, ich mußte im Hinschauen immer an Jenni denken.

Endlich stand ich auf und irrte wiederum auf's Gerathewohl eine Zeitlang in den dunkeln Gängen umher. Unweit des Teiches, den ich eben verlassen, fand ich an einem mit niedrigem Gebüsch bewachsenen Platze auf marmornem Sockel noch den Ueberrest einer zweiten Statue. Es war ein muskulöser Männerfuß, der sehr wohl einem Polyphem gehört haben konnte; und so hatte der Vetter Philologe vielleicht nicht Unrecht, der jenes Marmorbild für eine Galathea erklärt haben sollte, die vor der Eifersucht des ungeschlachten Göttersohns ins Meer entflieht.

Der Kunstmensch wurde in mir lebendig. Ob Galathea oder Venus — es reizte mich, selbst diese Frage zu entscheiden; und so wollte ich noch einmal zurück, um weniger träumerisch als vorhin zu betrachten. Aber so manchen Weg ich einschlug, es wollte mir nicht gelingen, den Teich wieder zu erreichen; endlich, da ich aus einem Seitenweg in einen breiten Laubgang einbog, sah ich am Ende

desselben das Wasser glitzern, und bald meinte ich auch an derselben Stelle zu stehen, wo ich das erste Mal an das Ufer getreten war. Es war seltsam, das ich den Ort so hatte verfehlen können. Aber ich traute meinen Augen kaum; dort in der Mitte erhob sich zwar noch das Postament über dem Wasser; auch die Teichrosen schimmerten nach wie vor auf der schwarzen Tiefe; aber das Marmorbild, das dort gestanden, war verschwunden. Ich begriff das nicht, und starrte eine ganze Weile nach dem leeren Fleck. Als ich der Länge nach über den Teich hinblickte, sah ich drüben am jenseitigen Ufer im Schatten der hohen Baumwand eine weiße Frauengestalt. Sie lehnte an einem Baume, der neben dem Wasser stand, und schien in die Tiefe hinabzublicken. Und jetzt mußte sie sich bewegt haben; denn, während sie noch eben ganz im Schatten gewesen, spielte nun das Mondlicht auf ihrem weißen Gewande. — Was war das? Machten die alten Götter die Runde? Es war wohl eine Nacht dazu. Im Wasser zwischen den weißen Blumen spiegelten sich die Sterne; im Laube rieselte der Thau von Blatt zu Blatt; mitunter von den am Ufer stehenden Bäumen fiel ein

Tropfen in den Teich, daß es einen leisen Klang gab; vom Garten her, wie aus weiter Ferne, schlug die Nachtigall. Ich ging an der Schattenseite um den Teich herum. Als ich mich näherte, erhob die Gestalt den Kopf, und Jennis schönes blasses Antlitz wandte sich mir entgegen; es war so hell vom Mond beleuchtet, daß ich den bläulichen Schmelz der Zähne zwischen den rothen Lippen schimmern sah.

„Du bist es, Jenni!“ rief ich.

„Ich, Alfred!“ erwiderte sie und trat mir entgegen.

„Wie bist Du hierher gekommen?“

„Hinten am Eingange des Parks bin ich abgestiegen.“

„Ich dachte,“ sagte ich leise, „es sei die Göttin, die dort vom Postament herabgestiegen ist.“

„Die ist wohl seit lange herabgestiegen, oder vielleicht herabgestürzt; ich habe sie niemals dort gesehen.“

„Aber ich sah sie noch vor einer Viertelstunde!“

Sie schüttelte den Kopf. „Du bist drüben an dem andern Teiche gewesen; dort wird das Marmorbild auch jetzt noch stehen. Hier sind keine Götter,

Alfred; hier ist nur ein armes hülfsbedürftiges Menschenkind."

„Du, Jenni, hülfsbedürftig?"

Sie nickte heftig.

„Wenn Du, wie Du mir gestern sagtest, mich wirklich noch zu kennen glaubst, so sprich es aus; was ist es, dessen Du bedarfst?"

„Geld," sagte sie.

„Du Geld, Jenni!" Und ich betrachtete erstaunt dieses Kind des Reichthums.

„Frage mich nicht, wozu," erwiderte sie; „Du wirst es bald erfahren." Dann zog sie ihr Schnupftuch aus der Tasche und nahm daraus einen Schmuck, an dem ich grüne Steine in künstlicher Fassung funkeln sah, als sie ihn jetzt in den Mondschein hinaushielt. „Ich habe keine Gelegenheit, ihn zu verkaufen," sagte sie; „willst Du es morgen für mich versuchen?" und als ich einen Augenblick zögerte, setzte sie rasch hinzu: „Es ist nichts Geschenktes oder gar Ererbtes; ich habe ihn einst für mein Taschengeld gekauft."

„Aber, Jenni," konnte ich nicht unterlassen ihr zu sagen, „weshalb wendest Du Dich nicht an Deinen Vater?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich dächte," fuhr ich fort, „er sorgte reichlich für Dich."

„Ja, Alfred; er zahlt für mich — reichlich!" Und während die bitterste Erregung aus ihrer Stimme klang, setzte sie hinzu: „Ich kann den Mann nicht bitten."

Sie trat einen Schritt zurück und setzte sich auf die Bank, die hinter uns an der Laubwand stand. Dann ließ sie den Kopf in beide Hände sinken.

„Ist es denn ganz nothwendig?" fragte ich.

Sie sah zu mir empor und sagte fast andächtig: „Ich muß eine heilige Pflicht damit erfüllen."

„Und es gibt keinen andern Ausweg?"

„Ich weiß keinen."

„So gib mir den Schmuck."

Sie that es, und ich nahm ihn mit innerem Widerstreben. — Jenni hatte sich schweigend zurückgelehnt; ein Streif des Mondlichts beleuchtete die schmale Hand, die in ihrem Schooße lag, und ich sah wieder, wie vor Jahren, die kleinen dunkeln Monde an ihren Nägeln. Ich weiß nicht, weshalb ich darüber fast erschrak, so daß meine Augen wie

gebannt waren. Als Jenni es bemerkte, zog sie die Hand leise in den Schatten zurück. „Ich habe noch eine Bitte, Alfred!“ sagte sie.

„Sprich nur, Jenni!“

Sie neigte den Kopf ein wenig. „Ich habe Dir vor Jahren,“ begann sie, „da wir als Kinder von einander Abschied nahmen, einen kleinen Ring gegeben. Erinnerst Du Dich dessen noch?“

„Wie kannst Du daran zweifeln?“

„Wenn Du dieses werthlose Kleinod,“ fuhr sie fort, „wenn Du es so viel geachtet hättest, daß Du es noch besitzest, dann bitte ich Dich, gieb es mir zurück!“

„Wenn Du es zurückverlangst,“ erwiderte ich, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, „so habe ich kein Recht, es ferner zu besitzen.“

„Du mißverstehst mich, Alfred!“ rief sie; „ach, es ist das einzige Angedenken von meiner Mutter!“

Ich hatte schon das Bändchen mit dem Ringe unter meinem Halstuche hervorgezogen. „Hier ist er, Jenni; aber — verzeih mir, es thut mir dennoch weh!“

Sie war aufgestanden. Ich sah, wie eine leichte

Röthe über ihr schönes Gesicht flog; dann aber, wie aus unwillkürlichem Antrieb, streckte sie die Hand nach dem Ringe und erfaßte ihn.

Ich konnte mich nicht überwinden, ihn hinzugeben; ich hielt ihn fest. „Vor Kurzem,“ sagte ich, „war er mir nichts als eine Erinnerung an die anmuthige Gespielin aus der Kinderzeit. — Nun ist es anders geworden; mit jedem Tage mehr, den ich hier gelebt.“

Aber ich schwieg; denn sie sah mich an, als hätte ich ihr ein tiefes Leid gethan. „Sprich nicht so zu mir, Alfred,“ sagte sie.

Ich achtete dieser Worte nicht; ich ergriff ihre Hand, die sie ruhig in der meinen ließ. „Nimm den Ring, Jenni,“ sagte ich, „aber gieb mir Deine Hand dafür!“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Die Hand einer Farbigen,“ sagte sie tonlos.

„Deine Hand, Jenni. Was kümmert uns das Uebrige!“

Sie stand, ohne sich zu regen; nur an dem Zittern der Hand, die noch immer in der meinen lag, fühlte ich, daß sie lebe. „Ich weiß wohl, daß wir schön sind,“ sagte sie dann, „verlockend schön,

gebannt waren. Als Jenni es bemerkte, zog sie die Hand leise in den Schatten zurück. „Ich habe noch eine Bitte, Alfred!“ sagte sie.

„Sprich nur, Jenni!“

Sie neigte den Kopf ein wenig. „Ich habe Dir vor Jahren,“ begann sie, „da wir als Kinder von einander Abschied nahmen, einen kleinen Ring gegeben. Erinnerst Du Dich dessen noch?“

„Wie kannst Du daran zweifeln?“

„Wenn Du dieses werthlose Kleinod,“ fuhr sie fort, „wenn Du es so viel geachtet hättest, daß Du es noch besitzest, dann bitte ich Dich, gieb es mir zurück!“

„Wenn Du es zurückverlangst,“ erwiderte ich, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, „so habe ich kein Recht, es ferner zu besitzen.“

„Du mißverstehst mich, Alfred!“ rief sie; „ach, es ist das einzige Angedenken von meiner Mutter!“

Ich hatte schon das Bändchen mit dem Ringe unter meinem Halstuche hervorgezogen. „Hier ist er, Jenni; aber — verzeih mir, es thut mir dennoch weh!“

Sie war aufgestanden. Ich sah, wie eine leichte

Röthe über ihr schönes Gesicht flog; dann aber, wie aus unwillkürlichem Antrieb, streckte sie die Hand nach dem Ringe und erfaßte ihn.

Ich konnte mich nicht überwinden, ihn hinzugeben; ich hielt ihn fest. „Vor Kurzem,“ sagte ich, „war er mir nichts als eine Erinnerung an die anmuthige Gespielin aus der Kinderzeit. — Nun ist es anders geworden; mit jedem Tage mehr, den ich hier gelebt.“

Aber ich schwieg; denn sie sah mich an, als hätte ich ihr ein tiefes Leid gethan. „Sprich nicht so zu mir, Alfred,“ sagte sie.

Ich achtete dieser Worte nicht; ich ergriff ihre Hand, die sie ruhig in der meinen ließ. „Nimm den Ring, Jenni,“ sagte ich, „aber gieb mir Deine Hand dafür!“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Die Hand einer Farbigen,“ sagte sie tonlos.

„Deine Hand, Jenni. Was kümmert uns das Uebrige!“

Sie stand, ohne sich zu regen; nur an dem Zittern der Hand, die noch immer in der meinen lag, fühlte ich, daß sie lebe. „Ich weiß wohl, daß wir schön sind,“ sagte sie dann, „verlockend schön,

Und als hierauf Grethe in die offene Thür trat und in die Nacht hinausrief: „Jenni, Alfred, seid Ihr's denn?“ da bat sie dringend: „Sprich nicht davon; auch nicht zu Deiner Mutter; wir dürfen sie nicht betrüben.“

„Aber ich verstehe Dich nicht, Jenni.“

Sie drückte nur heftig meine Hand. Dann verließ sie mich und stand gleich darauf bei Grethe auf der Terrasse, die uns, als wir in den hellen Saal getreten waren, Eines um das Andere mit schweigendem Kopfschütteln betrachtete.

* * *

Am andern Morgen früh ritt ich in die Stadt, um mein Versprechen zu erfüllen. Dort ließ ich von zwei verschiedenen Juwelieren den Werth des Schmuckes schätzen. Er war hoch; aber meine Casse war damals gerade gefüllt. So konnte ich selbst den Schmuck für Jenni aufheben, und wechselte von meiner mitgenommenen Baarschaft eine Rolle Goldes ein, die dem angegebenen Werthe entsprach. — Als das besorgt war, ging ich noch eine Weile an dem schönen Hafen auf und ab. Draußen auf der Rhede,

ganz fern im Sonnenduft, sah ich ein großes Schiff liegen; eine Brigg, wie mir ein Matrose sagte, segelfertig nach Westindien. —

„Nach ihrer Heimath!" dachte ich; und dann übernahm mich das Denken an sie so sehr und ließ mir keine Ruhe, als bis ich wieder auf dem Heimwege war.

Kurz vor Mittag trat ich in den Gartensaal. Es war Niemand dort; aber von der Thür aus sah ich in einiger Entfernung Jenni mit einem hageren ältlichen Herrn im Garten stehen. Gleich darauf bot er ihr mit einer gewissen Förmlichkeit den Arm und führte sie dem Hause zu. Als sie näher kamen, sah ich, daß der Mann fast weißes Haar hatte; aber aus dem sehr dunkeln Antlitz blickten zwei scharfe herrische Augen, und die kurzen Bewegungen seines Kopfes zeugten davon, daß er gewohnt sei zu befehlen. Das weiße Halstuch und die große Brillantnadel in dem gekrausten Jabot gehörten wie selbstverständlich zu dieser Gestalt. Ich wußte auch sofort, daß es Jennis Vater sei, der reiche Pflanzer, mein Onkel von Vetters wegen, den ich bis jetzt noch nie gesehen hatte; aber, so wie er war, entsprach er wohl noch

meiner Knabenphantasie. Und jetzt hörte ich auch seine fremdklingende Stimme; er sprach in abgestoßenen Worten, die ich nicht verstand, zu seiner Tochter; sie schien nur zuzuhören.

Da ich mich nicht vorbereitet fühlte ihm jetzt entgegenzutreten, so verließ ich, ehe die Beiden die Terrasse erreicht hatten, den Saal, und ging in das Oberhaus hinauf. Die Thür zu Jennis Zimmer stand offen. Ich ging hinein und legte unserer Verabredung gemäß den Erlös des Schmuckes in einen Wandschrank, der sich oberhalb der Thür befand. Dann ging ich in mein eigenes Zimmer und warf mich dort aufgeregt und doch ermüdet auf das Sopha.

Es mochten kaum einige Minuten vergangen sein, als ich von der Treppe her Schritte vernahm und bald darauf zwei Personen in das große neben dem meinigen liegende Zimmer treten hörte. Eine von meinem Zimmer da hineinführende Thür befand sich meinem Sitze gegenüber. Sie war zwar jetzt verschlossen; aber sie hatte ein Fenster, das von der andern Seite mit einer weißen Gardine dicht verhangen war.

An der Stimme erkannte ich, daß Jenni und ihr Vater die Eingetretenen seien, obwohl ich, da sie sich am andern Ende des Zimmers befinden mochten, von ihrer Unterhaltung nichts verstand. Als sie sich dann näherten, wollte ich mich leise entfernen; aber die ersten Worte, die mit Deutlichkeit mein Ohr trafen, bewirkten, daß ich regungslos und alles Andere vergessend auf meinem Sitze blieb.

„Du konntest dort nicht bleiben!“ hörte ich den Vater in der schon vorhin bemerkten abgestoßenen Redeweise sagen.

„Weshalb nicht?“ fragte Jenni.

Ich hörte ihn jetzt ein paar Mal langsam auf und ab gehen. Dann stand er still. „Du magst es hören,“ sagte er, „weil Du mich zwingst, es zu sagen. Du hättest bei der Abstammung Deiner Mutter niemals die Gesellschaft Deines Vaters theilen können.“

„Und bei meiner eignen,“ setzte Jenni hinzu. „Ich weiß das.“

„Du weißt das? Wer hat Dir diese Dinge gesagt?“

„Niemand; ich habe sie gelesen.“

„Nun, dann weißt Du auch, weshalb ich Dich nach Europa schicken mußte. Ich meine, Du hättest mir das danken sollen."

„Ja," sagte sie, „so wie ich Dir mein Leben danke."

Der Vater erwiderte hierauf nichts; aber es wurde ein Fensterflügel aufgestoßen, und an dem Geräusch bemerkte ich, wie er den Kopf in die freie Luft steckte und mit großer Erregung sich räusperte. — Jenni hatte sich mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, welche die beiden Zimmer trennte. Ich sah durch das verhängte Fenster den Schatten ihres Kopfes und hörte das Rauschen ihres Kleides.

Nach einiger Zeit schien ihr Vater in die Stube zurückgetreten zu sein. „Ich habe," begann er wieder „für Dich gethan, was ich vermochte. Du hast freilich niemals einen Wunsch gegen mich ausgesprochen; aber ich wüßte auch nicht, was Du noch zu wünschen gehabt hättest."

Sie erhob sich und trat ihm langsam einen Schritt entgegen. „Wo ist meine Mutter?" fragte sie.

„Deine Mutter, Jenni!" rief der Mann, als habe er eher alles Andere, als eine Frage nach dieser

Frau erwartet. „Du weißt es ja, sie lebt; es wird für sie gesorgt.“

„Und,“ fuhr das Mädchen unerbittlich fort, „da nun Dein großes neues Haus fertig und eingerichtet ist, hast Du schon Anstalten getroffen, daß sie herüber komme, um wieder mit uns zu leben?“

Ich hörte, wie er ein paar Mal mit starken Schritten in dem großen Zimmer auf und ab ging. Dann trat er wieder zu seiner Tochter. „Du bist ein Kind, Jenni,“ sagte er mit gedämpfter Stimme; aber die Worte klangen dennoch scharf accentuirt. „Du kennst die Verhältnisse drüben in Deinem Geburtslande nicht; Du sollst sie auch nicht kennen lernen.“ Und als überkomme ihn, den alten Kaufherrn, plötzlich der Zauber der Erinnerung, fuhr er fort: „Sie war unglaublich schön, jene Frau; unglaublich! — wenn sie sich in ihrer Hängematte schaukelte, in ihren weißen Gewändern zwischen den grünen breiten Blättern der Mangrove, unten die Bai im Sonnenglanz, darüber der stahlblaue Tropenhimmel; wenn sie mit ihren Vögeln spielte oder die goldnen Bälle in die Luft warf! — Aber man durfte sie nicht reden hören; der schöne Mund

stümperte in der gebrochenen Sprache der Neger; es war das Geplapper eines Kindes. — Jene Frau, Jenni, war keine Gesellschafterin für Dich, wenn Du das werden solltest, was Du geworden bist."

Sie hatte sich wieder an die Thür gelehnt. „Und dafür," sagte sie, „hast Du der Mutter das Kind genommen. — Sie schrie; o, sie schrie, als Du mich aus ihren Armen nahmst und über das Brett in's Schiff hinübertrugst. Und das war der letzte Laut, den ich von meiner Mutter hörte. — Ich hatte es lange vergessen; denn ich war ein gedankenloses Kind. Gott verzeihe mir das! — Aber jetzt höre ich es alle Nächte vor meinen Ohren. Wer gab Dir das Recht, meine Zukunft mit dem Elend meiner Mutter zu bezahlen!" Und ich sah durch die Gardine, wie sie sich hoch aufrichtete bei diesen Worten.

Der Vater schien ihre Hand zu fassen. „Besinne Dich, Jenni," sagte er; „ich hatte nur die Wahl zwischen Dir und ihr; — aber Du warst mein Kind."

Der weiche, fast zärtliche Ton, worin er die letzten Worte sprach, schienen ohne Eindruck auf die

Tochter zu bleiben. „Du hast mir meine Frage nicht beantwortet," sagte sie; „der Preis, den Du gezahlt hast, war nicht Dein und auch nicht mein; er muß zurückerstattet werden, so weit es jetzt noch möglich ist. Antworte mir, ja oder nein, wird meine Mutter in dem neuen Hause mit uns wohnen?"

„Nein, Jenni; das ist unmöglich."

Auf diese Worte folgte eine lautlose Stille. Was in diesen Augenblicken in dem Innern des Mädchens vorging, was davon etwa in dem Ausdruck ihrer Geberde oder sonstwie zu Tage trat, konnte ich nicht bemerken.

„Ich habe noch eine Bitte," sagte sie endlich.

„Sprich nur, Jenni," erwiderte der Vater hastig; „sprich nur; Alles, was sonst in meinen Kräften steht!"

„So bitte ich," fuhr sie fort, „um die Erlaubniß, während Deines Aufenthaltes in Pyrmont bei unsern Freunden hier zurückzubleiben."

Er schwieg einen Augenblick. „Wenn Du," sagte er dann, „es nicht für passender findest, Deinen Vater zu begleiten, so wüßte ich nichts dagegen einzuwenden."

Sie antwortete nicht darauf; sie fragte nur: „Darf ich mich jetzt entfernen?“

„Wenn Du mir nichts mehr zu sagen hast; ich werde mit hinabgehen.“

Darauf wurde die Thür geöffnet, und ich hörte, wie ihre Schritte sich draußen auf dem Corridor nach der Treppe zu entfernten.

Ich blieb auf meinem Zimmer, bis ich zum Mittagsessen herabgerufen wurde.

Jennis Vater, als mein Bruder mich ihm vorstellte, maaß mich mit seinen raschen Augen, so daß ich fühlte, es werde meine Person im Ueberschlage abgeschätzt. Dann fragte er nach meinen Studien und Reisen, und ob ich Gelegenheit fände, meine Kenntnisse in der Heimath zu verwerthen. Das Alles geschah in einer Art, die einem Examen nicht unähnlich war. Zuletzt wurde ich höflich eingeladen, über das neuerbaute Haus mein sachverständiges Urtheil abzugeben, sobald er von seiner Badereise zurück sein werde. — Von dem, was kurz vorher zwischen ihm und seiner Tochter geschehen, war bei dem förmlichen Wesen des Mannes nichts zu spüren.

Bei Tische saß er neben meiner Mutter und unterhielt sie in aufmerksamster Weise; als diese das Gespräch auf eine gemeinsam verlebte Jugendzeit brachte, verstand er es sogar, zu scherzen. Er erinnerte seine Nachbarin an verschiedene Bälle, auf denen sie in dem Harmoniesaale ihrer Vaterstadt getanzt, und an das lebensgroße Bild eines kleinen wohlbeleibten Amors, das dort an der Tapete gewesen. „Die jungen Damen," sagte er, „hatten solche Scheu davor, daß es dort immer eine Lücke in der Tanzreihe gab."

„Und Sie, Herr Vetter," erwiderte meine Mutter, „waren recht darauf versessen, Ihre Dame immer wieder vor das verfehmte Götterbild zu führen."

Er verneigte sich galant gegen sie. „Ich wußte ja, Frau Cousine," sagte er, „das Sie mir gegenüber den Amor nicht zu scheuen hatten."

Ich sah, wie bei diesen Worten ein zartes Roth das noch immer anmuthige Gesicht meiner Mutter überflog; und unwillkürlich dachte ich, ob, wie jetzt ihre Kinder, so vielleicht auch sie in vergangenen Tagen einmal durch gegenseitige Neigung zu einander gezogen gewesen. Auch Jenni, die bisher ohne

Zeichen der Theilnahme und kaum die Speisen berührend dagesessen, blickte bei diesen Worten auf; vielleicht hatte sie ihren Vater noch nie über so heitere Dinge reden hören. Dieser selbst richtete über Tisch kein Wort an seine Tochter, sondern sprach wieder über allerlei Verkehrsverhältnisse mit meinem Bruder. Später aber, beim Kaffee, hörte ich ihn zu meiner Mutter sagen: „Jenni wird durch die Güte ihrer Kinder nun noch eine Zeit lang hier verweilen; ich reise morgen allein weiter. Wir kennen uns seit langen Jahren, Frau Cousine; wenn es die Gelegenheit giebt — erzählen sie ihr von jenen Tagen. — Sie soll in nächster Zeit mit dem alten Manne leben; es wäre vielleicht gut, wenn sie vorher den jungen etwas kennen lernte.“ Und indem er seiner Jugendgenossin die Hand drückte, fügte er aufstehend hinzu: „Sie thun mir damit einen Dienst, Cousine.“

Der Tag ging hin, ohne daß es mir gelang, Jenni allein zu treffen; sie vermied es sichtlich.

Auch Grethe war meist draußen in ihrer Wirthschaft. — Am andern Morgen, als sie nach der Abreise unseres Gastes zu mir in den Garten kam,

kreuzte sie die Hände auf der Brust und sagte lächelnd und mit einem tiefen Seufzer: „Da wären wir denn nun wieder unter uns!"

Bald aber erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Jenni noch am Vormittag auf mehrere Tage in die Stadt reise, um in dem neuen Hause ihres Vaters mit dessen Wirthschafterin, ich weiß nicht welche Einrichtungen zu beschaffen.

Ich stand allein auf der Terrasse, als sie im Reiseanzug zu mir heraustrat. Sie reichte mir die Hand; aber ich grollte ihr, daß sie mich jetzt verlassen könne. „Warum thust Du mir das, Jenni?" fragte ich. „Hatten denn diese Einrichtungen solche Eile?"

Sie schüttelte den Kopf, indem sie mich groß und ruhig anblickte; in ihren Augen war, ich kann nicht anders sagen, ein Ausdruck von erhabener Schwärmerei.

„Und doch gehst Du?" fragte ich wieder, „und gerade jetzt?"

„Ich will Dich nicht belügen, Alfred," sagte sie; „das ist es nicht; aber ich muß, ich kann nicht anders."

„So komme ich täglich in die Stadt, um Dir zu helfen.“

Sie erschrak sichtlich. „Nein, nein,“ rief sie, „das darfst Du nicht!“

„Weshalb denn nicht?“

„Ich weiß nicht; frage mich nicht! — O glaub es doch!“

„Kannst Du mir nicht vertrauen, Jenni?“

Sie stieß einen Laut der Klage aus, so schmerzlich, wie ich jemals etwas hörte. Dann streckte sie die Arme nach mir aus, unbekümmert, wer es sehen möchte; und wie einmal zuvor im Geheimniß der Nacht, so hielt ich sie jetzt im hellsten Sonnenlicht an meinem Herzen. „So bleib denn nicht zu lange!“ bat ich; „mein Vater erwartet mich, meine Zeit hier geht zu Ende.“

Ich sah auf ihr schönes blasses Antlitz, da sie schwieg. Sie hatte die Augen geschlossen und, als wolle sie hier ruhen, den Kopf auf meine Schulter gelegt.

Es war nur ein Augenblick. Sie riß sich los, und wir gingen nach der Vorderseite des Hauses, wo schon der Wagen bereit stand. — Als sie ein=

gestiegen war, hörte ich noch meine Mutter, die ihre Hand gefaßt hatte, sagen: „So weine doch nicht, Kind! Du weinst ja, als ob es Dir das Herz abstieße.“

* * *

Es folgte jetzt trotz alles Sonnenglanzes für mich eine Reihe von grauen Tagen. Es war noch ein Glück, daß mein Bruder mich mit den Entwürfen zu einem neuen Wirthschaftsgebäude vollständig außer Athem hielt. Es war keine Kleinigkeit, seine praktischen Anforderungen mit den künstlerischen, die ich meinerseits nicht außer Acht lassen wollte, zu verbinden. Oft fuhr er mir unbarmherzig mit dem Bleistift in meinen schön gezeichneten Plan hinein; und wir stritten hin und her, bis endlich sogar die beiden Frauen zur Entscheidung aufgerufen wurden.

Es war am vierten Tage nach Jennis Abreise, als ich mit dieser Arbeit beschäftigt auf meinem Zimmer saß. Es wollte indeß heute nicht von der Hand gehen, und da ich der armen Reißfeder die Schuld gab, so stand ich auf, um eine andere aus

meinem Koffer zu nehmen. Als ich dabei die darin befindliche Wäsche auspackte, fiel mir ein zusammengefaltetes Papier in die Hand. „Von Jenni,“ stand darauf; darin lag der kleine Schildpattring, den ich kurz zuvor ihr an den Finger gesteckt hatte, und, dadurch geschlungen, ein langer Streifen seidenschwarzen Haares.

Mein erstes Gefühl war ein Schauer des Entzückens, ein Gefühl unmittelbarer Nähe der Geliebten; dann aber überkam mich eine unbestimmte Besorgniß. Ich betrachtete das Papier von allen Seiten; aber es war kein Buchstabe oder Zeichen sonst daran. — Nachdem ich vergeblich wieder zu arbeiten versucht hatte, ging ich in den Saal hinab, wo ich meinen Bruder mit seiner Frau in einem Gespräche über Jenni traf.

„Aber so etwas von Augen!“ hörte ich Grethe bei meinem Eintritt sagen.

Ihr Mann schien ihr im Scherz das Widerspiel zu halten; denn er erwiderte: „Du findest diese wilden Augen doch nicht schön?“

„Wild, Hans? Und nicht schön? — Aber freilich, Du hast Recht, sie sind so schön, daß sie den

Widerspruch hervorrufen. Und dies — —!" Sie hielt inne und blickte mit einem mitleidigen Lächeln zu ihrem stattlichen Manne empor.

„Was denn, Grethe?"

„Ist nichts als der Anfang einer Vertheidigung. Aufrichtig, Hans, Du fühlst schon, wie sie Dir gefährlich wird!"

„Ja, wenn ich Dich nicht hätte!"

„O, auch wenn Du mich hast."

Er gab ihr lachend beide Hände. „Halt sie fest," sagte er, „so soll kein hübscher Teufel mich verführen."

Aber das ließ seine Frau nicht gelten. „Der Teufel ist in Euch Männern!" rief sie. „Ueberhaupt, was hast Du jetzt immer an dem harmlosen Kind zu nergeln, der Du doch sonst allezeit ihr Ritter warst?"

„Sonst, Grethe, ja. Aber sie ist anders geworden!" Er besann sich einen Augenblick. „Ich schäme mich fast, es zu sagen. Aber es ist nur zu gewiß; die Kaufmannstochter ist in ihr zum Vorschein gekommen — sie ist geizig geworden."

„Geizig!" rief Grethe. „Nun wird es zu arg! Jenni, die in der Pension nur durch die strengsten

Verbote zurückzuhalten war, sich nicht das Kleid vom Leibe fortzugeben!“

„Sie giebt jetzt keine Kleider mehr fort,“ erwiderte mein Bruder; „sie verkauft sie an den Trödler; und zwar kann ich Dir sagen, daß sie die Preise sehr genau behandelt.“

Ich hatte, ohne mich in's Gespräch zu mischen, aufmerksam zugehört. Bei diesen letzten Worten überfiel mich plötzlich eine erschreckende Klarheit. — Mein Entschluß war rasch gefaßt. „Kann ich Dein Pferd bekommen, Hans?“ fragte ich.

„Freilich; wohin willst Du denn?“

„Ich möchte in die Stadt reiten.“

Seine Frau war mir dicht unter die Augen getreten. „Kannst Du es denn gar nicht länger aushalten, Alfred?“

„Nein, Grethe!“

„Nun, so grüß mir Jenni; oder noch besser, bring sie uns selber wieder mit zurück!“

Ich sagte nichts; aber gleich darauf saß ich im Sattel; eine Stunde später war ich in der Stadt und bald auch in der mir wohlbekannten Straße, wo das Haus von Jennis Vater liegen sollte. Es

war unschwer aufgefunden, und nach mehrmaligem Klingeln wurde die Thür des stattlichen Gebäudes von einer ältlichen Frau geöffnet. Als ich nach Fräulein Jenni fragte, erwiderte sie trocken: „Das Fräulein ist nicht hier."

„Nicht hier?" wiederholte ich; und mein Gesicht mochte die Bestürzung ausdrücken, die ich bei dieser Antwort empfand; denn die Alte fragte mich nach meinem Namen. Als ich ihr aber gesagt hatte, wer und woher ich sei, setzte sie verdrießlich hinzu: „Was fragen Sie denn? Das Fräulein ist ja den andern Tag schon wieder zurückgereist."

Ich ließ die Alte stehen und lief aus einer Straße in die andere, bis ich den Hafen erreicht hatte. Die Sonne war schon unter und die Rhede weit hinaus mit dem Purpur eines starken Abendroths überglänzt. Dort hatte die Brigg gelegen; jetzt war sie fort, kein Schiff mehr zu sehen. Ich suchte mit den Arbeitern, die umherstanden, ein Gespräch anzuknüpfen, und erfuhr den Namen des Rheders und Schiffes, und daß es vor drei Tagen in See gegangen sei. Weiteres wußten sie nicht; außer noch die Schlafstelle des Capitäns. Ich machte mich sogleich auf

den Weg, und dort brachte ich heraus, daß eine junge schöne Dame mit schwarzen Haaren sich am Bord befinden solle. Dann ging ich auf das Comptoir des Rheders, wo ich durch Zufall noch den alten Buchhalter an seinem Pulte traf; aber er wußte mir keine weitere Auskunft zu geben; denn die Passagiere seien lediglich Sache des Capitäns.

Ich kehrte ins Hôtel zurück und ließ mein Pferd satteln. Schneller, als mein Bruder es erlaubt haben würde trabte der Rappe heimwärts. Es war schon spät und der Himmel hing voller Wolken. Wenn der Nachtwind durch die Finsterniß an mir vorüberwehte, so flogen meine Gedanken mit, und wie ein Spuk vor meinen Augen sah ich das Schiff, das sie hinwegtrug; ein winziger Punkt, schwebend in dem flüssigen Element über den gähnenden Abgründen der Tiefe, umlagert von Nacht in der ungeheuern Oede des Meeres. — Endlich blinkten die Lichter des Gutes vor mir aus den Bäumen.

Hier fand ich Alles in Trauer und Bestürzung. Es war ein Brief von Jenni da, datirt vom Bord der Brigg „Elisabeth." Sie war fort, übers Meer, zu ihrer Mutter; wie sie es mir gesagt hatte, wie

sie es hier wiederholte, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. In den innigsten, süßesten Worten bat sie Alle, ihr zu verzeihen. Mein Name war in dem Briefe nicht genannt; aber ich hatte ja meinen Gruß im Stillen schon empfangen. Auch ihres Vaters hatte sie nicht erwähnt.

Am andern Tage waren mein Bruder und ich wieder in der Stadt; aber nur, um dort die Ueberzeugung zu erlangen, daß die Brigg „Elisabeth“ nicht mehr zu erreichen sei.

Dann, ohne erst mit Hans zurückzukehren, reiste ich geradeswegs nach Pyrmont. Einige Augenblicke nach meiner Ankunft stand ich Jennis Vater gegenüber und berichtete ihm die Flucht seiner Tochter. — Ich hatte mir gedacht, den schon ältlichen Mann unter dieser Nachricht zusammenbrechen zu sehen; aber es war kein Schmerz, es war ein Blitz des Jähzornes, der aus seinen Augen fuhr. Die Faust auf dem Tisch ballend, daß die mageren Knöchel scharf hervorstanden, stieß er Verwünschungen gegen seine Tochter aus. „Möge sie gehen, wohin sie gehört!“ rief er, „diese Rasse ist nicht zu bessern; verflucht der Tag, wo ich das geglaubt habe!“ Dann

aber wurde er plötzlich still; er setzte sich und stützte den Kopf in seine Hand. Und wie zu sich selber sprach er: „Was red' ich denn! Es ist mein eigen Blut; das Andre — ist meine Schuld. Was kann das Kind dafür! Es hat zu seiner Mutter gewollt." Und die Arme ausstreckend und vor sich hinstarrend rief er laut: „O Jenni, meine Tochter, mein Kind, was hab' ich Dir gethan!" — Er schien meine Gegenwart vergessen zu haben, und ich ließ ihn ungestört gewähren. „Wir sind ja Menschen," fuhr er fort; „Du hättest mir das verzeihen sollen; aber ich verstand es nicht, zu Dir zu sprechen; das war es, wir konnten nicht zu einander kommen."

Da, in diesem Augenblicke wagte ich es, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und ihm zu sagen, daß wir uns liebten. Und der gebrochene Mann griff danach wie nach einem Strohhalm und bat mich, ihm sein Kind zurückzubringen.

Was soll ich viel erzählen! Tags darauf reiste ich wieder ab; aber zuvor gab er mir einen Brief an seine Tochter, den er in der Nacht geschrieben hatte. Und glaub mir, diesmal ist es keine Quittung; Zorn und Liebe, Anklage und Entschuldigung,

wie sie während des langen Abends, den wir noch zusammensaßen, in seinen Worten wechselten, werden auch in diesem Briefe sein.

Das Uebrige — so schloß Alfred seine Erzählung — ist Dir bekannt. Hier stehe ich, ausgerüstet mit allen Vollmachten und väterlichen Consensen, und harre des Glockenschlags, um meine Brautfahrt anzutreten.“ —

Noch eine Stunde etwa waren wir beisammen; dann schlug es drei vom Kirchthurm und ein Packträger kam, um Alfreds Koffer an den Hafen hinabzutragen.

Ich geleitete meinen jungen Freund. Es war eine kühle Nacht; ein scharfer Ostwind regte das Wasser auf und warf das Boot polternd gegen die Hafentreppe. Alfred stieg ein und reichte mir die Hand herüber. „Nicht wahr, Alfred,“ sagte ich, die Bewegung des Abschieds in einen Scherz verhüllend; „mit Jenni oder niemals?“

„Nein, nein!“ rief er zurück, während schon das Boot in die Nacht hinaussteuerte: „Mit Jenni, aber jedenfalls!“

* * *

Ueber ein halbes Jahr ist seit jener Nacht vergangen. Auf das Gut bin ich noch nicht hinausgekommen; aber eben jetzt, wo die ersten Mailüfte mir in's offene Fenster spielen, ist eine erneuete Einladung an mich eingelaufen, und ich werde mich diesmal nicht vergebens bitten lassen. Vor mir liegen zwei Briefe; beide datirt aus Christiansstadt auf St. Croix; der eine, von Jenni an Alfred, ist in dessen Abwesenheit von seiner Schwägerin erbrochen worden. Er lautet:

„Ich habe meine Mutter gefunden; ohne Mühe, denn sie hält ein großes Logirhaus in der Nähe des Hafens. Sie ist noch schön und von blühender Gesundheit; aber in ihren Zügen, deren Umriß ich zwar noch erkenne, suche ich vergebens, wonach ich die langen Jahre mich gesehnt habe. — Ich muß Dir Alles sagen, Alfred; es ist anders, als ich mir gedacht. Ich habe eine Scheu vor dieser Frau; mich schaudert, wenn ich daran denke, wie sie bei der ersten Mittagstafel mich einer Anzahl Herren als ihre Tochter vorstellte. Gleich darauf, in einem Gemisch aller lebenden Sprachen, gab sie laut und prunkend die Geschichte ihrer Jugend preis; — Alles, was

im Geheim an mir genagt, und was ich in die schwärzeste Nacht hätte verbergen mögen.

Die meisten Gäste und Kostgänger sind Farbige; einer von ihnen aber, ein reicher Mulatte, scheint das ganze Hauswesen zu regieren; meiner Mutter begegnet er mit einer Vertraulichkeit, die mir das Blut heiß in's Gesicht jagt. Und dieser Mensch, Alfred — er hat das Zähnefletschen eines Hundes, — verlangt mich zum Weibe; und meine Mutter selbst drängt mich dazu, bald durch ihre ungezähmten Liebkosungen, womit sie mich fast erstickt, bald in aller Fremden Gegenwart mit kreischenden Drohungen und Vorwürfen. — Ich muß mitunter wie sinnverwirrt in das Gesicht dieser Frau starren; mir ist, als sähe ich auf eine Maske, die ich herabreißen müßte, um darunter das schöne Antlitz wiederzufinden, das noch aus meiner Kindheit zu mir herüberblickt; als würde ich dann auch die Stimme wieder hören, die mich einst in den Schlaf gesummt, süß wie Bienengetön. — — O es ist Alles furchtbar, was mich hier umgiebt! Früh Morgens schon, denn meine Schlafkammer liegt nach der Hafenseite, wecken mich die Stimmen der schwarzen Arbeiter und Last-

träger. Solche Laute kennt ihr drüben nicht; das ist wie Geheul, wie Thierschrei; ich zittre vor Entsetzen, wenn ich es höre, und begrabe den Kopf in meine Kissen; denn hier in diesem Lande gehöre ich selbst zu Jenen; ich bin ihres Blutes, Glied an Glied reicht die Kette von ihnen bis zu mir hinan. Mein Vater hatte Recht; und doch — — mir schwindelt, wenn ich in diesen Abgrund blicke. Ich werfe mich an deine Brust; Alfred, hilf mir, ach, hilf mir!"

Und die Hülfe war nicht fern gewesen; der andere Brief ist von Alfred an seine Schwester, und das Datum nur um wenige Tage später. Die frohe Zuversicht, mit der er seine Reise antrat, hat ihm auch dort den Preis gewinnen helfen.

„Schon von Bord aus" — so schreibt er — „wurde ich zu Jennis Mutter in's Quartier gewiesen. Jenni selbst war die Erste, die mir bei meinem Eintritt auf dem Flur begegnete; sie flog mit einem Schrei der Freude in meine Arme. — Seither habe ich denn auch die Mutter genügend kennen gelernt; sie ist eine wohlbeleibte, noch immer hübsche Frau die in bunten seidnen Kleidern daherrauscht und in einer ganz unmöglichen Sprache

redet; je nachdem, ob mit den Gästen oder mit dem Gesinde, in sanften oder auch wohl in etwas kreischenden Tönen. Von Jennis Vater spricht sie mit dankbarem Respect und nennt ihn den „guten nobelen Herrn," durch dessen Freigebigkeit sie in diese behaglichen Verhältnisse gekommen sei. Nichts liegt ihr ferner, als ein Verlassen ihrer Heimathinsel oder gar eine Heirath mit dem vornehmen Vater ihrer Tochter. Sie ist hier an ihrem Platze und befindet sich so wohl, daß es für Jenni eine fast herbe Enttäuschung gewesen sein muß, statt des geträumten Elendes, zu dessen Heilung sie alle Bande in der alten Welt zerrissen hatte, eine so niedrige Region vorzufinden, in der solch edles Leid gar nicht gedeihen kann. — Nichts destoweniger hat die Ankunft der Tochter dieser lebhaften Frau eine große Freude bereitet; und sie hat sie oft genug vor meinen Augen mit einer ungestümen, ich möchte sagen, elementarischen Zärtlichkeit überschüttet. Da sie mit dem schönen Mädchen vor den Gästen prunken will, so ist sie unaufhörlich bemüht, sie herauszuputzen, und Jenni hat alle Noth, sich der brennenden Farben zu erwehren, welche die Mutter für sie aussucht. Aber nicht genug;

sie hatte ihr unter den Gästen des Hauses einen reichen Herrn zum Gemahl ausersehen, in dem mir noch ein erhebliches Maaß des hier so verfehmten Blutes zu circuliren scheint, und zu dem Ende schon die ernstlichsten Anstalten in's Werk gesetzt. Da bin ich denn dazwischen getreten; und der Wille und die Vollmacht des „guten nobelen Herrn" haben Alles auf's Leichteste geschlichtet.

Ich fühle wohl, es war nicht nur ein Schrei der Freude, sondern auch der Erlösung, womit Jenni mich begrüßte. Aber es ist gut so; sie mußte auch das erst erfahren; denn nur, wie es jetzt geschehen, konnte sie wirklich mein werden; und fehlt ihr der Blick nach rückwärts in eine Familie, so wird sie einen Mann haben, der stolz und glücklich ist, ein neues Haus mit ihr zu gründen und sein künftiges Geschlecht aus ihrem Schooße emporblühen zu sehn. Denn ich schreibe dies an unserem Hochzeitstage. — Ihr hättet nur sehen sollen, in welch' leuchtend grüner Seide die wackre bewegliche Dame zwischen den Stammgästen des Hauses der Hochzeitstafel präsidirte, wie stolz sie auf ihre wunderschöne Tochter und — ich kann es nicht leugnen — auch auf ihren

Schwiegersohn war, und welche unglaublichen Toaste sie in drei Sprachen zugleich auf das Wohl der Neuvermählten ausbrachte. In den ersten Frühlingstagen hoffen wir bei Euch einzutreffen. Und Du, Grethe, wirst nicht eifersüchtig in Deiner Freundschaft werden, wenn ich Dir vertraue, was Jenni mir eben zugeflüstert: „Nun, Alfred, hilf mir, daß ich zu meinem Vater komme!"

Diese Briefe waren dem Einladungsschreiben der beiden Eheleute angeschlossen. „Also kommen Sie," — hieß es in dem letzteren von Frau Grethe's Hand — „Jennis Vater ist schon hier; Alfreds Eltern treffen noch heute ein; sogar Tante Josephine kommt, obgleich sie mitunter noch einige Bedenken äußern soll hinsichtlich einer Person, die schon in ihren Kinderjahren so ruchlos mit englischen Nähnadeln umgegangen ist. — Wir sind aus unsern Winterquartieren schon wieder in den hellen Gartensaal eingezogen. Vom Rasen her weht der Duft der Maililien durch die offenen Flügelthüren und drüben im Lusthain am Teiche, wo die Venus steht, sind die Uferränder blau von Veilchen."

Und in der kräftigen Handschrift meines Freundes Hans stand dahinter:

„Die Brigg „Elisabeth“ hat am letzten Sonntage Lissabon passirt; Jenni und Alfred sind an Bord; in einigen Tagen können sie bei uns sein; denn schon wehen günstige Winde und bringen die Beiden und ihr Glück.“

Im Saal.

Am Nachmittag war Kindtaufe gewesen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings saßen mit den Gästen im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die Andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geschlecht älter, als die ältesten von diesen. Das Kind war nach ihr „Barbara" getauft worden; doch hatte es auch noch einen schöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkisch für das hübsche kleine Kind. Dennoch sollte es mit diesem Namen gerufen werden; so wollten es beide Eltern, wie viel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung

seines Amtes den Familienkreis sich selbst überlassen; nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geschichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wieder erzählt. Sie kannten sich Alle; die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Aeltesten die Alten grau werden sehen; von Allen wurden die anmuthigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein Anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte Niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller Andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen. — Unter solchen Gesprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Westen, ein rother Schimmer fiel durch die Fenster noch auf die Gypsrosen an den weißen, mit Stuckaturarbeit gezierten Wänden; dann verschwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes eintöniges Rauschen in der jetzt eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäste horchten auf.

„Das ist das Meer,„ sagte die junge Frau.

„Ja," sagte die Großmutter, „ich habe es oft gehört; es ist schon lange so gewesen."

Dann sprach wieder Niemand; draußen vor den Fenstern in dem schmalen Steinhof stand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirth hatte die Hand seiner Frau gefaßt, die still an seiner Seite saß, und heftete die Augen an die krause alterthümliche Gypsdecke.

„Was hast Du?" fragte ihn die Großmutter.

„Die Decke ist gerissen," sagte er, „die Simse sind auch gesunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müssen ihn umbauen."

„Der Saal ist noch nicht so alt," erwiderte sie, „ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde."

„Gebaut? Was war denn früher hier?"

„Früher?" wiederholte die Großmutter; dann verstummte sie eine Weile, und saß da, wie ein lebloses Bild; ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war. Dann sagte sie: „Es ist achtzig Jahre her; Dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt — die Saalthür führte dazumal nicht in einen Hausraum, sondern aus dem Hause hinaus

in einen kleinen Ziergarten; es ist aber nicht mehr dieselbe Thür, die alte hatte Glasscheiben, und man sah dadurch gerade in der Garten hinunter, wenn man zur Hausthür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chinesischen Geländer versehen. Zwischen zwei von niedrigem Bux eingefaßten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muscheln ausgestreuter Steig nach einer Lindenlaube, davor zwischen zweien Kirschbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer standen sorgfältig aufgebundene Aprikosenbäume. — Hier konnte man Sommers in der Mittagsstunde Deinen Urgroßvater regelmäßig auf- und abgehen sehen, die Aurikel und holländischen Tulpen auf den Rabatten ausputzend oder mit Bast an weiße Stäbchen bindend. Er war ein strenger, accurater Mann mit militärischer Haltung, und seine schwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Ansehen.

So war es einmal an einem Augustnachmittage, als Dein Großvater die kleine Gartentreppe herab kam; aber dazumalen war er noch weit vom Groß-

vater entfernt. — Ich sehe es noch vor meinen alten Augen, wie er mit schlankem Tritt auf Deinen Urgroßvater zuging. Dann nahm er ein Schreiben aus einer sauber gestickten Brieftasche und überreichte es mit einer anmuthigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Mensch mit sanften freundlichen Augen und der schwarze Haarbeutel stach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab. — Als Dein Urgroßvater das Schreiben gelesen hatte, nickte er und schüttelte Deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein; denn er that selten dergleichen. Dann wurde er in's Haus gerufen und Dein Großvater ging in den Garten hinab.

In der Schaukel vor der Laube saß ein achtjähriges Mädchen; sie hatte ein Bilderbuch auf dem Schooß, worin sie eifrig las; die klaren goldnen Locken hingen ihr über das heiße Gesichtchen herab, der Sonnenschein lag brennend darauf.

„Wie heißt Du?" fragte der junge Mann.

Sie schüttelte das Haar zurück, und sagte: „Barbara."

„Nimm Dich in Acht, Barbara; Deine Locken schmelzen ja in der Sonne."

Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, — und es war ein sehr sanftes Lächeln. — — „Es hat nicht Noth," sagte er; „komm wir wollen schaukeln."

Sie sprang heraus: „Wart, ich muß erst mein Buch verwahren." Dann brachte sie es in die Laube. Als sie wiederkam, wollte er sie hineinheben. „Nein," sagte sie, „ich kann ganz allein." Dann stellte sie sich auf das Schaukelbrett und rief: „Nur zu!" — Und nun zog Dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenschein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als aber die Schaukel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten.

„Was war das?" sagte er und hielt die Schaukel an.

Sie lachte, wie er so fragen könne. „Das war der Iritsch," sagte sie, „er ist sonst gar nicht so bange."

Er hob sie aus der Schaukel, und sie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwischen dem Gesträuch. „Dein Fritsch hat dich tractirt!" sagte er. Sie schüttelte mit dem Kopf und legte eine schöne Aprikose in seine Hand. „Dich!" sagte sie leise.

Nun kam Dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. „Nimm Er sich in Acht," sagte er lächelnd, „Er wird sie sonst nicht wieder los." Dann sprach er von Geschäftssachen, und beide gingen in's Haus.

Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für sie gebeten. — So ganz, wie sie es gewünscht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gast saß oben an ihres Vaters Seite; sie aber war nur noch ein kleines Mädchen, und mußte ganz unten bei dem allerjüngsten Schreiber sitzen. Darum war sie auch so bald mit dem Essen fertig; dann stand sie auf und schlich sich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber sprach mit dem jungen Mann so eifrig über Conto und Disconto, daß dieser für die kleine Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es ist achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es

noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht sehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum Besten zu sprechen war. Die Uhr schlug zehn, und nun mußte sie gute Nacht sagen. Als sie zu Deinem Großvater kam, fragte er sie: „Schaukeln wir morgen?“ und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. — „Er ist ja ein alter Kindernarr, Er!“ sagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er selbst recht unvernünftig in sein kleines Mädchen verliebt.

Am andern Tage gegen Abend reiste Dein Großvater fort.

Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara stand oft zur Winterzeit an der Glasthür und hauchte die gefrornen Scheiben an; dann sah sie durch das Gukloch in den beschneiten Garten hinab und dachte an den schönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenschein, an den Iritsch, der immer in den Spalieren nistete, und wie einmal die reifen Aprikosen zur Erde gerollt waren, und dann dachte sie an einen Sommertag und zuletzt immer nur an diesen einen Sommertag, wenn sie an den Sommer dachte. — So gingen

die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt so alt und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag stand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da.

„Wer?" fragte lächelnd der Enkel, „der Sommertag?"

„Ja," sagte die Großmutter, „ja, Dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag."

„Und dann?" fragte er wieder.

„Dann," sagte die Großmutter, „gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde Deine Großmutter, wie sie hier unter Euch sitzt und die alten Geschichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erst gab es eine Hochzeit, und dazu ließ Dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht Noth, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in seinen Mittagsstunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine lustige Hochzeit, und die Gäste sprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die Ihr hier sitzt, und die Ihr jetzt allenthalben dabei sein müßt,

Ihr waret freilich nicht dabei; aber Eure Väter und Großväter, Eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzusprechen wußten. Es war damals freilich noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht Alles besser wissen, als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Jetzt tragt Ihr sogar Schnurrbärte wie Junker und Kavaliere. Was wollt Ihr denn? Wollt Ihr alle mit regieren?"

„Ja, Großmutter," sagte der Enkel.

„Und der Adel, und die hohen Herrschaften, die doch dazu geboren sind? was soll aus denen werden?"

„O — — Adel — —" sagte die junge Mutter, und sah mit stolzen liebevollen Augen zu ihrem Mann hinauf.

Der lächelte und sagte: „Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherrn, ganz

Deutschland mit Mann und Maus. Sonst seh ich keinen Rath."

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; sie sagte nur: „Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren eben so vergnügt dabei, als Ihr in Euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spaßhafte Räthsel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Dessert wurde gesungen „Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer" und alle die andern hübschen Lieder, die nun vergessen sind; Dein Großvater mit seiner hellen Tenorstimme war immer herauszuhören. — Die Menschen waren damals noch höflicher gegen einander; das Disputiren und Schreien galt in einer feinen Gesellschaft für sehr unziemlich. — Nun, das ist Alles anders geworden; — aber Dein Großvater war ein sanfter friedlicher Mann. Er ist schon lange nicht mehr auf dieser Welt; er ist mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme."

Die Großmutter schwieg einen Augenblick, und es sprach Niemand. Nur ihre Hände fühlte sie ergriffen; sie wollten sie Alle noch behalten. Ein

friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Gesicht; dann sah sie auf ihren Enkel und sagte: „Hier im Saal stand auch seine Leiche; Du warst damals erst sechs Jahre alt, und standest am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein strenger rücksichtsloser Mann. „Heule nicht Junge," sagte er, und hob Dich auf den Arm. „Sieh her, so sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist." Dann wischte er sich heimlich selbst eine Thräne vom Gesicht. Er hatte immer eine große Verehrung für Deinen Großvater gehabt. Jetzt sind sie Alle hinüber; — und heute hab' ich hier im Saal meine Urenkelin aus der Taufe gehoben, und Ihr habt ihr den Namen Eurer alten Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott sie eben so glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen lassen!"

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Kniee und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel sagte: „Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara ist auch wieder da. Die Frauen sagen ja, sie ist Dein Ebenbild; sie soll wieder in der Schaukel sitzen

und die Sonne soll wieder auf goldene Kinderlocken scheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommernachmittags der Großvater wieder die kleine chinesische Treppe herab, vielleicht — —"

Die Großmutter lächelte: „Du bist ein Phantast," sagte sie; „Dein Großvater war es auch."

— — —

In St. Jürgen.

Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt; sie liegt in einer baumlosen Küstenebene und ihre Häuser sind alt und finster. Dennoch habe ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen heilige Vögel scheinen diese Meinung zu theilen. Bei hoher Sommerluft schweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Nester unten auf den Dächern haben; und wenn im April die ersten Lüfte aus dem Süden wehen, so bringen sie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar sagt's dem andern, daß sie gekommen sind. — So ist es eben jetzt. Unter meinem Fenster im Garten blühen die ersten Veilchen, und drüben auf der Planke sitzt auch schon die Schwalbe und zwitschert ihr altes Lied:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm;"

und je länger sie singt, je mehr gedenke ich einer längst Verstorbenen, der ich für manche gute Stunde meiner Jugend zu danken habe.

Meine Gedanken gehen die lange Straße hinauf bis zum äußersten Ende, wo das St. Jürgensstift liegt; denn auch unsere Stadt hat ein solches, wie im Norden die meisten Städte von einiger Bedeutung. Das jetzige Haus ist im sechzehnten Jahrhundert von einem unserer Herzöge erbaut und durch den Wohlthätigkeitssinn der Bürger allmälig zu einem gewissen Reichthume gediehen, so daß es nun für alte Menschen, die nach der Noth des Lebens noch vor der ewigen Ruhe den Frieden suchen, einen gar behaglichen Aufenthaltsort bildet. — Mit der einen Seite streckt es sich an dem St. Jürgenskirchhof entlang, unter dessen mächtigen Linden schon die ersten Reformatoren gepredigt haben; die andere liegt nach dem innern Hofe und einem angrenzenden schmalen Gärtchen, aus dem in meiner Jugendzeit die Pfründnerinnen sich ihr Sträußchen zum sonntäglichen Gottesdienste pflückten. Unter zwei schweren gothischen Giebeln führt ein dunkler Thorweg von der Straße her in diesen Hof, von welchem aus

man durch eine Reihe von Thüren in das Innere des Hauses, zu der geräumigen Kapelle und zu den Zellen der Stiftsleute gelangt.

Durch jenes Thor bin ich als Knabe oft gegangen; denn seitdem, lange vor meiner Erinnerung, die große St. Marienkirche wegen Baufälligkeit abgebrochen war, wurde der allgemeine Gottesdienst viele Jahre hindurch in der Kapelle des St. Jürgenstiftes gehalten.

Wie oft zur Sommerzeit, ehe ich in die Kapellenthür trat, bin ich in der Stille des Sonntagmorgens zögernd auf dem sonnigen Hofe stehen geblieben, den von dem nebenliegenden Gärtchen her, je nach der Jahreszeit, Goldlack-, Nelken- oder Resedaduft erfüllte. — Aber dies war nicht das Einzige, weshalb mir derzeit der Kirchgang so lieblich schien: denn oftmals, besonders wenn ich ein Stündchen früher auf den Beinen war, ging ich weiter in den Hof hinab und lugte nach einem von der Morgensonne beleuchteten Fensterchen im obern Stock, an dessen einer Seite zwei Schwalben sich ihr Nest gebaut hatten. Der eine Fensterflügel stand meistens offen; und wenn meine Schritte auf dem Stein-

pflaster laut wurden, so bog sich wohl ein Frauenkopf mit grauem glattgescheitelten Haar unter einem schneeweißen Häubchen daraus hervor und nickte freundlich zu mir herab. „Guten Morgen, Hansen,“ rief ich dann; denn nur bei diesem, ihrem Familiennamen, nannten wir Kinder unsere alte Freundin; wir wußten kaum, daß sie auch noch den wohlklingenden Namen „Agnes“ führte, der einst, da ihre blauen Augen noch jung und das jetzt graue Haar noch blond gewesen, gar wohl zu ihr gepaßt haben mochte. Sie hatte viele Jahre bei der Großmutter gedient, und dann, ich mochte damals in meinem zwölften Jahre sein, als die Tochter eines Bürgers, der der Stadt Lasten getragen, im Stifte Aufnahme gefunden. Seitdem war eigentlich für uns aus dem großmütterlichen Hause die Hauptperson verschwunden; denn Hansen wußte uns alle Zeit, und ohne daß wir es merkten, in behagliche Thätigkeit zu setzen; meiner Schwester schnitt sie die Muster zu neuen Puppenkleidern, während ich mit dem Bleistift in der Hand nach ihrer Angabe allerlei künstliche Prendelschrift anfertigen oder auch wohl ein jetzt selten gewordenes Bild der alten Kirche

nachzeichnen mußte, das in ihrem Besitze war. Nur Eines ist mir später in diesem Verkehr aufgefallen; niemals hat sie uns ein Märchen oder eine Sage erzählt, an welchen beiden doch unsere Gegend so reich ist; sie schien es vielmehr als etwas Unnützes oder gar Schädliches zu unterdrücken, wenn ein Anderer von solchen Dingen anheben wollte. Und doch war sie nichts weniger als eine kalte oder phantasielose Natur. — Dagegen hatte sie an allem Thierleben ihre Freude; besonders liebte sie die Schwalben und wußte ihren Nesterbau erfolgreich gegen den Kehrbesen der Großmutter zu vertheidigen, deren fast holländische Sauberkeit sich nicht wohl mit den kleinen Eindringlingen vertragen konnte. Auch schien sie das Wesen dieser Vögel genauer beobachtet zu haben. So entsinne ich mich, daß ich ihr einst eine Thurmschwalbe brachte, die ich wie leblos auf dem Steinpflaster des Hofes gefunden hatte. „Das schöne Thier wird sterben," sagte ich, indem ich traurig das glänzende braunschwarze Gefieder streichelte; aber Hansen schüttelte den Kopf. „Die?" sagte sie, „das ist die Königin der Luft; ihr fehlt nichts als der freie Himmel! Die Angst vor einem

Habicht wird sie zu Boden geworfen haben; da hat sie mit den langen Schwingen sich nicht helfen können." Dann gingen wir in den Garten; ich mit der Schwalbe, die ruhig in meiner Hand lag, mich mit den großen braunen Augen ansehend. „Nun wirf sie in die Luft!" rief Hansen. Und staunend sah ich, wie, von meiner Hand geworfen, der scheinbar leblose Vogel gedankenschnell seine Schwingen ausbreitete und mit hellem Zwitscherlaut wie ein befiederter Pfeil in dem sonnigen Himmelsraum dahinschoß. „Vom Thurm aus," sagte Hansen, „solltest Du sie fliegen sehen; das heißt von dem Thurm der alten Kirche, der noch ein Thurm zu nennen war."

Dann, mit einem Seufzer meine Wangen streichelnd, ging sie in's Haus zurück an die gewohnte Arbeit. „Weßhalb seufzt denn Hansen so?" dachte ich. — Die Antwort auf diese Frage erhielt ich erst viele Jahre später, aus einem mir damals gänzlich fremden Munde.

Nun war sie in den Ruhestand versetzt, aber ihre Schwalben hatten sie zu finden gewußt, und auch wir Kinder wußten sie zu finden. Wenn ich am

Sonntagmorgen vor der Kirchzeit in das saubere Stübchen der alten Jungfrau trat, pflegte sie schon im feiertäglichen Anzuge vor ihrem Gesangbuche zu sitzen. Wollte ich dann neben ihr auf dem kleinen Kanapee Platz nehmen, so sagte sie wohl: „Ei was, da siehst Du ja die Schwalben nicht!" Dann räumte sie einen Geranien- oder einen Nelkenstock von der Fensterbank und ließ mich in der tiefen Fensternische auf ihrem Lehnstuhl niedersitzen. „Aber so fechten mit den Armen darfst Du nicht," fügte sie dann lächelnd hinzu; „so junge muntere Gesellen sehen sie nicht alle Tage!" Und dann saß ich ruhig und sah, wie die schlanken Vögel im Sonnenscheine ab und zu flogen, ihr Nest bauten oder ihre Jungen fütterten, während Hansen mir gegenüber von der Herrlichkeit der alten Zeit erzählte: von den Festen im Hause meines Urgroßvaters, von den Aufzügen der alten Schützengilde oder — und das war ihr Lieblingsthema — von der Bilder- und Altarpracht der alten Kirche, in der sie selbst noch zur Enkelin des letzten Thürmers Gevatter gestanden hatte; bis dann endlich von der Kapelle her der erste Orgelton zu uns herüber brauste. Dann stand sie auf und

wir gingen mit einander durch einen schmalen endlosen Corridor, welcher nur durch die verhangenen Thürfensterchen der zu beiden Seiten liegenden Zellen ein karges Dämmerlicht empfing. Hier und dort öffnete sich eine dieser Thüren; und in dem Schein, der einige Augenblicke die Dunkelheit unterbrach, sah ich alte, seltsam gekleidete Männer und Frauen auf den Gang hinaus schlurfen, von denen die meisten wohl schon vor meiner Geburt aus dem Leben der Stadt entschwunden waren. Gern hätte ich dann dies oder jenes gefragt; aber auf dem Wege zur Kirche hatte ich von Hansen keine Antwort zu erwarten; und so gingen wir denn schweigend weiter, am Ende des Ganges Hansen mit der alten Gesellschaft auf einer Hintertreppe nach unten zu den Plätzen der Stiftsleute, ich oben auf das Chor, wo ich träumend dem sich drehenden Glockenspiel der Orgel zusah und, wenn unser Probst die Kanzel bestiegen hatte, — ich will es gestehen — seine gewiß wohlgesetzte Predigt meist nur wie ein eintöniges Wellengeräusch und wie aus weiter Ferne an mein Ohr dringen fühlte; denn unten mir gegenüber, hing das lebensgroße Portrait eines alten

Predigers mit langen schwarzkrausen Haaren und seltsam geschorenem Schnurrbart, das bald meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen pflegte. Mit den melancholischen schwarzen Augen blickte es so recht wie aus der dumpfen Welt des Wunder- und Hexenglaubens in die neue Zeit hinauf, und erzählte mir weiter von der Stadt Vergangenheit, wie es in den Chroniken zu lesen stand, bis hinab zu dem bösen Stegreifjunker, dessen letzte Unthat einst das Epitaphium des Ermordeten in der alten Kirche berichtet hatte. — Freilich, wenn dann plötzlich die Orgel das „Unsern Ausgang segne Gott" einsetzte, so schlich ich mich meist verstohlen wieder in's Freie; denn es war kein Spaß, dem Examen meiner alten Freundin über die gehörte Predigt Stand halten zu müssen.

* *
*

Von ihrer eigenen Vergangenheit pflegte Hansen nicht zu erzählen; ich war schon ein paar Jahre lang Student gewesen, als ich bei einem Ferienbesuch in der Heimath darüber zum ersten Mal etwas von ihr erfuhr.

Es war im April, an ihrem fünfundsechzigsten Geburtstage. Wie in früheren Jahren, so hatte ich ihr auch heute die beiden hergebrachten Dukaten von der Großmutter und einige kleine Geschenke von uns Geschwistern überbracht, und war von ihr mit einem Gläschen Malaga bewirthet worden, den sie für solche Tage in ihrem Wandschränkchen aufbewahrte. Nachdem wir ein Weilchen geplaudert hatten, bat ich sie, mir heute, wie ich schon lange gewünscht, den Festsaal zu zeigen, in dem seit Jahrhunderten die Vorsteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäuse zu feiern pflegten. Hansen willigte ein, und wir gingen mit einander den dunklen Corridor entlang; denn der Saal lag jenseits der Kapelle am andern Ende des Hauses. Als ich beim Hinabsteigen der Hintertreppe ausglitt und die letzten Stufen hinabstolperte, wurde unten auf dem Flur eine Thür aufgerissen, und der unheimliche nackte Kopf eines neunzigjährigen Mannes reckte sich daraus hervor. Er murmelte ein paar halbverständliche Scheltworte und stierte uns dann, bis wir durch die Thür der Kapelle traten, mit den verglas'ten Augen nach.

Ich kannte ihn wohl; die Stiftsleute hießen ihn den „Spökenkieker;" denn sie behaupteten, er könne „was sehen."

„Die Augen könnten einen fürchten machen," sagte ich zu Hansen, als wir durch die Kapelle gingen.

Sie meinte: „Er sieht Dich gar nicht; er sieht nur noch rückwärts in sein eignes thörichtes und sündhaftes Leben."

„Aber," erwiderte ich scherzend, „er sieht doch dort in der Ecke die offenen Särge stehen, während, die darin liegen, noch lebend unter Euch umher wandern."

„Das sind auch nur Schatten, mein Kind; er thut nichts Arges mehr. Freilich," setzte sie hinzu, „in's Stift gehörte er nicht, und hat auch nur auf eine der Freistellen des Amtmanns hineinschlüpfen können; denn wir Andern müssen unsere bürgerliche Reputation nachweisen, ehe wir hier angenommen werden."

Wir hatten inzwischen den Schlüssel bei der Wirthschafterin abgelangt und stiegen nun die Treppe zu dem Festsaal hinauf. — Es war nur ein mäßig großes, niedriges Gemach, das wir betraten. An

der einen Wand sah man eine alterthümliche Stutzuhr aus dem Nachlaß einer hier Verstorbenen, an der gegenüber stehenden hing das lebensgroße Bild eines Mannes in einfachem rothen Wamms; sonst war das Zimmer ohne Schmuck. „Das ist der gute Herzog, der das Stift gebaut hat,“ sagte Hansen; „aber die Menschen genießen seine Gaben und denken nicht mehr an ihn, wie er es doch bei seiner Lebzeit wohl gewünscht hat.“

„Aber Du gedenkst ja seiner, Hansen.“

Sie sah mich mit ihren sanften Augen an. „Ja, mein Kind,“ sagte sie, „das liegt so in meiner Natur; ich kann nur schwer vergessen.“

Die Wände nach der Straße und nach dem Kirchhofe hatten eine Reihe Fenster, mit kleinen in Blei gefaßten Scheiben; und in jeder fast war ein Name, meist aus mir bekannten angesehenen Bürgerfamilien, mit schwarzer Farbe eingebrannt; darunter: „Speisemeister dahier anno —“ und dann folgte die betreffende Jahreszahl.

„Siehst Du, das ist Dein Urgroßvater,“ sagte Hansen, indem sie auf eine dieser Scheiben wies; „den vergesse ich auch nicht; mein Vater hat bei

ihm die Handlung gelernt und später oft Rath und That bei ihm geholt; leider, in der schwersten Zeit, da hatte er schon seine Augen zugethan."

Ich las einen andern Namen: „Liborius Michael Hansen, Speisemeister anno 1799."

„Das war mein Vater!" sagte Hansen.

„Dein Vater? Wie kam es denn eigentlich — —?"

„Daß ich mein halbes Leben gedient habe, meinst Du, während ich doch zu den Honoratiorentöchtern gehörte?"

„Ich meine, was war es eigentlich, wodurch das Unglück über Deine Familie kam?"

Hansen hatte sich auf einen der alten Lederstühle gesetzt. „Das war nichts Besonderes, mein Kind," sagte sie; „es war anno sieben, zur Zeit der Continentalsperre; damals florirten die Spitzbuben und die ehrlichen Leute gingen zu Grunde. Und ein ehrlicher Mann war mein Vater! — Er hat den Namen auch mit in's Grab genommen," fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort. „Ich sehe es noch, wie er mir einst, da wir mit einander durch die Krämerstraße gingen, ein altes, nun längst verschwundenes

Haus zeigte. „Merke Dir das," sagte er zu mir, „hier wohnte anno 1549, da am Sonntage Jubilate die große Feuersbrunst ausbrach, der fromme Kaufmann Meinke Graveley. Da die Flammen heranbrausten, sprang er mit Elle und Waage auf die Gasse und flehte zu Gott, wenn er je mit Wissen und Willen seinen Nächsten um eines Körnleins Werth geschädiget, so möge sein Haus nicht verschont bleiben. Aber die Flamme sprang darüber hin, während Alles rings in Asche fiel."

„Siehst Du, mein Kind," setzte mein Vater hinzu, indem er seine Hände in die Höhe hob, „das könnte auch ich thun; und auch über unser Haus würde die Strafe des Herrn hinweggehen." — Hansen sah mich an. „Der Mensch soll sich nicht rühmen," sagte sie dann. „Du bist nun alt genug, daß ich Dir es wohl erzählen mag; Du mußt doch von mir wissen, wenn ich nicht mehr bin. — Mein guter Vater hatte eine Schwäche; er war abergläubig. Diese Schwäche brachte ihn dahin, daß er in den Tagen der äußersten Noth etwas beging, das ihm bald das Herz brach; denn er konnte seitdem die Geschichte von dem frommen Kaufmann nicht mehr erzählen.

In dem Hause neben uns wohnte ein Tischlermeister. Als er mit seiner Frau frühzeitig verstarb, wurde mein Vater der Vormund seines nachgelassenen Sohnes. Harre — diesen friesischen Namen führte der Knabe — las gern in den Büchern und war auch schon in der Tertia unserer lateinischen Schule; aber die Mittel reichten doch nicht zum Studiren; und so blieb er denn bei dem Handwerk seines Vaters. Als er später Geselle wurde und nach zweijähriger Wanderung wieder eine Zeit lang bei einem Meister gearbeitet hatte, wurde es auch bald bekannt, daß er zu den feineren Arbeiten in seinem Fach ein besonderes Geschick habe. Wir beide waren mit einander aufgewachsen; als er noch in der Lehre war, las er mir oft aus den Büchern vor, die er sich von seinen früheren Schulkameraden geliehen hatte. Du weißt, wir wohnten am Markt, in dem Erkerhause dem Rathhause gegenüber; da steht noch jetzt ein mächtiger Buxbaum im Garten. Wie oft haben wir mit unserem Buche unter diesem Baum gesessen, während über uns die Bienen in den kleinen grünen Blüthen summten! — Nach seiner Rückkehr war das nicht anders geworden, er kam oft in unser

Haus; mit einem Wort, mein lieber Junge, wir beide hatten uns gern und suchten das auch nicht zu verbergen.

Meine Mutter lebte nicht mehr; was mein Vater dazu dachte, und ob er überhaupt etwas darüber gedacht, das hab ich nie erfahren. Auch kam es nicht so weit, daß es ein rechtes Verlöbniß wurde.

Eines Morgens in den ersten Frühlingstagen war ich in unsern Garten gegangen; die Crocus und die rothen Leberblumen schickten sich schon an zu blühen, es war Alles rings umher so jung und frisch; aber mir selbst war schwer zu Sinne; die Sorgen meines Vaters drückten auch mich. Obwohl er niemals über seine Angelegenheiten zu mir geredet, so fühlte ich doch, daß es immer schneller abwärts ging. In den letzten Monaten hatte ich den Stadtdiener oft und öfter in die Schreibstube gehen sehen; war er fort, so verschloß mein Vater sich stundenlang; und von manchem Mittagsessen stand er auf, ohne die Speisen berührt zu haben. In der letzten Woche hatte er einen ganzen Abend damit zugebracht, sich die Karten zu legen; auf meine wie im Scherz hingeworfene Frage, worüber er denn Auskunft von

seinem Orakel erwarte, hatte er mich stumm mit der Hand zurückgewiesen, und war dann später mit einem kurzen „Gute Nacht“ in seine Kammer gegangen.

Das Alles lag mir auf dem Herzen; und meine Augen, die nach innen sahen, wußten nichts von dem klaren Sonnenschein, der draußen die ganze Welt verklärte. Da hörte ich unten von der Marsch herauf die Lerchen singen; und Du weißt es ja wohl, mein Kind, in der Jugend ist das Herz noch so leicht, der kleinste Vogel trägt es mit empor. Mir war plötzlich als sähe ich über allen Dunst der Sorge hinweg in eine sonnige Zukunft; als brauchte ich nur den Fuß hineinzusetzen. Ich weiß noch, wie ich an den Beeten hinkniete und mit welcher Freude ich nun die Knospen und das junge Grün betrachtete, das überall aus dem Schooß der Erde hervortrieb. Ich dachte auch an Harre und zuletzt, glaub' ich, nur an ihn. Indem hörte ich die Gartenthür aufklinken, und wie ich aufsah, kam er selber mir entgegen.

Ob auch ihn die Lerche froh gemacht hatte — er sah aus, wie die Hoffnung selbst. „Guten Morgen, Agnes,“ rief er, „weißt Du was Neues —?“

„Ist's denn was Gutes, Harre?“

„Versteht sich, was sollt' es sonst wohl sein! Ich will Meister werden und das in allernächster Zeit."

Kannst Du wohl denken, daß ich ordentlich erschrak! Denn ich dachte doch gleich: „Mein Gott, nun braucht er auch die Frau Meisterin!"

Ich mag wohl ganz verdutzt ausgesehen haben; denn Harre fragte mich: „Fehlt Dir etwas, Agnes?"

„Mir, Harre? Ich glaube nicht," sagte ich. „Der Wind wehte so kühl über mich hin. — Das war nun wohl gelogen; allein der liebe Gott hat es nun einmal so eingerichtet, daß wir in solchem Fall nicht sagen können, was der Andere eben hören will.

„Aber mir fehlt nun etwas," sagte Harre; „das Allerbeste fehlt mir!"

Ich antwortete nichts hierauf, kein Wörtlein. Auch Harre ging eine Weile schweigend neben mir; dann fragte er auf einmal: „Was meinst Du, Agnes, ob es wohl schon geschehen ist, daß eine Krämerstochter einen Tischlermeister geheirathet hat?"

Als ich aufsah und er mich mit seinen guten braunen Augen so bittend anblickte, da gab ich ihm

die Hand und sagte ebenso: „Das wird wohl nun zum ersten Mal geschehen.“

„Agnes,“ rief Harre, „was werden die Leute sagen!“

„Ich weiß nicht, Harre. — Aber wenn nun die Krämerstochter arm wäre?“

„Arm, Agnes?“ und er faßte mich so recht lustig bei beiden Händen; „ist denn jung und hübsch noch nicht genug?“ —

Es war ein glücklicher Tag damals; die Frühlingssonne schien, wir gingen Hand in Hand; und während wir schwiegen, sangen über uns die Lerchen aus tausend hellen Kehlen. So waren wir unmerklich an den Brunnen gekommen, der an der Hollunderwand des Gartens dem Hause gegenüber lag. Ich blickte über die Brettereinfassung in die Tiefe hinab. „Wie drunten das Wasser glitzert!“ sagte ich.

Das Glück macht muthwillig; Harre wollte mich necken. „Das Wasser?“ sagte er. „Das ist das Gold, das aus der Tiefe funkelt.“

Ich wußte nicht, was er damit meinte.

„Weißt Du denn nicht, daß ein Schatz in Eurem Brunnen liegt?“ fuhr er fort. „Guck nur genau

zu; es sitzt ein graues Männlein mit dreieckigem Hut auf dem Grunde. Vielleicht ist's auch nur das brennende Licht in seiner Hand, das drunten so seltsam glitzert; denn er ist der Hüter des Schatzes."

Mir flog die Noth meines Vaters durch den Sinn. Harre hob einen Stein auf und warf ihn hinab, und es dauerte eine Weile, ehe ein dumpfer Schall zu uns zurückkam. „Hörst Du, Agnes?" sagte er, „das traf auf die Kiste."

„Harre, red vernünftig!" rief ich, „was treibst Du für Narrenspossen!"

„Ich spreche nur nach, was die Leute vorsprechen!" erwiderte er.

Aber meine Neugierde war geweckt, vielleicht auch die Begierde nach den unterirdischen Reichthümern, die aller Noth ein Ende machen konnten.

Woher hast Du das Gerede?" fragte ich nochmals, „ich habe doch nie davon gehört."

Harre sah mich lachend an: „Was weiß ich! von Hans oder Kunz; ich glaub', am letzten Ende kommt es von dem Halunken, dem Goldmacher."

„Von dem Goldmacher?" — Mir kamen allerlei Gedanken. Der Goldmacher war ein herabgekom-

mener Trödler; er konnte segnen und rathen, Menschen und Vieh besprechen, und alle die andern Geheimnisse, womit derzeit noch bei den Leichtgläubigen ein einträgliches Geschäft zu machen war. Es ist derselbe, den sie jetzt den Spökenkieker nennen, welchen Namen er gerade so gut wie seinen damaligen verdient hat. Er war in den letzten Tagen, da ich eben auf der Außendiele zu thun hatte, ein paar Mal in meines Vaters Schreibstube gegangen und hatte sich dann, ohne auf sein demüthig gesprochenes „Herr Hansen bei der Hand?" meine Antwort abzuwarten, mit scheuem Blick an mir vorbeigeschoben. Einmal war er fast eine Stunde drinnen gewesen; kurz vor seinem Fortgehen hatte ich das mir wohlbekannte Pult meines Vaters aufschließen hören; dann war mir gewesen, als vernehme ich das Klirren von Geldstücken. Das Alles kam mir jetzt in den Sinn.

Aber Harre rüttelte mich auf. „Agnes, träumst Du?" rief er; „oder willst Du Schätze graben?" Ach, er kannte nicht die Noth meines Vaters; ihm lag nur die eigene Zukunft in Gedanken, in die auch ich hineingehörte. Er ergriff meine beiden Hände

und rief fröhlich: „Wir brauchen keine Schätze, Agnes; mein kleines Erbtheil hat dein Vater schon für mich erhoben; das reicht hin, um Haus und Werkstatt einzurichten. Und für das Weitere," fügte er lächelnd hinzu, „laß diese nicht ganz ungeschickten Hände sorgen!"

Ich vermochte seine hoffnungsreichen Worte nicht zu erwidern; der Schatz und der Goldmacher lagen mir im Sinn; ich weiß nicht, war es eine tollkühne Hoffnung oder der Schatten eines drohenden Unheils, was mir die Brust beklemmte. Vielleicht ahnte es mir, daß kurz darauf der Schatz meines ganzen Lebens in diesen Brunnen fallen würde.

Am andern Tage war ich nach einem benachbarten Dorfe hinausgefahren, wo die uns verwandte Predigerfrau sich wegen Erkrankung eines Kindes meine Hülfe erbeten hatte. Aber ich hatte keine Ruhe dort; mein Vater war in den letzten Tagen so still und doch wieder so unruhig gewesen; ich hatte ihn im Garten auf- und abrennen, dann wieder am Brunnen stehen und in die Tiefe hinabstarren sehen; mir wurde angst, er könne sich ein Leides anthun. Am dritten Tage glaubte ich mich zu entsinnen, daß

er mich auf eine seltsam hastige Weise zu der Reise hingedrängt hatte; je mehr es gegen die Nacht ging, je beklommener wurde mir. Da gegen zehn Uhr der Mond aufging, so bat ich meinen Vetter, mich noch heute zur Stadt fahren zu lassen. Und so geschah es; nachdem er mir vergebens meine Unruhe auszureden gesucht hatte, wurde angespannt; und als es Mitternacht vom Thurme schlug, hielt der Wagen vor unserm Hause. Es schien Alles zu schlafen; erst als ich eine Zeit lang geklopft hatte, wurde drinnen die Kette abgehakt, und der Lehrling, der seine Kammer unten auf dem Flur hatte, öffnete die Hausthür. Es war Alles, wie es immer gewesen. „Ist der Herr zu Haus?“ fragte ich.

„Der Herr ist schon um zehn Uhr schlafen gegangen,“ war die Antwort.

Ich stieg leichteren Herzens nach meiner Kammer hinauf, deren Fenster nach dem Garten lagen. — Die Nacht draußen war so hell, daß ich, ohne Licht zu machen, noch einmal ans Fenster trat. Der Mond stand über der Hollunderwand, deren noch unbelaubte Zweige sich scharf gegen den Nachthimmel abzeichneten; und meine Gedanken gingen mit meinen

Augen über diese Erde hinaus zu dem großen liebreichen Gott, dem ich all' meine Sorgen anvertraute. — Da, wie ich eben in das Zimmer zurücktreten wollte, sah ich plötzlich aus der Röhre des Brunnens, welcher dort im Schatten lag, eine rothe Gluth empor lodern; ich sah die am Rande wuchernden Grasbüschel, und dann darüber her die Zweige des Gebüsches wie in goldenem Feuer schimmern. Mich überfiel eine abergläubige Furcht, denn ich dachte an die Kerze des grauen Männleins, das drunten auf dem Grunde hocken sollte. Als ich aber schärfer hinblickte, bemerkte ich eine Leiter an der Brunnenwand, von der jedoch nur das oberste Ende von hier aus sichtbar war. Im selben Augenblicke hörte ich einen Schrei aus der Tiefe; dann ein Gepolter; und ein dumpfes Getöse von Menschenstimmen scholl herauf. Mit einem Male erlosch die Helligkeit; und ich hörte deutlich, wie es sprossenweise an der Leiter emporklomm.

Die Gespensterfurcht verließ mich; aber statt dessen beschlich mich eine unklare Angst um meinen Vater. Mit zitternden Knieen ging ich nach seiner Schlafkammer, die neben der meinen lag. Als ich

behutsam die Gardine von seinem Bette zurückzog, da beschien der Mond die leeren Kissen; sein armer Kopf hatte wohl schon längst nicht mehr die Ruhe darauf gefunden; jetzt waren sie gänzlich unberührt. In Todesangst lief ich die Treppe hinab nach der Hofthür; aber sie war verschlossen und der Schlüssel abgezogen. Ich ging in die Küche und zündete Licht an; dann nach der Schreibstube, die ebenfalls ihre Fenster nach dem Garten hatte. Eine Zeit lang stand ich rathlos am Fenster und starrte hinaus; ich hörte Tritte zwischen den Hollunderbüschen, aber ich konnte nichts unterscheiden, denn die dahinter stehende Planke verbreitete trotz des Mondscheins tiefen Schatten. Da hörte ich draußen die Hofthür aufschließen, und bald darauf wurde auch die Stubenthür geöffnet. Mein Vater trat herein. — Ich bin so alt geworden, aber ich habe es nicht vergessen; sein langes graues Haar triefte von Wasser oder Schweiß; seine Kleider, die er sonst so peinlich sauber hielt, waren überall mit grünem Schlamm besudelt.

Er fuhr sichtbar zusammen, als er mich erblickte. „Was ist das! Wie kommst Du hierher?“ sagte er hart.

„Der Vetter ließ mich herfahren, Vater!“

„Um Mitternacht? — Das hätte er können bleiben lassen.“

Ich sah meinen Vater an; er hatte die Augen niedergeschlagen und stand unbeweglich. „Es ließ mir keine Ruhe,“ sagte ich; „mir war, ich sei hier nöthig, als müsse ich zu Dir.“

Der alte Mann ließ sich auf einen Stuhl sinken und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. „Geh auf Deine Kammer,“ murmelte er; „ich will allein sein.“

Aber ich ging nicht. „Laß mich bei Dir bleiben,“ sagte ich leise. Mein Vater hörte nicht auf mich; er erhob den Kopf und schien nach draußen hinzuhorchen. Plötzlich sprang er auf. „Still!“ rief er, „hörst Du's?“ und sah mich mit weit offenen Augen an.

Ich war an's Fenster getreten und sah hinaus. Es war Alles todt und stille; nur die Hollunderzweige schlugen vom Nachtwinde bewegt gegen einander. „Ich höre nichts!“ sagte ich.

Mein Vater stand noch immer, als höre er auf etwas, das ihn mit Entsetzen erfüllte. „Ich meinte,

es sei keine Sünde," sprach er vor sich hin; „es ist kein gottloses Wesen dabei, und der Brunnen steht, bis jetzt wenigstens, auf meinem Grund." Dann wandte er sich zu mir. „Ich weiß, Du glaubst nicht daran, mein Kind," sagte er, „aber es ist dennoch gewiß; die Ruthe hat dreimal geschlagen, und die Nachrichten, die ich nur zu theuer habe bezahlen müssen, stimmen alle überein; es liegt ein Schatz in unserm Brunnen, der zur Schwedenzeit darin vergraben ist. Warum sollte ich ihn nicht heben! — Wir haben die Quelle abgedämmt und das Wasser ausgeschöpft, und heute Nacht haben wir gegraben."

„Wir?" fragte ich. „Von welchem Andern sprichst Du?"

„Es ist nur Einer in der Stadt, der das versteht."

„Du meinst doch nicht den Goldmacher? Das ist kein guter Helfer!"

„Es ist nichts Gottloses mit dem Ruthenschlagen, mein Kind."

„Aber die es treiben, sind Betrüger." — —

Mein Vater hatte sich wieder auf den Stuhl gesetzt, und sah wie zweifelnd vor sich hin. Dann

schüttelte er den Kopf und sagte: „Der Spaten klang schon darauf; aber da geschah etwas;" — und sich unterbrechend fuhr er fort: „Vor achtzehn Jahren starb Deine Mutter; als sie es inne wurde, daß sie uns verlassen müsse, brach sie in ein bitteres Weinen aus, das kein Ende nehmen wollte, bis sie in ihren Todesschlaf verfiel. Das waren die letzten Laute, die ich aus Deiner Mutter Mund vernahm." Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er zögernd, als scheue er sich vor dem Laut seiner eignen Stimme: „Heute Nacht, nach achtzehn Jahren, da der Spaten auf die Kiste stieß, habe ich es wieder gehört. Es war nicht blos in meinem Ohr, wie es all' die Jahre hindurch so oft gewesen ist; unter mir, aus dem Grund der Erde kam es herauf. — Man darf nicht sprechen bei solchem Werk; aber mir war, als schnitte das Eisen in Deiner todten Mutter Herz. — Ich schrie laut auf, da erlosch die Lampe, und — siehst Du," setzte er dumpf hinzu, „deshalb ist Alles wieder verschwunden."

Ich warf mich vor meinem Vater auf die Kniee und legte meine Hände um seinen Nacken. „Ich bin kein Kind mehr," sagte ich, „laß uns zusam-

menhalten, Vater; ich weiß, das Unglück ist in unser Haus gekommen."

Er sagte nichts; aber er lehnte seine feuchte Stirn an meine Schulter; es war das erste Mal, daß er an seinem Kinde eine Stütze suchte. Wie lange wir so gesessen haben, weiß ich nicht. Da fühlte ich, daß meine Wangen von heißen Thränen naß wurden, die aus seinen alten Augen flossen. Ich klammerte mich an ihn. „Weine nicht, Vater," bat ich, „wir werden auch die Armuth ertragen können."

Er strich mit seiner zitternden Hand über mein Haar und sagte leise, so leise, daß ich es kaum verstehen konnte: „Die Armuth wohl, mein Kind; aber nicht die Schuld."

Und nun, mein Junge, kam eine bittere Stunde; aber eine, die noch jetzt in meinem Alter mir als die trostvollste meines Lebens erscheint. Denn zum ersten Male konnte ich meinem Vater die Liebe seines Kindes geben; und von jenem Augenblicke an blieb sie ihm das Theuerste und bald auch das Letzte, was er auf Erden noch sein nannte. Während ich neben ihm saß und heimlich meine Thränen niederschluckte, schüttete mein Vater mir sein Herz aus.

Ich wußte nun, daß er vor dem Bankerott stand; aber das war das Schlimmste nicht. In einer schlaflosen Nacht, da er vergebens auf seinem heißen Kissen nach einem Ausweg aus dem Elend gesucht, war ihm die halbvergessene Sage von dem Schatz in unserem Brunnen wieder in den Sinn gekommen. Der Gedanke hatte ihn seitdem verfolgt; Tags, wenn er über seinen Büchern saß, des Nachts, wenn endlich ein schwerer Schlummer auf seiner Brust lag. In seinen Träumen hatte er das Gold im dunkeln Wasser brennen sehen; und wenn er Morgens aufgestanden, immer wieder hatte es ihn hinaus an den Brunnen getrieben, um wie gebannt in die geheimnißvolle Tiefe hinab zu starren. Da hatte er sich dem argen Gehülfen anvertraut. Aber der war keineswegs sogleich bereit gewesen, sondern hatte vor Allem eine bedeutende Summe zu den nothwendigen Vorbereitungen des Werkes verlangt. Mein armer Vater hatte schon keinen Willen mehr; er gab sie hin, und bald eine zweite und dritte. Das Traumgold verschlang das wirkliche, das noch in seinen Händen war; aber dieses Gold war nicht sein eigen; es war das anvertraute Erbe seines Mündels. An

Ersatz war nicht zu denken; wir riethen hin und wieder; Verwandte, die uns zu helfen vermocht, hatten wir nicht; Dein Großvater war nicht mehr; endlich gestanden wir uns, daß von Außen keine Hülfe zu hoffen sei. —

Das Licht war ausgebrannt, ich hatte meinen Kopf an meines Vaters Brust gelegt, meine Hand ruhte in der seinen; so blieben wir im Dunkeln sitzen. Was dann weiter im geheimen Zwiesprach dieser Nacht zwischen uns gesprochen wurde, ich weiß es nicht mehr. Aber niemals zuvor, da noch mein Vater unfehlbar vor mir stand, wie fast nur unser Herrgott selber, habe ich solch' heilige Zärtlichkeit für ihn gefühlt, wie in jener Stunde, da er mir eine That vertraut hatte, die wohl nicht blos vor den Augen der Menschen ein Verbrechen war. — Allgemach erblichen am Himmel draußen die Sterne, ein kleiner Vogel sang aus den Hollunderbüschen und der erste Schein des Morgenroths fiel in das dämmerige Zimmer. Mein Vater stand auf und trat an das Pult, auf dem seine großen Contobücher lagen. Das lebensgroße Oelbild des Großvaters, mit dem Haarbeutel und dem leberfarbenen Camisol,

schien strenge auf den Sohn herabzusehen. „Ich werde noch einmal rechnen," sagte mein Vater; „bleibt das Facit dasselbe," setzte er zögernd hinzu, indem er wie um Vergebung flehend zu dem Bilde seines Vaters aufblickte, „dann werde ich einen schweren Gang thun; denn ich bedarf der Barmherzigkeit Gottes und der Menschen."

Auf seinen Wunsch verließ ich jetzt das Zimmer, und bald wurde es laut im Hause; der Tag war angebrochen. Als ich die nöthigen Geschäfte besorgt hatte, ging ich in den Garten und durch das Hinterpförtchen auf den Weg hinaus; Harre pflegte hier vorbei zu kommen, wenn er Morgens nach der Werkstatt ging, in der er bis jetzt noch arbeitete.

Ich brauchte nicht lange zu warten; als die Uhr sechs geschlagen, sah ich ihn kommen. „Harre, einen Augenblick!" sagte ich, und winkte ihm, mit mir in den Garten zu treten.

Er sah mich befremdet an; denn meine böse Botschaft war wohl auf meinem Gesicht geschrieben; auch stand ich, als ich ihn in eine Ecke des Gartens gezogen hatte, eine ganze Zeit und hatte seine Hand gefaßt, ohne daß ich ein Wort hervorbringen konnte.

Endlich aber sagte ich ihm Alles, und dann bat ich ihn: „Mein Vater will zu Dir gehen; sei nicht zu hart mit ihm."

Er war todtenblaß geworden und in seine Augen trat ein Ausdruck, vielleicht nur der Verzweiflung, der mich erschreckte.

„Harre, Harre, was willst Du mit dem alten Mann beginnen?" rief ich.

Er drückte die Hand gegen seine Brust. „Nichts Agnes," sagte er, indem er mich traurig lächelnd ansah; „aber ich muß nun fort von hier."

Ich erschrak. — „Weshalb?" fragte ich stammelnd.

„Ich darf Deinen Vater nicht wieder sehen."

„Du wirst ihm ja doch vergeben, Harre!"

„Das wohl, Agnes; ich schulde ihm mehr als das; aber — er soll sein graues Haupt vor mir nicht demüthigen. Und dann" — das setzte er wie beiläufig noch hinzu — „ich glaube auch, es geht jetzt mit dem Meisterwerden nicht."

Ich sagte nichts hierauf; ich sah nur, wie das Glück, nach dem ich gestern schon die Hand gestreckt, in unsichtbare Ferne schwand; aber es war nichts

mehr zu ändern; es war jetzt am besten so, wie es Harre wollte. Nur das sagte ich noch: „Wann wirst Du gehen, Harre?“ Ich wußte selbst kaum, was ich sprach.

„Sorge nur, daß Dein Vater mich heute nicht aufsucht,“ erwiderte er; „bis morgen früh bin ich mit Allem fertig, was ich noch hier zu thun habe. Kränke Dich auch nicht um mich, ich finde leicht ein Unterkommen.“

Nach diesen Worten trennten wir uns; das Herz war wohl zu voll, als daß wir Weiteres hätten sprechen können.“ —

Die Erzählerin schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Am andern Morgen sah ich ihn noch einmal, und dann nicht mehr; das ganze lange Leben niemals mehr.“

Sie ließ den Kopf auf ihre Brust sinken; die Hände, die auf ihrem Schooß geruht hatten, wand sie leise um einander, als müsse sie damit das Weh beschwichtigen, das, wie einst das Herz des jungen blonden Mädchens, so noch jetzt den gebrechlichen Leib der Greisin zittern machte.

Doch sie blieb nicht lange in dieser gebrochenen

Stellung; sich gewaltsam aufraffend, erhob sie sich vom Stuhl und trat an's Fenster. „Was will ich klagen!“ sagte sie und zeigte mit dem Finger auf die Scheibe, die ihres Vaters Namen trug. „Der Mann hat mehr gelitten als ich. Laß mich auch das Dir noch erzählen. —

Harre war fort; er hatte von meinem Vater in einem herzlich guten Briefe Abschied genommen; gesehen haben sie sich nicht mehr. Bald darauf waren die letzten gerichtlichen Schritte gegen uns gethan und die Eröffnung des Concurses sollte in nächster Zeit erfolgen.

Es war damals Sitte in unserer Stadt, daß alle öffentlichen Bekanntmachungen, nicht wie jetzt durch den Prediger in der Kirche, sondern aus dem offenen Fenster des Rathssitzungssaales durch den Stadtsecretair verlesen wurden; bevor aber dies geschah, wurde eine halbe Stunde lang mit der kleinen Glocke vom Thurm geläutet. Da unser Haus dem Rathhause gegenüberlag, so hatte ich dies oft beobachtet, und auch, wie sich unter dem Glockenschall Kinder und müßige Leute vor den Rathhausfenstern und auf der Treppe über dem Rathskeller versam-

melten. Das Nämliche geschah bei der Publicirung eines Concursurthels; aber die Leute legten dann der Sache eine üble Bedeutung unter, und das Wort „Die Glocke hat über ihn geläutet" galt für einen Schimpf. — Ich hatte auch in solchen Fällen ohne viel Gedanken hingehört; jetzt zitterte ich vor dem Eindruck, den dieser Vorgang auf das Gemüth meines ohnehin tief gebeugten Vaters machen würde.

Er hatte mir vertraut, daß er sich deshalb durch einen befreundeten Rathsherrn an den Bürgermeister gewandt habe; und der Rathsherr, ein gutmüthiger Schwätzer, hatte ihm die Zusicherung gegeben, daß die Publication diesmal ohne die Glocke geschehen würde. Ich selbst aber wußte aus sicherer Quelle, daß diese Zusicherung eine grundlose war. Dennoch ließ ich meinen Vater in seinem arglosen Glauben und bemühte mich nur, ihn für diesen Tag zu einer kleinen Reise auf's Land zu unsern Verwandten zu bereden. Aber er wollte, wie er mit schmerzlichem Lächeln sagte, sein sinkendes Schiff nicht vor dem völligen Untergang verlassen. Da, in meiner Angst, fiel mir ein, daß ich in dem hintersten Verschlage unseres sehr tiefen und gewölbten Kellers die Glocke

niemals hatte schlagen hören. Darauf baute ich meinen Plan. Es gelang mir auch, meinen Vater zu bereden, mit mir gemeinschaftlich ein Verzeichniß über die dort lagernden Waaren aufzunehmen, wodurch, wenn später die Gerichtspersonen zur Aufnahme des Inventars kämen, eine Abkürzung dieses traurigen Geschäfts herbeigeführt würde.

Als die verhängnißvolle Stunde kam, waren wir schon längst unter der Erde bei unserer Arbeit. Mein Vater sortirte die Waaren, ich beim Schein einer Laterne schrieb auf ein Blatt Papier, was er mir dictirte. Ein paar Mal war mir wohl gewesen, als hörte ich von fern das Summen einer Glocke; dann sprach ich ein paar laute Worte, bis das Schieben und Rücken mit den Fässern und Kisten allen von außen eindringenden Schall wieder verschlang. Alles schien gut zu gehen, mein Vater war ganz in seine Arbeit vertieft. Da hörte ich plötzlich droben die Kellerthür aufreißen; die alte Magd rief, ich weiß nicht mehr weßhalb, nach mir, und zugleich drangen auch die klaren Schallwellen der Glocke zu uns herab. Mein Vater horchte auf und setzte die Kiste, die er in den Händen hatte, auf

den Boden. „Die Schandglocke!“ stöhnte er und fiel wie kraftlos gegen die Wand. „Es wird mir nichts gespart.“ — Aber nur einen Augenblick; dann richtete er sich auf, und ehe ich noch Zeit bekam, ein Wort zu reden, hatte er schon den Raum verlassen, und gleich darauf hörte ich ihn die Kellertreppe hinaufsteigen. Auch ich ging jetzt in das Haus hinauf und fand meinen Vater, nachdem ich ihn vergebens in der Schreibstube gesucht, im Wohnzimmer mit gefalteten Händen am offnen Fenster stehen. In diesem Augenblick hörte das Glockenläuten auf; im Rathhaus drüben, das von der hellen Morgensonne beleuchtet war, wurden die drei Fensterflügel aufgestoßen, und ich sah den Stadtdiener die rothen Polster auf die Fensterbänke legen; an dem Eisengeländer der Rathstreppe hing schon ein ganzer Schwarm von halberwachsenen Buben. Mein Vater stand unbeweglich und sah mit gespannten Augen zu. Ich wollte ihn mit sanften Worten fortziehen. Aber er wehrte mir. „Laß nur, mein Kind,“ sagte er, „das geht mich an, ich muß das hören.“

So blieb er denn. Der alte Stadtsecretair mit seinem weißgepuderten Kopf erschien drüben in dem

Mittelfenster, und während ihm zur Seite zwei Rathsherren auf den rothen Kissen lehnten, verlas er mit seiner scharfen Stimme aus einem Blatt Papier, das er in beiden Händen vor sich hielt, das Concursurthel. Bei der klaren Frühlingsluft drang jedes Wort verständlich zu uns herüber. Als mein Vater seinen vollen Namen über den Markt hinaus sprechen hörte, sah ich ihn zusammenzucken; aber er hielt dennoch Stand, bis Alles vorüber war. Dann zog er seine goldene Uhr, die er von seinem Vater ererbt hatte, aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. „Sie gehört zur Concursmasse," sagte er, „schließe sie in die Schatulle, damit sie morgen mit versiegelt werde."

Am andern Tage kamen die Herren zur Versiegelung; aber mein Vater konnte das Bett nicht verlassen; er war in der Nacht vom Schlage getroffen worden. — Als einige Monate später unser Haus verkauft war, wurde er in einem Tragkorb, den wir aus dem Krankenhause geliehen, nach der kleinen Wohnung gebracht, die wir am Ende der Stadt für uns gemiethet hatten. Dort hat er noch neun Jahre gelebt; ein gelähmter und gebrochener Mann. In

seinen guten Stunden besorgte er kleine Rechnungen und Schreibereien für Andere; das Meiste habe ich mit meiner Hände Arbeit verdienen müssen. Dann aber ist er in fester Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes in meinen Armen sanft verschieden. — Nach seinem Tode kam ich zu guten Leuten; es war das Haus Deiner Großeltern."

Meine alte Freundin schwieg. Ich aber dachte an Harre. — „Und hast Du denn," fragte ich, „während der ganzen Zeit auch niemals eine Nachricht von Deinem Jugendfreunde erhalten?"

„Niemals, mein Kind," erwiderte sie.

„Weißt Du, Hansen," sagte ich, „Dein Harre gefällt mir nicht, er war kein Mann von Wort!"

Sie legte die Hand auf meinen Arm. „So darfst Du nicht sprechen, Kind. Ich habe ihn gekannt; es giebt noch andere Dinge, als den Tod, die des Menschen Willen zwingen. — Aber wir wollen nach meinem Zimmer gehen; Du hast Deinen Hut noch dort, und es mag bald Mittag werden."

So schlossen wir denn den einsamen Festsaal wieder ab, und gingen denselben Weg zurück, den wir gekommen waren. Diesmal öffnete sich die

Thür des Spökenkiekers nicht; nur hinter derselben, auf den sandigen Dielen, hörten wir seinen schlurfenden Schritt.

Als wir in Hansens Zimmer waren, wo noch der letzte Strahl der Vormittagssonne in die Fenster schien, zog sie eine Schublade ihrer Schatulle auf und nahm daraus ein Mahagonikästchen, sauber polirt, aber im Geschmack einer vergangenen Zeit. Es mochte einst ein Geschenk des jungen Tischlers an einem Geburtstage ihrer Jugend gewesen sein.

„Das mußt Du auch noch sehen," sagte Hansen indem sie das Kästchen aufschloß. Es lagen Werthpapiere darin, welche sämmtlich auf Harre Jensen, „Sohn des verstorbenen Tischlermeisters Harre Christian Jensen dahier" lauteten, deren Datum aber nicht über die letzten zehn Jahre hinabreichte.

„Wie kommst Du zu diesen Papieren?" fragte ich.

Sie lächelte. „Ich habe nicht umsonst gedient."

„Aber die Papiere lauten nicht auf Deinen Namen!"

„Es ist die Schuld meines Vaters, die ich zurückerstattete. Deshalb und weil mein Nachlaß, wie Aller, die hier versterben, an das Stift fällt, habe

ich das Geld sofort auf Harre Jensens Namen schreiben lassen." — Einen Augenblick noch, ehe sie es wieder einschloß, wog sie das Kästchen auf der Hand. „Der Schatz ist wieder beisammen," sagte sie; „aber das Glück, mein Kind, das Glück, das einst darin gewesen ist, das ist nicht mehr darin."

Als sie diese Worte sprach, schoß draußen ein Schwalbenzug mit lautem Geschrei vorüber, und gleich darauf flatterten zwei dieser Vögel bis nahe an die Scheiben und setzten sich dann zwitschernd auf den offnen Fensterflügel. Es waren die ersten Schwalben, die ich in diesem Frühjahr sah.

„Hörst Du die kleinen Gratulanten, Hansen?" rief ich; „just zu Deinem Geburtstag sind sie heim gekommen!"

Hansen nickte nur. Ihre noch immer schönen blauen Augen blickten traurig auf die kleinen singenden Freunde. Dann legte sie die Hände auf meinen Arm und sagte freundlich: „Geh nun, mein Kind; ich danke Allen, daß sie an mich gedacht. Ich möchte nun allein sein."

* * *

Es war mehrere Jahre später, als ich mich von einer Reise nach dem mittleren Deutschland auf dem Heimwege nach meiner Vaterstadt befand. Auf einer Hauptstation der Eisenbahn — denn die Zeit des Dampfes war damals schon hereingebrochen — stieg ein alter Mann mit weißem Haar zu mir in das Coupé, worin ich mich bisher allein befunden hatte. Er ließ sich einen kleinen Reisekoffer nachreichen, den ich ihm unter den Sitz schieben half, und setzte sich dann mit den freundlichen Worten: „Wir haben auch noch nie beisammen gesessen," mir gegenüber. Als er dies sagte, erschien um den Mund und um die braunen Augen ein Ausdruck der Güte, ich möchte sagen der Theilnahme, der unwillkürlich zu traulichem Gespräche einlud. Die Sauberkeit seiner äußern Erscheinung, die sich nicht blos in dem braunen Tuchrock und dem weißen Halstuch ausprägte, das feinbürgerliche Wesen des Mannes, Alles heimelte mich an, und es dauerte nicht lange, so hatten wir uns in gegenseitige Mittheilungen über unsere Familienverhältnisse vertieft. Ich erfuhr, daß er ein Claviermacher und in einer mittelgroßen Stadt Schwabens ansässig sei. Dabei fiel mir Eines auf;

mein Reisegefährte sprach den süddeutschen Dialekt, und doch hatte ich auf seinem Koffer den Namen „Jensen" gelesen, der meines Wissens nur dem nördlichsten Deutschland angehörte.

Als ich ihm das bemerkte, lächelte er. „Ich mag schon ziemlich eingeschwäbelt sein," sagte er, „denn ich wohne nun seit über vierzig Jahren in diesem guten Lande und habe es in dieser Zeit niemals verlassen; meine Heimath aber liegt im Norden und daher stammt denn auch mein Name." Und nun nannte er meine eigene Vaterstadt als seinen Geburtsort.

„So sind wir Landsleute so sehr als möglich," rief ich, „dort bin auch ich geboren und eben im Begriff, dahin zurückzukehren."

Der alte Herr ergriff meine beiden Hände und sah mich liebevoll an. „Das hat der liebe Gott gut gemacht," sagte er, „so reisen wir, wenn es Ihnen recht ist, zusammen. Auch mein Ziel ist unsere Vaterstadt; ich hoffe auf ein Wiedersehen dort — wenn Gott es zuläßt."

Ich nahm mit Freuden diesen Vorschlag an.

Nachdem wir den derzeitigen Endpunkt der Eisen-

bahn erreicht hatten, lagen noch fünf Meilen Weges vor uns, und bald saßen wir zusammen in den bequemen Kissen eines Federwagens, dessen Bedachung wir bei dem schönen Herbstwetter zurückgeschlagen hatten. Die Gegend wurde allmälig heimathlicher; die Wälder verschwanden, bald auch die lebendigen Zäune zur Seite des Weges, ja sogar die Wälle, auf denen sie standen, und die weite baumlose Ebene that sich vor uns auf. Mein Gefährte blickte still vor sich hinaus. „Ich bin dieser Unendlichkeit des Raumes so entwöhnt," sagte er einmal; „mir ist jetzt hier, als sähe ich nach allen Seiten in die Ewigkeit." Dann schwieg er wieder, und ich störte ihn nicht.

Als wir etwa auf der Mitte des Weges, aus einem Dorfe, durch das die Landstraße führte, wieder in's Freie kamen, bemerkte ich, daß er den Kopf vorbeugte und eifrig auszulugen schien. Dann beschattete er die Augen mit seiner Hand und wurde sichtbar unruhig. „Ich sehe doch sonst noch gut in die Ferne," sagte er endlich, „aber ich bemühe mich umsonst, unsern Thurm von hier in Sicht zu bekommen, und doch hab ich ihn in meiner Jugend von hier aus

immer zuerst begrüßt, wenn ich von einer Wanderung heimkehrte.“

„Sie müssen sich irren,“ erwiderte ich, „der niedrige Thurm kann in solcher Entfernung noch nicht sichtbar sein.“

„Niedrig!“ rief der Alte fast unwillig, „der Thurm hat seit Jahrhunderten auf viele Meilen in die See hinaus den Schiffern zum Wahrzeichen gedient!“

Da fiel es mir bei. „Sie denken am Ende,“ sagte ich zögernd, „noch an den Thurm der alten Kirche, die vor reichlich vierzig Jahren abgebrochen wurde.“

Der Alte sah mich mit seinen großen Augen an, als ob ich faselte. „Die Kirche abgebrochen — und vor über vierzig Jahren! Mein Gott, wie lange bin ich fort gewesen; ich habe niemals etwas davon erfahren!“

Er faltete seine Hände und saß eine ganze Weile wie muthlos in sich zusammengesunken. Dann sagte er: „Auf jenem schönen Thurm, der also nur in meinen Gedanken noch vorhanden war, habe ich vor nun bald fünfzig Jahren der das Wiederkommen

versprochen, um deren willen ich jetzt diese weite Reise mache. Ich will Ihnen, wenn Sie hören mögen, dies Stück meines Lebens mittheilen; vielleicht, daß Sie mir dann über die Hoffnung, die ich hege, eine Auskunft zu geben vermögen."

Ich versicherte den alten Herrn meiner Theilnahme; und während unser Postillon in der warmen Mittagssonne auf seinem Sitze einnickte und die Räder langsam durch den Sand mahlten, begann er seine Erzählung.

„In meiner Jugend hätte ich gern den Weg einer gelehrten Bildung eingeschlagen; da aber nach dem frühzeitigen Tode meiner Eltern die Mittel dazu nicht vorhanden waren, so blieb ich bei dem Handwerk meines Vaters, das heißt, ich wurde Tischler. Schon während ich als Geselle auf der Wanderschaft war, hatte ich nicht übel Lust, mich draußen anzusiedeln, denn es fehlte mir nicht ganz an Mitteln; aus dem Verkauf des väterlichen Hauses war mir ein rundes Sümmchen übrig geblieben, das für den Anfang schon genügte. Aber ich kehrte doch wieder heim, und das geschah um eines jungen blonden Mädchens willen. — Ich glaube nicht, daß

ich jemals wieder so blaue Augen gesehen habe. Eine Freundin sagte einmal im Scherz zu ihr: „Agnes, ich pflück' Dir die Veilchen aus den Augen!" Die Worte hab' ich nimmer vergessen können." — Der Alte schwieg eine Weile, und blickte verklärt vor sich hin, als sähe er noch einmal in diese Veilchenaugen seiner Jugend. Darauf, während ich fast unwillkürlich den Namen meiner alten Freundin in St. Jürgen bei mir selber sprach, begann er wieder: „Sie war die Tochter eines Krämers, meines Vormundes. Wir wuchsen als Nachbarkinder mit einander auf, während das Mädchen von dem früh verwittweten Vater ziemlich streng und einsam erzogen wurde. Daher mag es gekommen sein, daß sie sich immer mehr dem einzigen Jugendgespielen anschloß. Bald nach meiner Rückkehr waren wir unter uns Beiden so gut als verlobt, und es war schon ausgemacht, daß ich in unserer Vaterstadt ein Geschäft begründen sollte, als ich durch einen unerwarteten Zufall mein ganzes kleines Vermögen verlor. — Es kam so, daß ich wieder fort mußte.

Am letzten Tage hatte Agnes mir versprochen, Abends noch einmal auf den Weg hinter ihrem

Garten hinaus zu kommen und dort ein letztes Wort mit mir zu reden. Als ich mich aber mit dem bestimmten Glockenschlage einfand, war sie nicht dort. Ich stand lauschend an der Planke unter dem überhängenden Lindengezweig, aber ich wartete vergebens. Das Haus ihres Vaters konnte ich damals nicht betreten; nicht daß ein Zwiespalt zwischen uns gewesen wäre, ich glaube im Gegentheil, daß er mir die Hand seiner Tochter ohne großes Bedenken würde gegeben haben, denn er hielt etwas auf mich und war kein hochmüthiger Mann. Es hatte einen andern Grund, den ich nicht gern der Vergessenheit entreißen möchte. — Ich weiß es noch gar wohl. Es war ein dunkler, stürmischer Aprilabend, mehrmals täuschte mich die Wetterfahne auf dem Dache, daß ich glaubte, die mir wohlbekannte Hofthür öffnen zu hören, aber es kam kein Schritt den Gartensteig herab. Noch lange lehnte ich an der Planke und sah die schwarzen Wolken am Himmel vorüberfliegen; endlich ging ich schweren Herzens fort. — —

Am andern Morgen hatte es eben fünf vom Thurme geschlagen, als ich nach einer schlaflosen Nacht die Treppe von meiner Kammer hinabstieg und

von meinen Hauswirthen Abschied nahm. In den engen, schlecht gepflasterten Straßen war noch die Dunkelheit und der Schmutz des Winters. Die Stadt schien noch im Schlaf zu liegen; von allen bekannten Gesichtern wollte mir keins begegnen, und so ging ich einsam und trübselig meinen Weg. Da, als ich eben nach dem Kirchhof einbiegen wollte, brach ein scharfer Sonnenstrahl hervor und das alte Haus der Rathsapotheke, das unten mit seinem Löwenschnitzbild noch in dem Dunst der Gasse stand, war oben mit der Spitze des Treppengiebels auf einmal wie in Frühlingsschein gebadet. Zugleich, als ich eben aufschaue, schallt über mir hoch in der Luft ein lang gezogener Ton; dann noch einmal und noch einmal, als riefe es weit in die Welt hinaus.

Ich war auf den Kirchhof hinausgetreten und blickte an dem Thurm hinauf; da sah ich oben auf der Gallerie den Thürmer stehen, und sah, wie er sein langes Horn noch in der Hand hielt. Ich wußte es nun wohl; die ersten Schwalben waren gekommen, und der alte Jakob hatte ihnen den Willkommen geblasen und es laut über die Stadt gerufen, daß der Frühling in's Land gekommen sei. Dafür bekam

er seinen Ehrentrunk im Rathsweinkeller und einen blanken Reichsthaler vom Herrn Bürgermeister. — Ich kannte den Mann und war oft droben bei ihm gewesen; als Knabe, um von dort aus meine Tauben fliegen zu sehen, später auch wohl mit Agnes; denn der Alte hatte ein Enkeltöchterchen bei sich, zu dem sie Pathe gestanden und deren sie sich auf allerlei Art anzunehmen pflegte. Einmal, am Christabend, hatte ich ihr sogar ein vollständiges Weihnachtsbäumchen den hohen Thurm hinaufschleppen helfen. — Nun stand die wohlbekannte Eichenthür offen; unwillkürlich trat ich hinein und in der Finsterniß, die mich plötzlich umgab, stieg ich langsam die Treppen und, wo diese aufhörten, die schmalen leiterartigen Stiege hinan. Nichts hörte ich, als das Rasseln der großen Thurmuhr, die hier in der Einsamkeit ihr Wesen trieb. Ich weiß es noch gar wohl, mir grauete dermalen vor diesem todten Dinge, und ich hätte, als ich daran vorbeikam, in die eisernen Räder greifen mögen, nur um es still zu machen. Da hörte ich den alten Jakob von oben herabklettern. Er schien mit einem Kinde zu sprechen, das er zur Vorsicht ermahnte. Ich rief ihm einen „Guten

Morgen" in die Dunkelheit hinauf und fragte, ob er die kleine Meta bei sich habe.

„Bist Du's denn, Harre?" rief der Alte zurück; „freilich, die muß ja mit zum Herrn Bürgermeister."

Endlich kamen die beiden zu mir herab, während ich seitwärts in eine Schall-Luke getreten war. Als Jakob mich so reisefertig neben sich sah, rief er verwundert: „Was soll das bedeuten, Harre? Was steigst denn da mit Knittel und Wachstuchhut in meinen Thurm hinauf? Bist doch nicht wieder fremd geworden bei uns daheim?"

„Es ist nicht anderes, Jakob," erwiderte ich, „'s wird hoffentlich nicht auf lange sein."

„Hatt's mir ganz anders mit Dir ausgedacht!" brummte der Alte. „Nun, wenn's denn einmal sein muß, die Schwalben sind wieder da; es ist jetzt schon die beste Zeit zum Wandern. Und hab' auch Dank, daß Du noch 'mal gekommen bist!"

„So lebt wohl, Jakob!" sagte ich, „und wenn Ihr mich von Eurem Thurm herab einmal im hellen Sonnenschein wieder in's Thor hineinwandern seht, so blast auch mir einen Willkommen, wie heute Euren Schwalben!"

Der Alte schüttelte mir die Hand, indem er sein Enkelchen auf den Arm nahm. „Soll gelten, Meister Harre!" rief er lächelnd; er pflegte mich im Scherze so zu nennen. Als ich mich aber anschickte, wieder mit ihm hinabzusteigen, fügte er noch hinzu: „Wenn Du einen „guten Weg" von der Agnes haben willst, sie ist oben, schon seit früh; sie hat noch ihr Gefallen an den Vögelchen."

Wohl niemals bin ich so schnell die letzten halsbrechenden Stiegen hinaufgekommen, obgleich mir der Herzschlag fast den Athem versetzte. Als ich aber oben auf die Plattform und in den blendenden Himmelsschein hinaustrat, blieb ich unwillkürlich stehen und that einen Blick über das Eisengeländer. Da sah ich unter mir in der Tiefe meine Vaterstadt im ersten Schmuck des Frühlings liegen; überall zwischen den Dächern standen die Kirschbäume in Blüthe, welche das warme Frühjahr so zeitig hervorgetrieben hatte. Dort der Giebel, dem kleinen Thurme des Rathhauses gegenüber, gehörte dem Hause meines Vormundes. Ich sah den Garten, den Weg dahinter; mir quoll das Herz, und von Heimweh überwältigt mag ich unwillkürlich einen Laut ausgestoßen haben;

denn ich fühlte plötzlich meine Hand ergriffen, und, als ich aufblickte, stand Agnes neben mir. „Harre," sagte sie, „kommst Du noch einmal!" Und dabei flog ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich dachte nicht Dich hier zu finden," erwiderte ich; „nun muß ich fort; weshalb hast Du mich gestern so vergebens warten lassen?"

Da war alles Glück aus ihrem Angesicht verschwunden. „Ich konnte nicht, Harre; mein Vater wollte mich nicht von sich lassen. Später bin ich in den Garten hinabgelaufen; aber Du warst schon fort, Du kamst nicht; da bin ich heute früh auf den Thurm gestiegen, — ich dachte, ich könnte Dich doch zum Thor hinauswandern sehen."

Die Zukunft lag verworren vor mir, aber doch hatte ich einen Plan gefaßt. Schon früher war ich in einer Clavierfabrik beschäftigt gewesen; nun wollte ich wieder diese Arbeit suchen, um dann mit Hülfe des zu erwartenden Verdienstes vielleicht später selbst ein solches Geschäft zu begründen; denn diese Instrumente begannen schon damals eine große Verbreitung zu finden. — Das Alles sagte ich jetzt dem

Mädchen und auch, wohin ich mich zunächst zu wenden beabsichtigte.

Sie hatte sich auf das Geländer gelehnt und wie abwesend in den leeren Himmelsraum hinausgeblickt. Jetzt wandte sie langsam den Kopf zurück. „Harre," sagte sie leise, „geh' nicht fort, Harre!"

Als ich sie aber ohne Antwort anblickte, rief sie wieder: „Nein, hör nicht auf mich; ich bin ein Kind, ich weiß nicht, was ich rede." Der Morgenwind hatte ein Paar der blonden Haare gelöst und wehte sie über ihr blasses Gesicht, das jetzt geduldig zu mir aufblickte.

„Wir müssen warten, Agnes," sagte ich, „das Glück liegt nun in weiter Ferne; ich will versuchen, ob ich es wieder heimbringen kann. Schreiben werd' ich nicht; ich komme selber, wenn es Zeit ist."

Sie sah mich eine Weile mit großen Augen an; dann drückte sie mir die Hand. „Ich warte," sagte sie mit fester Stimme; „geh denn mit Gott, Harre!"

Ich ging noch nicht. Der Thurm, der uns Beide trug, ragte so einsam in den blauen Aetherraum; nur die Schwalben, auf deren stahlblauen Schwingen der Sonnenschein wie Funken blitzte,

schwebten um uns her und badeten in dem Meer von Luft und Licht. — Ich hielt noch immer ihre Hand; mir war, als könne ich nicht fort von hier, als wären wir Beide, sie und ich, schon jetzt hinausgehoben über alle Noth der Welt. — Aber die Zeit drängte; unter uns schlug dröhnend die Viertelglocke. Da, als noch die Schallwellen den Thurm umflutheten, kam eine Schwalbe geflogen, daß sie uns fast mit ihren Flügeln streifte; furchtlos, nur auf Armeslänge von uns, setzte sie sich auf den Rand des Geländers, und während wir wie gebannt in das kleine glänzende Auge blickten, schmetterte sie plötzlich mit geschwellter Kehle ihre Frühlingslaute in die Luft. Agnes warf sich an meine Brust. „Vergiß das Wiederkommen nicht!" rief sie. Da breitete der Vogel seine Schwingen aus und flog davon. — —

Wie ich durch den dunkeln Thurm zur Erde gekommen bin, das weiß ich nicht. Als ich draußen vor dem Stadtthor auf der Landstraße war, blieb ich stehen und blickte zurück. Da erkannte ich noch deutlich auf dem von Sonnenglanz umflossenen Thurm ihre liebe Gestalt; mir schien, als lehne sie sich weit

über den Rand des Geländers hinaus, so daß ich unwillkürlich einen Schreckensruf ausstieß. Aber die Gestalt blieb unbeweglich.

Und endlich wandte ich mich und ging, ohne noch einmal wieder umzusehen, mit raschen Schritten auf der Landstraße fort."

Der Alte schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Sie hat vergebens auf mich gewartet; ich bin niemals wieder heimgekommen. — Ich will Ihnen nun erzählen, wie das geschehen konnte.

Meine erste Arbeit fand ich in Wien, wo damals die besten Clavierfabriken waren; von da kam ich nach anderthalb Jahren in's Württembergische, nach meinem jetzigen Wohnort. Ein Nebengeselle von mir hatte dort einen Bruder, von dem er um die Besorgung eines zuverlässigen Gehülfen gebeten war. — Es war ein noch junges Ehepaar, zu dem ich in's Haus kam. Das Geschäft war klein, aber der Inhaber ein freundlicher und geschickter Mann, bei dem ich bald mehr in diesen Dingen lernte, als in der großen Fabrik, wo ich immer nur zu einzelnen Arbeiten gelassen wurde. Da ich mich der Sache nach Kräften annahm und doch auch aus meinen

Wiener Erfahrungen Manches hinzubrachte, so gewann ich bald das Vertrauen dieser guten Leute. Besondere Freude machte es ihnen, daß ich in meinen Freistunden den ältesten ihrer beiden Knaben in der deutschen Sprache unterrichtete; denn ihnen gefiel meine damals noch norddeutsche Aussprache, und sie wünschten, daß die Kinder auch einmal, wie sie meinten, so reines Deutsch sprechen möchten. Bald wurde auch der jüngere Bruder in den Unterricht hineingezogen, und nun blieb es nicht bei der trockenen Grammatik; ich wußte mir Bücher zu verschaffen, aus denen ich ihnen allerlei Unterhaltendes und Wissenswerthes vorzulesen pflegte. So kam es, daß auch die Kinder mit großer Liebe an mir hingen. Als ich nach Jahresfrist zum ersten Mal ohne Beihülfe ein Clavier von besonders schönem Klang zu Stande gebracht hatte, gab es eine Freude im ganzen Hause, als habe der liebste Angehörige sein Meisterstück gemacht. — Ich aber dachte nun an die Heimkehr.

Da erkrankte mein junger Meister. Aus einer Erkältung entwickelte sich endlich ein ernstliches Brustübel, dessen Keim schon lange in ihm gelegen haben mochte. Die Leitung der Geschäfte kam wie selbst-

verständlich fast ganz in meine Hände. Ich konnte jetzt nicht fort. Dabei sah ich tiefer in die Verhältnisse der Familie, mit der mich eine immer innigere Freundschaft verband. Eintracht und Fleiß wohnten unter ihrem Dache. Aber es war dennoch ein böses Ding der dritte Hausgenosse, das diese guten Geister nicht zu vertreiben vermocht hatten. In jedem Winkel, wohin nicht gerade die Sonne schien, sah der kranke Mann es sitzen. — Dieses Ding war die Sorge. — „Nimm den Kehrbesen und feg' es weg," sagte ich oft zu meinem Freunde; „ich will Dir helfen, Martin!" Dann drückte er mir wohl die Hand und eine wehmüthige Heiterkeit flog für einen Augenblick über sein blasses Gesicht, bald aber sah er wieder die schwarzen Spinngewebe auf allen Dingen.

Leider waren es keine bloßen Hirngespinnste. Das Kapital, womit er sein Geschäft begonnen, war von vorn herein zu gering gewesen. In den ersten Jahren hatte er durch schlechte Arbeiter Verluste erlitten, die nicht in Rechnung genommen waren, und auch der Absatz der fertigen Waare wollte nicht so rasch erfolgen, wie es solche Umstände erforderten;

nun kam ein aussichtsloser Krankheitszustand noch dazu. Auf mir lag endlich nicht nur die ganze Sorge für den Unterhalt der Familie, ich mußte auch noch der Tröster der Gesunden sein. Die Knaben ließen meine Hand nicht los, wenn wir am Bette des Vaters saßen, das er bald nicht mehr verlassen konnte. Bei diesem aber schien das Erlöschen der Körperkraft die Unruhe des Geistes nur zu steigern; grübelnd lag er auf seinem Kissen und baute Pläne für die Zukunft. Mitunter, wenn die Schauer des nahenden Todes ihn anwehten, richtete er sich plötzlich auf und rief: „Ich kann nicht sterben, ich will nicht sterben!" und dann wieder leise mit gefalteten Händen: „Mein Gott, mein Gott, ich will auch, wenn Du willst!"

Und endlich kam die Stunde der Erlösung. Wir waren Alle an seinem Bette; er dankte mir, er nahm von uns Allen Abschied. Dann aber, als sähe er vor sich etwas, vor dem er sie beschützen müsse, riß er seine Frau und die beiden Knaben hastig an sich, blickte sie mit trostlosen Augen an und stöhnte laut. Und als ich ihm zuredete: „Wirf Deine Sorgen auf den Herrn, Martin!" da rief er verzweifelnd: „Harre, Harre, das sind nicht mehr die Sorgen, das ist die

Armuth selbst! Bald wird sie über meine Leiche wegkriechen; mein Weib, o meine lieben Kinder, sie werden ihr nicht entrinnen!"

Es ist ein eigen Ding um ein Sterbebett; ich weiß nicht, ob Sie es kennen, mein junger Freund. Aber in diesem Augenblicke versprach ich meinem sterbenden Meister, bei den Seinen auszuhalten, bis das Gespenst, das seine letzte Stunde störte, sie nicht mehr würde erreichen können. Und als ich das versprochen, ließ auch der Tod nicht mehr auf sich warten. Leise schritt er zur Thür herein. Martin streckte die Hand aus; ich meinte, er wolle sie mir noch reichen, aber es war der unsichtbare Bote des Herrn, der sie ergriff; denn ehe ich sie berührte, hatte das Leben meines jungen Meisters aufgehört."

Mein Reisegefährte nahm seinen Hut ab und legte ihn vor sich auf den Schooß; sein weißes Haar wehte in der lauen Mittagsluft. So saß er schweigend, als weihe er diese Augenblicke dem Andenken des längst verstorbenen Freundes. — Ich aber mußte der Worte gedenken, die meine alte Hansen einst zu mir gesprochen: „Es giebt noch andere Dinge als den Tod, die des Menschen Willen zwingen." Es

war dennoch der Tod gewesen, der die Lebenden getrennt hatte. Denn es versteht sich, daß ich über die Person dessen, der an meiner Seite saß, nicht mehr in Zweifel sein konnte. Nach einiger Zeit begann der Alte seine Erzählung wieder, indem er langsam sein Haupt bedeckte.

„Ich habe mein gegebenes Wort gehalten," sagte er; „aber da ich es gab, brach ich ein anderes; denn ich habe nun nicht wieder fort gekonnt. Es zeigte sich bald, daß die Verhältnisse noch zerrütteter waren, als ich bisher gewußt. Einige Monate nach dem Tode des Mannes wurde noch ein drittes Kind, ein Mädchen geboren; unter diesen Umständen eine neue Sorge zu den alten. Ich that das Meinige; aber Jahr auf Jahr verging, und das Glück wollte immer noch nicht einkehren. Ungeachtet ich nicht nur meine ganze Kraft, sondern auch die Ersparnisse der letzten Jahre hingab, gelang es mir noch immer nicht, den Kampf mit jenem Gespenste der Armuth siegreich zu beendigen; ich sah es klar, wenn eine auch nur etwas weniger treue und sorgsame Hand an meine Stelle trat, so waren meine Schutzbefohlenen ihm verfallen.

Oft freilich mitten in der Arbeit überfiel mich das Heimweh und nagte und zehrte an mir; mehr als einmal, wenn der Meißel, ohne daß ich darum gewahr wurde, müßig in meiner Hand lag, bin ich erschreckt vor der Stimme der guten Frau zusammengefahren; denn meine Gedanken waren fort in die Heimath und eine ganz andere Stimme war in meinen Ohren. In meinen Träumen sah ich den Thurm unserer Vaterstadt; anfänglich im hellen Sonnenschein, umkreist von einem Heer von Schwalben; später, wenn der Traum mir wiederkam, sah ich ihn schwarz und drohend in den leeren Himmel ragen, der Herbststurm tobte und ich hörte die großen Glocken anschlagen; aber immer, auch dann, lehnte Agnes oben auf dem Geländer der Plattform; sie trug noch das blaue Kleid, worin sie dort von mir Abschied genommen hatte; nur war es ganz zerrissen, die leichten Fetzen flatterten in der Luft. „Wann kommen die Schwalben wieder?" hörte ich es rufen. Ich erkannte ihre Stimme, aber sie klang trostlos in dem Wehen des Sturmes. — Wenn ich nach solchen Träumen erwachte, so hörte ich wohl im Zwielicht die Schwalben auf der Dachrinne über meinem Fenster

zwitschern. In den ersten Jahren hatte ich den Kopf aufgestützt und mir das Herz vollsingen lassen von Sehnsucht und Heimweh; später konnt' ich's nimmer ertragen. Mehr als einmal, wenn das Gezwitscher kein Ende nehmen wollte, habe ich das Fenster aufgerissen und die lieben Vögel fortgejagt.

An einem solchen Morgen erklärte ich einmal, daß ich nun fort müsse, daß es jetzt endlich Zeit sei, auch an mein eignes Leben zu denken. Aber die beiden Knaben brachen in laute Wehklagen aus, und die Mutter setzte, ohne ein Wort zu sagen, ihr Töchterchen auf meinen Schooß, das sogleich die kleinen Arme fest um meinen Hals schlang. — Mein Herz hing an den Kindern, lieber Herr; ich konnte die Kinder nicht verlassen. Ich dachte: „Bleib denn noch ein Jahr. Der Abgrund zwischen mir und meiner Jugend wurde immer tiefer; zuletzt lag Alles wie unerreichbar hinter mir, wie Träume, an die ich nicht mehr denken dürfe. — Ich war schon über die Vierzig hinaus, da schloß ich auf den Wunsch der schon herangewachsenen Kinder das Ehebündniß mit der Frau, deren einzige Stütze ich so lange gewesen war.

Und nun geschah mir etwas Seltsames. Ich war der Frau, wie sie es auch gar wohl verdiente, stets von Herzen gut gewesen; nun aber, seit sie mir unauflöslich angehörte, begann in mir ein Widerwille ja fast ein Haß gegen sie zu wachsen, den ich oft nur mit Mühe zu verbergen wußte. So sind wir Menschen; ich warf in meinem Herzen auf sie die Schuld von Allem, was doch nur die Folge meiner eignen Schwäche war. Da führte Gott zu meinem Heil mich in Versuchung.

Es war eines Sonntags in der Hochsommerzeit. Wir machten eine Landpartie nach dem benachbarten Gebirgsdorfe, wo ein Verwandter der Familie wohnte. Die beiden Söhne mit ihrem Schwesterchen waren uns beiden Alten weit voraus; ihr Plaudern und Lachen war in dem Walde, durch den der Weg führte, schon ganz verschollen. Da machte meine Frau mir den Vorschlag, einen ihr bekannten Richtsteig entlang eines Steinbruches einzuschlagen, um so wo möglich den Jungen auf dem Hauptwege noch zuvorzukommen. „Ich bin als Braut mit Martin hier gegangen;" sagte sie, als wir seitwärts in die Tannen bogen, „etwas weiterhin pflückten wir damals eine dunkel=

blaue Blume; ich möchte wissen, ob sie noch dort zu finden ist."

Nach kurzer Zeit hörte an unserer einen Seite der Wald auf, und der Fußweg lief nun dicht an dem Rande des abschüssigen Gesteins hin, während von der andern Seite sich Brombeerranken und anderes Gebüsch dicht heran drängte. — Meine Frau schritt rüstig vor mir auf. Ich folgte langsam und war bald in meine alten Träumereien versunken. Wie die verlorne Seligkeit lag die Heimath vor meinen Sinnen und grübelnd aber vergebens suchte ich nach einem Weg dahin. Nur wie durch einen Schleier sah ich, daß es nach dem Bruche zu ganz blau von Genzianen wurde, und daß meine Frau sich ein Mal um das andere nach diesen Blumen bückte. Was kümmerte mich das Alles! — Da hör' ich plötzlich einen Schrei und sehe, wie sie mit den Händen in die Luft greift; ich sehe auch schon, wie unter ihren Füßen das Geröll sich löst und zwischen den Klippen fortpoltert, und zehn Schritte weiter abwärts steht der Fels lothrecht über dem Abgrund.

Ich stand wie gelähmt. Es brauste mir in den Ohren: „Bleib; laß sie stürzen; Du bist frei!" Aber

Gott half mir. Nur einen Secundenschlag, da war ich bei ihr; und, mich über den Rand des Felsens werfend, ergriff ich ihre Hand und hatte sie glücklich zu mir heraufgezogen. „Harre, mein guter Harre," rief sie weinend, „schon wieder hat Deine Hand mich vom Abgrund gerettet!"

Wie glühende Tropfen fielen diese Worte in meine Seele. In all' den Jahren war kein Wort der Vergangenheit über meine Lippen gekommen; zuerst aus jugendlicher Scheu, das Heiligste hinauszugeben, später wohl in dem unbewußten Bedürfniß, den innern Zwiespalt zu verhehlen. Jetzt plötzlich drängte es mich, Alles ohne Rückhalt zu offenbaren. Und am Rande des Abgrundes sitzend, schüttete ich mein Herz aus vor der Frau, die ich kurz zuvor darin begraben gewünscht hatte. Auch das verschwieg ich ihr nicht. Sie brach in heftige Thränen aus; sie weinte über mich, über sich selbst, am lautesten klagte sie über Agnes. „Harre, Harre," rief sie, aber sie legte ihren Kopf an meine Brust; „das habe ich nicht gewußt, aber es ist nun zu spät und Niemand kann diese Sünde von uns nehmen!"

Es war nun an mir, sie zu beruhigen; und

erst mehrere Stunden später trafen wir in dem Dorfe ein, wo unsere Kinder uns schon längst erwartet hatten. Aber seit jener Zeit war meine Frau mit ihrem milden und gerechten Herzen meine beste Freundin und kein Geheimniß mehr zwischen uns. — So gingen die Jahre hin. Allmälig schien sie es vergessen zu haben, daß ich ihre und der Kinder Wohlfahrt mit einem fremden Glück bezahlt hatte, und auch in mir wurde es stiller. Nur wenn im Frühling die Schwalben wiederkamen, oder auch später im Jahr, wenn sie in der Dämmerung noch so allein von allen Vögeln in's Abendroth hineinsangen, dann überfiel's mich mit der alten Pein, und ich hörte noch immer die liebe junge Stimme, noch immer klang es mir in den Ohren: „Vergiß das Wiederkommen nicht!"

So war's auch heuer eines Abends. Ich saß vor unserer Hausthür auf der Bank und blickte in den vergehenden Tagesschein, der durch eine Lücke der Straße über den jenseitigen Rebhügeln sichtbar war. Ein Töchterchen unseres jüngsten Sohnes war mir auf den Schooß geklettert und hatte es sich spielmüde in Großvaters Arm bequem gemacht. Bald

fielen die kleinen Augen zu und auch das Abendroth verschwand, aber drüben auf des Nachbars Dach saß noch im Dunkeln eine Schwalbe und zwitscherte leise wie von vergangener Zeit.

Da trat meine Frau aus dem Hause. Sie stand eine Weile schweigend neben mir, und als ich nicht aufblickte, fragte sie mich sanft: „Alter, was ist Dir?" und da ich nicht antwortete und nur der Vogelgesang aus der Dämmerung herübertönte: „Ist's denn wieder einmal die Schwalbe?"

„Du weißt's ja, Mutter," sagte ich, „Du hast ja allezeit mit mir Geduld gehabt."

Aber ich kannte sie noch nicht ganz; sie hatte mehr als das für mich. Sie legte beide Hände auf meine Schultern. „Was meinst?" rief sie, indem sie mich mit ihren alten guten Augen anblickte, „wir können's jetzt ja leisten, Du mußt die Agnes wiedersehen, Du hättest ja sonst keine Ruh' im Grab' bei mir!"

Ich war fast erschreckt durch diesen Vorschlag und wollte Einwendungen machen, sie aber sagte: „Stell's Gott anheim!" — — Das hab' ich denn gethan; und so ist es gekommen, daß ich noch ein-

mal heimkehre; aber, wenn wir durch's Thor fahren, der alte Jacob wird wohl nicht mehr blasen."

Mein Reisegefährte schwieg. Ich aber hielt nun nicht länger zurück, denn ich war im Innersten bewegt. „Ich kenne Sie," sagte ich, „ich kenne Sie sehr wohl, Harre Jensen; auch Agnes kenne ich; sie hat viele Jahre im Hause meiner Großmutter gelebt, sie ist mir selbst wie meiner Mutter Mutter. Aus ihrem eignen Munde habe ich Alles erfahren, auch das, was Sie verschwiegen haben."

Der Alte faltete die Hände. „Großer, gnädiger Gott!" sagte er, „so lebt sie noch und kann mir noch vergeben!"

Mir ahnte wenig, daß ich eine Hoffnung angeregt hatte, deren Erfüllung schon im Reiche der Schatten lag. Ich erwiderte nur: „Sie kannte ihren Jugendfreund; sie hat ihn niemals angeklagt." — Und nun erzählte ich. Er hörte in athemlosen Schweigen und nahm begierig jedes Wort von meinen Lippen.

Da klatschte der Postillon mit seiner Peitsche. Der stumpfe Thurm unserer Vaterstadt war am Horizonte aufgetaucht. Als ich mit dem Finger dahin

wies, faßte der Alte meine Hand. „Mein junger Freund,“ sagte er, „ich zittre vor der nächsten Stunde.“

* *
*

Nicht lange, so rasselte unser Wagen über das Steinpflaster der Stadt. Bei dem schönen Herbstwetter waren viele Leute auf den Straßen, und da ich lange fort gewesen, so erhielt ich als allbekanntes Stadtkind fortwährend lebhafte Grüße von den Vorübergehenden. Den fremden Greis an meiner Seite streifte höchstens ein Blick der Verwunderung oder wohl auch der Neugierde. Endlich hielten wir am Gasthofe und hier dachte ich für heute von meinem Freunde Abschied zu nehmen, denn er wünschte seinen ersten Gang nach St. Jürgen allein zu machen.

Ein paar Minuten später war ich zu Hause, umringt von Eltern und Geschwistern. „Alles wohl?“ war meine erste Frage.

„Du siehst es, hier ist Alles gesund,“ erwiderte meine Mutter, „sonst aber — Eine findest Du nicht mehr.“

„Hansen!“ rief ich; denn an wen anders hätte ich denken sollen.

Meine Mutter nickte. „Aber was erschreckt Dich so, mein Kind; Ihre Jahre waren daher; heut' in der Frühe ist sie in meinen Armen sanft entschlafen."

Ich erzählte, wen ich mitgebracht, in fliegenden Worten; und während Alle noch tief erschüttert standen, verließ ich, ohne meine Kleider zu wechseln, das Haus; jetzt durfte ich den alten Mann nicht allein lassen. Ich ging zuerst nach dem Gasthofe, und, nachdem ich dort erfahren, daß er fort sei, geradeswegs die Straße hinauf nach St. Jürgen.

Als ich dort anlangte, sah ich den Spökenkieker, den der Tod zu verschmähen schien, mitten auf der Straße vor dem Stiftshause stehen. Die Hände auf dem Rücken, wiegte er sich behaglich in den Knieen, während er unter dem breiten Schirme seiner Mütze nach dem einen Giebel hinaufstierte. Als ich mit den Augen der Richtung folgte, sah ich dort auf den obersten Treppen, ja sogar auf der Glocke, die oben in der durchbrochenen Mauer hing, eine große Menge Schwalben eine neben der andern sitzen, während einzelne um sie her schwärmten, sich hoch in die Luft erhoben und dann wieder schreiend und zwitschernd zu ihnen zurückkehrten. Einige von diesen

schienen neue Gefährten mitzubringen, die dann neben den andern auf den Mauerzinnen Platz zu finden suchten.

Es hielt mich unwillkürlich fest. Ich sah es wohl, sie rüsteten sich zur Reise; die Sonne der Heimath war ihnen nicht mehr warm genug. — Der alte Mensch neben mir riß die Mütze vom Kopf und schwenkte sie hin und her. „Husch!“ lallte er, „fort mit Euch, ihr Sakermenters!“ — Aber noch eine Weile dauerte das Schauspiel dort oben auf dem Giebel. Da plötzlich, wie emporgeweht, erhoben sich sämmtliche Schwalben fast senkrecht in die Luft, und in demselben Augenblick waren sie auch schon spurlos in dem blauen Himmelsraum verschwunden.

Der Spökenkieker stand noch und murmelte unverständliche Worte, während ich durch den dunkeln Thorweg in den Hof des Stiftes ging. — Der eine Fensterflügel von Hansens Stube stand wie einstens offen; auch das Schwalbennest war noch da. Zögernd stieg ich die Treppe hinan und öffnete die Stubenthür. Da lag meine alte Hansen friedlich und still; das Leintuch, womit man sie bedeckt hatte, war zur Hälfte zurückgeschlagen. Auf der Kante des Bettes

saß mein Reisegefährte, aber seine Augen waren über den Leichnam weg auf die nackte Wand gerichtet. Ich sah es wohl, dieser starre Blick ging über eine leere ungeheure Kluft, denn am jenseitigen Ufer stand das unerreichbare Luftbild seiner Jugend, das jetzt mit reißender Schnelle in Dunst zerfloß.

Ich hatte mich, anscheinend ohne von ihm bemerkt zu werden, in den Lehnstuhl an das offene Fenster gesetzt und betrachtete das leere Schwalbennest, aus dem noch die Halme und Federn hervorsahen, die einst der nun flügge gewordenen Brut zum Schutze gedient hatten. Als ich wieder in's Zimmer blickte, war der Kopf des alten Mannes dicht über dem der Leiche. Er schien wie sinnverwirrt dies eingefallene Greisenantlitz zu betrachten, das mit dem drohenden Ernst des Todes vor ihm lag. „Könnte ich nur einmal noch die Augen sehen!“ murmelte er. „Aber Gott hat sie zugedeckt.“ Dann, als müsse er es sich beweisen, daß sie es dennoch selber sei, nahm er eine Strähne des grauen glänzenden Haares, das zu beiden Seiten vom Haupte auf das Leintuch herabfloß, und ließ es liebkosend durch seine Hände gleiten.

„Wir sind zu spät gekommen, Harre Jensen," rief ich schmerzlich.

Er blickte auf und nickte. „Um funfzig Jahre," sagte er, „das Leben ist auch so vergangen." Dann, während er langsam aufstand, schlug er das Laken zurück und deckte es über das stille Antlitz der Todten.

Ein Windstoß fuhr gegen das Fenster. Mir war, als höre ich von draußen, fern aus der höchsten Luftströmung, darin die Schwalben ziehen, die letzten Worte ihres alten Liedes:

„Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer."

Eine Malerarbeit.

Wir saßen am Kamin, Männer und Frauen, eine behagliche Plaudergesellschaft. Der Mensch gab wie immer den besten Unterhaltungsstoff, und endlich waren wir bei einem abwesenden Bekannten angelangt, der aus Mißfallen an seiner übrigens frei gewählten Gattin sein Familienleben fast eigensinnig zu zerstören schien. Es wurde hin und wieder gesprochen und Partei genommen: „Mit der ist nicht zu leben," riefen Einige, „man kann's ihm nicht verdenken!"

Der bisher schweigsame Hausarzt, der sich erst seit einigen Jahren in unserem Städtchen niedergelassen, räusperte sich und nahm eine Prise. „Man muß sein Leben aus dem Holze schnitzen, das man hat," sagte er, „und damit basta!"

„Wenn's aber nichts taugt?“ wurde dagegen gesprochen.

„Und wenn es krumm und knorrig wäre,“ erwiderte er.

„Doctor,“ rief die jugendliche Hausfrau, „ich merke schon, dahinter steckt wieder eine Geschichte, aber die Contes moraux sind aus der Mode gekommen.“

„Nun,“ versetzte er, „Sie wissen, wir Aerzte liegen oft im Streite mit dieser Göttin.“

„Laßt unseren Doctor erzählen,“ entschied eine junge Dame. „Wenn's nur eine Geschichte ist; es kommt auf die Moral nicht an!“

„Erst ein paar Scheite noch in den Kamin!“ sagte der Doctor. „So! — Und nun — ich weiß nicht, ob Einer der verehrten Anwesenden den kleinen Maler Edde Brunken kennt?“

Die Meisten aus der Gesellschaft hatten wohl von ihm gehört, auch einzelne seiner Bilder gesehen, persönlich kannten sie ihn nicht. Nur Einer sagte:

„Ich habe ihn lange nicht gesehen, aber wir sind aus derselben Stadt gebürtig. Obgleich gänzlich verkrüppelt, hatte ich keinen tolleren Cameraden als

ihn. Er war der Sohn eines Seecapitäns, und manches Mal bin ich mit dem kleinen Teufel auf seines Vaters Brigg umhergeklettert; ich sehe ihn noch, wie er gleich einem Klümpchen Unglück oben in dem Takelwerke hing."

„Den also meine ich," fuhr der Doctor fort, „auch als ich ihn kennen lernte, obgleich ein Mann an die Dreißig, galt er noch immer für einen ziemlich wilden Burschen; es war so recht ein Stückchen der erbarmungslosen Mutter Natur, ein solches Temperament auf dieses Körperchen zu pfropfen. Aber er besaß jenen hülfreichen Freund, den Humor, mit dem er schließlich Alles überwand. Dagegen war ihm, vielleicht weil er die körperlichen Hemmnisse stets nur jenseits der äußersten Grenze respectirt hatte, weniger jener schlagfertige Spott eigen, der sich sonst fast bei allen auszubilden pflegt, welche mit der Natur in Zwiespalt leben. Zuweilen, wenn sein Herz in's Spiel kam — und dieser Muskel war bei ihm sehr stark vertreten — ließ er sich zu einem für seine äußere Erscheinung bedenklichen Pathos hinreißen, und konnte dadurch einem wohlgewachsenen Gegner die gefährlichsten Blößen geben.

Bei einer solchen Gelegenheit lernte ich ihn kennen.

Wir saßen eines Abends, eine bunte Gesellschaft von Künstlern, jungen Juristen und Regierungsbeamten in einem Kaffeehause, und wie gewöhnlich bildeten Politik und sociale Fragen das Thema des Gespräches. An meiner Seite saß der mir damals noch wenig bekannte kleine Maler, ihm gegenüber ein Regierungsassessor, ein junger Mann mit einer Brille und einem blonden Fuchskopf, den ich mitunter in dem gastfreien Hause meines Onkels gesehen hatte. Dieser — er ist seitdem übrigens mein Vetter geworden — schien auf die eifrigen Verhandlungen der Andern nur wie auf eine Art Komödie herabzusehen, die ihn in einem müßigen Augenblicke unterhalten durfte. Im Laufe des Gespräches kam man auf den Paß- und Reisezwang, vermöge dessen die jungen Handwerker noch immer als präsumtiv verdächtige Subjecte von einem Polizeiamt an das andere geschickt würden; und es erhob sich ein lebhafter Sturm dagegen. Als auch mein kleiner Nachbar seine sittliche Entrüstung in gleichem Sinne kundgegeben, bemerkte der Assessor, nachdem er ihn erst

eine Weile durch seine Brillengläser fixirt hatte: „Aber, so viel ich weiß, Herr Brunken" — und er sprach den Namen, als fasse er ihn mit einer Zange an — „sind die Kunstmaler diesem Zwange nicht unterworfen."

Der Kleine sah mit einem raschen Blicke zu ihm auf. „Wenn Sie damit mein Interesse zur Sache bezeichnen wollen," erwiderte er und seine Stimme wurde scharf, „so bin ich in der Lage, Ihnen mitzutheilen, daß ich ein ganzes Jahr als Stubenmalergeselle gewandert bin."

„Das wäre," meinte der Andere. „Da sprechen Sie denn freilich aus Erfahrung."

Aber der Kleine war noch nicht zur Ruhe. Indem er sich in seiner ganzen nicht eben beträchtlichen Höhe aufrichtete, fiel er in ein schwunghaftes Pathos, wobei ihm die Stimme in's Falset überschlug. So sprach er von verletzter Menschenwürde und dergleichen erhabenen Dingen.

Was half es ihm, daß er die Wahrheit sprach! Der Assessor behielt ruhig seine Hände in den Hosentaschen und betrachtete den kleinen aufgeregten Mann ihm gegenüber, als ob er etwas höchst Amüsantes

vor sich habe. — „So," sagte er endlich, nachdem jener sich erschöpft auf seinen Platz gesetzt hatte, „Herr Brunken, halten Sie so viel auf Menschenwürde?"

Die Sache war weit genug gediehen; der kleine Maler, indem ihm der Athem mühsam aus der Brust hervorkeuchte, erwiderte mit einem Worte, das selbst der Assessor nicht kaltblütig zu hören vermochte, und am anderen Morgen gab es ein Pistolenduell, bei dem ich selbstverständlich als Arzt zugegen war. Trotz der geringeren Schußfläche, die er zu bieten hatte, wurde der Maler in der linken Schulter verwundet, und da die übrigens ungefährliche Verletzung eine sorgfältige ärztliche Behandlung nöthig machte, so wurden wir dadurch näher mit einander bekannt und bald befreundet. Noch während seiner Genesung, wo ich darauf denken mußte, seinen ungeduldigen Arbeitstrieb zu zügeln, hatte ich ihn in das Haus meines Onkels eingeführt, mit dessen einziger Tochter Gertrud ich vetterlich und cameradschaftlich aufgewachsen war.

Der Onkel, der es liebte, sich mit jungen Leuten zu umgeben, lernte bald den Menschen wie den Künstler in meinem Freunde schätzen und es dauerte nicht lange, so saß Gertrud vor seiner Staffelei und

ließ ihr blondes Köpfchen von ihm auf die Leinewand bringen. Sie war eine heitere Natur, dazu nur eben über die Kinderschuhe hinaus, und so kamen die Beiden in den wiederholten Sitzungen bald auf einen Neckfuß, der für das Mädchen zwar nur eine harmlose Unterhaltung, für das reizbare Temperament meines Freundes aber, wie ich bald bemerkte, nicht ohne tiefere Folgen war. Ich sagte ihr wohl einmal: „Laß unseren Künstler nur nicht zu tief in Deine leichtfertigen Augen guken!" Dann lachte sie mich aus, oder sie sagte: „Aber Du bist äußerst komisch!" und begann eins ihrer Schelmenlieder zu trillern, mit denen sie im Hause treppab und auf zu fliegen liebte.

So stand die Sache, als mein Onkel eines Tages in der schönen Junizeit auf Gertruds Antrieb eine Wald- und Bergpartie veranstaltete, zu der ich außer Anderen auch unseren Maler einzuladen hatte. — Als ich am Tage vorher in sein Zimmer trat, fand ich ihn arbeitend vor seiner Staffelei; aber sie war vor den Spiegel gerückt, wo des einfallenden Lichtes wegen augenscheinlich ein schlechter Platz zum Malen war und wo ich sie nie zuvor gesehen hatte. „Laß Dich nicht stören!" rief ich ihm zu.

„Nur — ein paar Striche noch!“ erwiderte er, und sein Athem ging keuchend aus der Brust hervor, wie es in Aufregung oder Anstrengung bei ihm zu geschehen pflegte. Unter dem Malen bog er den Kopf zur Seite und blickte eine Weile gegenüber in den Spiegel und gleich danach auf eine Statuette der Venus von Milo, die seitwärts auf einem Tischchen stand. Dann, mit einem kurzen scharfen Lachen, das wie ein Hohn aus der Tiefe des gebrechlichen Leibes hervorbrach, ließ er wiederum den Pinsel eifrig auf der Leinwand arbeiten. Ich sah eine Weile zu, dann aber fragte ich: „Was zum Henker treibst denn Du da?“

„Ich, Verehrtester? — Ich arbeite in Contrasten.“

„Das ist eine schlechte Kunst.“

„Es ist gar keine Kunst,“ erwiderte er, indem er den Malstock auf den Boden stützte und den Körper wie erschlafft in sich zusammensinken ließ. „Keine Spur von Kunst, Arnold, eitel nichtswürdige Abschrift der Natur. Das kleine borstige Ungeheuer dort im Spiegel ist in seiner Art eben so vollkommen, wie die Göttliche ohne Arme neben ihm. Mein Gehirn vermag weder hier noch dort etwas hinzuzuthun.“

Ich war aufgestanden und hinter seinen Stuhl getreten. Ein kleines aber fast vollendetes Bild in kräftigen Farben stand auf der Staffelei. Es war eine sonnige Parkpartie in altfranzösischem Gartenstil; auf dem freien Platze im Vordergrunde erhob sich aus einem blühenden Rosengebüsch die Statue der Venus; ihr zu Füßen, zu ihr emporschauend, stand in zierlicher Roccocokleidung die Gestalt eines verkrüppelten Mannes, in der ich, unerachtet der struppige Vollbart hier rasirt und das Haar des unbedeckten Hauptes mit Puder bestreut war, sogleich den Maler selbst erkannte. Die langen Finger der beiden Hände, welche aus breiten Spitzenmanschetten hervorsahen, hatten sich um die goldene Krücke eines Bambusrohrs gelegt, auf welche der kleine Mann im veilchenfarbenen Wamms sich mühselig zu stützen schien. Er hatte augenscheinlich zuvor auf der Bank geruht, welche im Schatten der hohen Buchenhecke der Statue gegenüber stand; denn das dreieckige Hütchen lag noch dort. Weshalb er aber jetzt in die heiße Sonne hinausgetreten war und so finster zu dem Antlitz der Liebesgöttin emporblickte, wurde erst verständlich, wenn man im Mittelgrunde des Bildes

den sonnigen Laubgang hinabsah, durch den sich im traulichsten Behagen ein Liebespaar entfernte. Der Cavalier zeigte nur den Rücken und die eine lebhaft gesticulirende Hand, das zierliche Puderköpfchen des Dämchens aber, das an seinem Arme hing, war zurückgewandt, und schaute übermüthig lachend nach dem Krüppel, an dem sie so eben vorübergegangen sein mochten. Ich hätte fast den Namen meines Mühmchens ausgerufen, aber die Aehnlichkeit, ob absichtlich oder zufällig, war doch nur eine flüchtige.

Mein kleiner Freund hatte mich gespannten Blickes angesehen, während ich dies seltsame Bild betrachtete. „Du hast ihr Arme gegeben," bemerkte ich endlich, um nur etwas zu sagen, indem ich auf die Gestalt der Venus zeigte.

„Freilich," versetzte er hastig, „schöne, hülfreiche Arme, und sie hilft auch Jedem, nur nicht solchen Creaturen, deren eine dort zu ihren Füßen triecht."

„Für wen," unterbrach ich ihn, „hast Du denn eigentlich dies Bild gemalt?"

„Nur eine Studie zur Selbsterkenntniß, Verehrtester."

„Freilich," sagte ich, „einige Selbstkenntniß ist

darin. Du hast sehr wohl gewußt, daß Du etwas besitzest, das selbst der Königin der Schönheit fehlt, zu der Du dort so mißvergnügt hinaufschaust."

Er sah mich fragend an.

„Du hast in der That," fuhr ich fort, „ungeachtet Du Dir sonst eben nicht geschmeichelt, Deine ohnehin nicht übeln Augen in das beste Licht zu setzen gewußt."

Mein kleiner Freund lächelte. „Meinst Du?" sagte er. „Aber was nützen mir die Augen?"

„Nun, ich weiß nicht; aber sie haben schon Manchem genützt." — Wir sprachen weiter in dieses Thema hinein, und es gelang mir nach und nach das Antlitz meines Freundes aufzuhellen. Als ich dann mit meinem Auftrage zum Vorschein kam, war er sogleich bereit, die Partie mitzumachen. Nur wie beiläufig fragte er noch: „Ist auch der Assessor eingeladen?" Und ich antwortete: „Ohne Zweifel; aber Brunken, der hat ja keine Augen, wenigstens nur so etwas wie eine Andeutung davon; und im Uebrigen, Ihr versteht es ja vortrefflich, ohne alle Berührung um einander herumzugehen."

Mein Freund lächelte wieder; ich glaube sogar,

er zupfte sich die Cravatte zurecht und warf dabei verstohlen einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel.

* *
*

Am andern Tage leuchtete der hellste Sonnenschein. Zu Leiterwagen, in denen man sich auf langen Brettern gegenüber saß, ging es die erste Meile durch den Wald; alle Altersclassen waren vertreten, Gertrud hatte sogar ein ganzes Rudel Kinder mit zu verpacken gewußt. Unter der Direction des lebenslustigen Onkels ging dergleichen immer vortrefflich, und so war denn auch heute Alles guter Dinge, und die Drosseln im Tannicht sangen nicht heller, als das junge Volk auf den Leiterwagen. Zumal mein kleiner Brunken war heiterer, als ich ihn lange gesehen; wenn die Anderen schwiegen, sang er mit seiner starken, aber freilich etwas scharfen Tenorstimme holländische Volkslieder, die er von der Antwerpener Akademie mitgebracht hatte. Er war in solchen Dingen unerschöpflich. Endlich langte man in einem Dorfe unterhalb des Gebirges an, von wo aus es zu Fuße nach der Teufelskanzel hinauf-

gehen sollte, einem breiten Felsenvorsprunge, zu dem ein ziemlich steiler Weg etwa eine Stunde lang durch niedriges Gebüsch hinaufführte. Die Sonne brannte, und da ich das Bergsteigen unter solchen Umständen für meinen Freund nicht räthlich hielt, so bestieg er eines unserer Wagenpferde, einen alten mageren Urhengst, und, diesen Reiter in der Mitte, zog nun die lustige Schaar in der Bergschlucht aufwärts; zwei Bauerburschen folgten mit wohlgepackten Körben, die ein gutes Frühstück am Ziele alles Mühsales verhießen.

Aber wer konnte so lange dursten! Auf der Mitte des Weges wurde Halt commandirt; die Mädchen schenkten Wein, Alles trank, und auch dem Maler wurde von Gertrud ein großer Humpen hinaufgereicht. — Man mußte es sehen, wie die kleine Gestalt mit dem rauhen, mächtigen Kopf auf der hochbeinigen Mähre huckte, wie er das Glas emporhob, daß die Sonne durch den rothen Wein funkelte und mit den scharfen schwarzen Augen darnach hinblinzte. „Flüssiger Rubin!“ rief er. „Auf das Wohl aller schönen Erdenkinder!“ Und dabei goß er den rothen Wein hinab.

„Sehet da, der Herr des Gebirges!“ rief Gertrud.

„Nur der Kobold, schöne Dame!“ entgegnete der Maler und setzte seinem Hengst die Fersen in die Weichen.

„Rübezahl, Rübezahl!“ schrieen die Kinder, und lachend setzte sich der Zug auf's Neue in Bewegung. Endlich war die Teufelstanzel erreicht. Sie war nicht unbefugt, diesen Namen zu führen; lothrecht schoß der Fels über hundert Klafter in die Tiefe, wo sich unten im Sonnenglanz die lachendste Landschaft ausbreitete. Durch grüne Wiesen, an Dörfern und Wäldern vorbei, floß in vielen Krümmungen ein glänzender Strom, dessen Rauschen in der Mittagsstille zu uns heraufklang, und drüber her, in gleicher Höhe mit uns, standen die Lerchen flügelschlagend in der Luft und mischten ihren Gesang in die Musik der Wellen. Wer dessen noch fähig war, der mußte hier von Lebens- und Liebeslust bestürmt werden. Brunken, dessen Mähre einem der Bauerburschen zur Obhut übergeben war, stand neben mir und starrte wie verzaubert in die Tiefe.

„Arnold,“ sagte er und drückte mir die Hand, „das Leben ist doch schön!“

Nach dem Frühstück stieg der Assessor mit einigen anderen Herren auf einem Umwege den Berg hinab, um eine von unten heraufschimmernde Marmorader zu untersuchen, die Uebrigen blieben noch auf der Lagerstelle; Brunken und ich schlenderten in den Wald hinein. Während ich mich hier an einer freien Stelle in's Moos warf, befiel ihn die Kletterlust seiner Jugend; ich sah ihn über mir an einer jungen Buche, wie eine große Spinne von Ast zu Ast hinaufrücken, und nicht lange, so schaukelte er sich im höchsten Wipfel und sang laut über den Wald hinaus. Er war schon mitten in seinem holländischen Lieblingsliede: „Ick see din Bild in de Fonteyn," oder wie es in der seltsamen Sprache heißen mag, als er plötzlich verstummte. Statt dessen hörte ich Kindergeplauder durch die Bäume und bald sah ich auch Gertrud mit der ganzen Schaar heranziehen. Auf meine Einladung lagerte sich Alles neben mir auf die weichen Moospolster und die Kinder riefen: „Geschichten erzählen!"

„Was denn erzählen?" fragte Gertrud.

Und die Einen wollten von Schneewittchen hören, die Andern vom dummen Hansel, bis sich endlich

Alles in der Geschichte von dem Ungeheuer und der weißen Rose vereinigte. Aber Gertrud kannte die Geschichte nicht. Da, während sie auf's Neue die Titel ihres Märchenschatzes auskramte, schwang sich plötzlich Freund Brunken von einem Baumast zur Erde. „Die Geschichte," sagte er, noch stoßweise mit dem Athem kämpfend, „ist meine Domäne, schöne Dame, ich bitte um die Erlaubniß, sie zu erzählen." Dann, unter dem Händeklatschen der Kinder, verbeugte er sich tief vor dem jungen Mädchen.

„Und wie, Meister Brunkenius," sagte diese, „der Sie so unverhofft wie eine reife Frucht vom Baume fallen, wie kommen Sie zu einer solchen Domäne?"

„Ich," versetzte der Maler, „bin mit dieser Geschichte aufgewachsen, und da ich bekanntlich das normale Maß nicht zu erreichen vermochte, so bin ich niemals über sie hinausgekommen; derohalben glaube ich, sie gründlicher verstehen gelernt zu haben, als Ihr anderen großen Menschenkinder." Er sprach diese Worte mit aufgeregter, unsicherer Stimme; die Wendung, welche die Gedanken unseres Freundes zu nehmen schienen, wollte mir keineswegs gefallen.

Gertrud sagte: „Diese tiefsinnigen Reden gehen freilich über meinen Horizont, aber sie flößen mir hinlänglich Respect ein; erzählen Sie, ich trete meine Rechte ab."

Nachdem der Maler hierauf zwischen uns im Moose Platz genommen hatte, begann er zu erzählen. Anfänglich war es die bekannte Geschichte: Das schöne Königstöchterlein, in der richtigen Erkenntniß, daß die Welt sich ihr zu fügen habe, verlangt beim ersten Schneefall eine weiße Rose; und als der gute König selbst sie endlich in einem verzauberten Garten gefunden und selbstverständlich auch gepflückt hat, tritt ihm — wie das schon eher in solchem Fall geschehen — wider alles Erwarten ein Ungeheuer entgegen, dem er als Entgelt das geloben muß, was bei seiner Heimkehr ihm zuerst entgegenkommen werde. Leider geht es ihm, wie dem alten Richter von Israel; das Erste, was ihn vor seinem Schlosse begrüßt, ist seine Tochter, und am dritten Tage kommt das Ungeheuer, und holt sich die Prinzessin.

Gertrud unterbrach den Erzähler. „War es denn wirklich so schlimm, Meister Brunkenius?" sagte sie. „Wie sah denn das Ungeheuer aus?"

„Entsetzlich sah es aus!“

„Aber wie denn entsetzlich?“

„Ich weiß nicht; meine Mutter, die mir die Geschichte erzählte, hat es mir nie beschreiben wollen. Aber sahen Sie denn nie ein Ungeheuer, Fräulein Gertrud?“

Sie lächelte. „Was reden Sie doch!“

„Ich weiß wohl, was ich rede, besinnen Sie sich nur!“ Und dabei stützte er den borstigen Kopf in seine ausgespreizten Finger, als wolle er sich von ihr betrachten lassen.

Das Mädchen erröthete. „Erzählen Sie doch weiter!“ sagte sie, und: „Weiter, weiter!“ riefen die Kinder, indem sie näher zu ihm herankrochen.

Er warf einen Blick auf die kleine Gesellschaft.

„Ja so,“ sagte er, „Ihr seid auch noch da. So hört denn!“ — Und nun begann er seine Scenen auszupinseln: „Es war eine unabsehbare Wildniß, die sie durchwanderten. Immer höher wucherten Ginster und Haidekraut, aber kein Vogel sang und keine Biene summte; die seidenen Schuhe der Prinzessin zerrissen an den harten Wurzeln, mit denen der Boden übersponnen war. Todtenstill lag es

über der Steppe, nur dort aus der Ferne, wo eben die Sonne gluthroth hinter der schwarzen Haide hinabgesunken war, kam es jetzt herangefahren; das war aber der Nachtwind, der sich aufgemacht hatte, er riß der Prinzessin die weiße Rose aus ihrem blonden Haar und wehte sie fort in die Nacht, die hinter ihnen heraufstieg. Einen Augenblick stand sie still und schloß ihre schönen blauen Augen, und als das Ungeheuer seinen ungestalteten Kopf nach ihr umwandte, sah es nur die langen schwarzen Wimpern auf ihren zarten Wangen liegen. Da streckte es seine Tatze aus und zupfte damit an ihrem weißen Kleide. — Machen Sie nicht so entsetzte Augen, Fräulein Gertrud! Das arme Ungeheuer hatte ja nichts als seine Tatzen. — Aber freilich, als die Prinzessin aufsah, da schauderte sie und grub, wie sie zu thun pflegte, mit ihren weißen Zähnchen in die Lippe, daß sie blutete."

Die Kinder sahen alle auf Gertrud; denn, wie sie mir später vorplauderten, hatten sie gemeint, daß die Prinzessin mit jedem Zuge ihrer jungen Freundin ähnlicher würde. Auch schien der Erzähler, obgleich er vor sich in das Moos blickte, seine Worte nur

an sie zu richten. — „Das,“ fuhr er fort, „erbarmte das Ungeheuer, und es wollte ihr ein tröstliches Wort zusprechen; denn Ihr wißt wohl, es war selbst nur ein armer verwünschter Prinz. Aber der Laut, der aus seiner Kehle fuhr, war so heiser, als hätte die schwarze Wildniß selbst das Geheul ausgestoßen. Da fiel die Prinzessin vor ihm in die Kniee und sah ihn mit entsetzten Augen an, und das Ungeheuer stieß abermals ein Geheul aus, weit grausenhafter als vorhin; denn es war der Schrei einer armen Seele, die nach Erlösung ringt. Es fühlte die innere Wohlgestalt und den edlen Klang der Stimme, die eigentlich sein eigen waren, aber es suchte vergebens die abschreckende Hülle zu sprengen, die alles in bösem Zauberbann verschloß.“

Der Erzähler hielt erschöpft inne, eine unheimliche Erregung brannte in seinen Augen.

„Brunken,“ sagte ich, „besinne Dich! Ist das ein Kindermärchen, was Du da erzählst?“

„Es gilt wenigstens dafür!“ erwiderte er.

Aber ehe wir Zeit fanden, unser Gespräch fortzusetzen, bemerkte ich, daß Gertrud aufgestanden war und zwischen den Bäumen fortging. Ich sprang

auf. „Erzähle den Kindern Deine Geschichte zu Ende!“ sagte ich und folgte dem Mädchen, die schon hinter dem niederhängenden Gezweig verschwunden war. Auch fand ich sie bald; in einer kleiner Lichtung sah ich sie am Boden liegen, ihr Gesichtchen in das Moos gedrückt; ich hörte, wie sie wimmernd vor sich hin sprach: „Was fang' ich an, was fang' ich an!“ — Als ich hinzutrat und ihren Arm berührte, sprang sie auf und schüttelte die erhobenen Hände, ganz wie ein verzweifeltes Kind.

„Gerte, was ist?“ fragte ich.

„O Gott,“ rief sie, ohne von ihrem kindlichen Gebahren abzulassen, „er liebt mich; o, es ist ganz gewiß, daß er mich liebt!“

„Wer denn? Ist denn das so fürchterlich?“

Sie antwortete nicht, sondern sah mich nur mit großen hülflosen Augen an. Da ich aber Miene machte, fortzugehen, ergriff sie meine Hand. „Bleib, Arnold! Ich will's Dir ja sagen, hab doch nur Geduld!“

„Nun so sprich, Gertrud.“

Aber sie schlug die Hände vor's Gesicht: „Nein, ich kann's nicht!“ rief sie.

„Weshalb nicht? Bin ich nicht Dein alter Camerad?

„Arnold — ich schäme mich. — Nein, bleib, geh nicht, ich ersticke sonst daran.“

„Nun, Gertrud, wer ist es denn, der Dich so erschrecken kann?“

Sie sah mich eine Weile unentschlossen an, dann mit einer raschen Bewegung zu mir tretend, brachte sie den Mund dicht an mein Ohr und rief mit einem Ton des Abscheues: „Der Bucklige!“

„Mein armer Freund!“ Ich wußte weiter nichts zu sagen, obgleich es mir seit der letzten halben Stunde nichts Neues war, was ich erfuhr.

Gertrud nickte: „Er hat so gute Augen!“ sagte sie. „O, ich weiß es ja, es ist so schlecht von mir!“ und dabei fing sie bitterlich zu weinen an.

Nachdem ich sie etwas beruhigt hatte, bat ich sie noch ein paar Augenblicke hier zu verweilen; ich wollte, ehe sie dorthin zurückkehrte, den kleinen Maler aus dem Kinderkreise zu entfernen suchen. Gertrud war damit einverstanden. Als ich aber kaum ein paar Schritte in die Bäume hinein gethan hatte,

sah ich nicht weit von mir eine arme gebrechliche Gestalt an einen Baum gelehnt.

„Brunken," rief ich, „was machst Du hier?"

„Nicht eben viel," erwiderte er, „die Kleine da hat mir das Ende meiner Ungeheuergeschichte erzählt; eigentlich freilich hat sie es wohl nur Dir erzählen wollen, aber ich habe scharfe Ohren." Dann ergriff er meine Hand. „Arnold," sagte er und seine Stimme klang auf einen Augenblick fast weich, „es ist ein schwer' Exempel; meine Seele und meine Kunst verlangen nach der Schönheit, aber die langfingerige Affenhand des Buckligen darf sie nicht berühren."

In solchem Augenblick vermag ein Anderer nicht viel; was wir noch gesprochen, dessen erinnere ich mich nicht mehr; ebensowenig, wie der Rest des Tages verlief. Nur das weiß ich noch, daß bei der Rückfahrt der unglückselige Assessor neben Gertrud auf der Leiterbank und Brunken den Beiden gegenüber zu sitzen kam. Er hatte während einer ganzen Stunde hinlänglich Gelegenheit, sich das Herz voll Gift und Leidenschaft zu trinken; denn auch mir entging es nicht, daß jene Beiden nicht ungern neben

einander saßen, wie ich es denn auch gestehen muß, daß sie später durch den Segen der Kirche so fest als möglich mit einander verbunden worden sind.

Als wir in der Stadt und vor meines Onkels Hause angekommen waren, sprang Brunken vom Wagen und rannte, ohne Einem von uns „Gute Nacht“ geboten zu haben, die Straße hinab; sein kleiner Radmantel, den er umgebunden hatte, schwebte wie ein Dach über den dünnen Beinen.

„Heisa! Freue Dich, Christel!“ hörte ich einen Jungen einem alten Weibe zurufen, das sich mit einem Korb voll Wäsche über die Straße schleppte. „Die Schildkröten laufen herum, heute Nacht giebt's Regen!“ Und beide schlugen ein schallendes Gelächter auf.

Nachdem ich die sämmtlichen Damen und Kinder hatte vom Wagen herab heben helfen, nahm ich von meinen Verwandten Abschied und ging in Brunkens Wohnung. Aber ich erfuhr nur, daß er dort gewesen und sogleich, ohne Bescheid zurückzulassen, wieder fortgegangen sei. Nicht besser ging es mir ein paar Tage darauf; es hieß, Brunken habe sagen lassen, er sei auf den Dörfern in der Umgegend,

um dort Studien zu machen; einiges Geräth und Farben zum Aquarellmalen hatte er sich nachkommen lassen. Nach etwa vier Wochen erhielt ich aber einen Brief von ihm aus einer größeren Stadt des mittleren Deutschlands, worin er mir erzählte, daß er dort seinen bleibenden Aufenthalt nehmen werde; der Brief enthielt zugleich die Bitte, ihm seine Habseligkeiten dorthin nachzuschicken. Ich besorgte das Alles und seitdem verging eine lange Zeit, während welcher jede Beziehung zwischen uns aufgehört hatte.

* *
*

Es mochte vier Jahre später sein, als ich auf einer größern Reise eines Vormittags auch in jene Stadt gelangte. Von dem Wirth des Gasthofes, in dem ich abgetreten war, erfuhr ich, daß mein Freund in einem kleinen Landhause vor der Stadt wohne. Als ich mich dann nach dem Wege dahin erkundigte, meinte er, der Pflegesohn des Herrn Professor sei vor einer halben Stunde hier vorbeigegangen und werde bald zurückkommen. „Wenn's gefällig," setzte er hinzu, „könnten Sie ja mit dem jungen Herrn hinausgehen."

Ich machte große Augen. „Pflegesohn, Herr Wirth? — Ich spreche von dem Maler Brunken!“

„Ohne Zweifel, mein Herr;“ erwiderte dieser, „der Herr Professor sind mir wohl bekannt; sie haben zu Anfang ihres hiesigen Aufenthalts ein Vierteljahr in meinem Hotel zu Mittag gespeist.“

Ich gab mich zufrieden und ging auf mein Zimmer, um mich umzukleiden. Es dauerte auch nicht lange, so wurde angeklopft und auf mein „Herein,“ trat ein kräftiger, fast untersetzter junger Mann von etwa neunzehn Jahren in das Zimmer. „Herr Doctor Arnold?“ sagte er, indem er mich begrüßte.

Ich betrachtete ihn näher. Auf seinen breiten Schultern erhob sich ein kleiner blasser Kopf, in dessen tiefliegenden Augen ein eigener, fast melancholischer Reiz lag. „Sie wollen die Güte haben,“ entgegnete ich, „mich zu meinem Freunde zu führen?“

„Es wird meinem Lehrer eine große Freude sein;“ erwiderte er, „er hat mir oft von Ihnen gesprochen.“

„Sie sind auch Maler?“ fragte ich.

„Ich suche es zu werden,“ versetzte er.

Wir gingen nun zusammen fort. Unterwegs erzählte mir mein junger Begleiter, der auf meine

Fragen bescheiden aber ohne Gesprächigkeit antwortete, daß er seinen ersten Unterricht von Brunken erhalten, mit dem er sogleich das derzeit von diesem erkaufte Haus bezogen habe. Aus seinen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß er dort seine eigentliche Heimath finde; denn er war auch jetzt nach einem dreijährigen Besuch der Akademie dahin zurückgekehrt.

Unter solchen Gesprächen hatten wir bald die Stadt im Rücken und gingen nun im Schatten einer langen Lindenallee, an deren beiden Seiten sich eine Reihe von zum Theil prächtigen Landhäusern entlang zog. Nach kurzer Zeit bogen wir in eine Seitenstraße, wo die Architektur bescheidenere Formen anzunehmen begann; und hier, auf der Terrasse eines einstöckigen Hauses, erblickte ich die groteske Gestalt meines trefflichen Freundes. Er stand in der vollen Mittagssonne und beschattete die Augen mit der Hand; das mächtige Haupt war noch wie einst mit dem braunen struppigen Vollbart geziert; aber als wir die Thür des Gartengitters öffneten, sah ich, daß er frisch und kräftig ausschaute, wie ich ihn nie gekannt.

„Wen bringst Du mir da, mein Sohn Paul?" rief er uns entgegen, während wir um einen kleinen Rasen herum dem Hause zugingen.

Paul lächelte. „Keinen Fremden, denke ich!"

Und schon war Brunken die Stufen in den Garten hinabgekommen und hatte meine beiden Hände ergriffen. „Nein, keinen Fremden!" rief er. „Bei allen Göttern, die den Wanderer beschützen! Sei mir tausend Mal gesegnet, Arnold, daß Du endlich bei mir einkehrst!"

Ich konnte nicht zu Worte kommen; denn schon war er wieder die Stufen hinauf, und rief durch die offene Flügelthür in's Haus: „Martha, Marie, wo steckt Ihr denn?" Und dabei schlug ihm die Stimme in seine höchste Fistel über; aber dennoch klang es schön und herzerquickend; und herzerquickend war auch das, was auf seinen Ruf erschien; zuerst wie ein Vogel herangeflogen, ein schlankes, etwa vierzehnjähriges Mädchen; und dann, ihr ruhig folgend, eine ältere Frau mit den schönen Augen meines Freundes, aber ohne die Gebrechen seines Körpers.

„Dies," sagte Brunken, indem er ihre Hand ergriff, „ist meine liebe Schwester Martha; wir

hausen hier zusammen; den Paul hast Du Dir schon selber aufgefischt; aber diese meine Nichte muß ich Dir noch vorstellen; es ist ein junges, thörichtes Geschöpf, das den hehren Namen Maria noch keineswegs verdient hat." Und dabei zupfte er die kleine Schöne ein paar Mal derb an ihren braunen Flechten. „Nicht wahr," fuhr er zu mir gewendet fort, „Du trittst hier in ein kinderreiches Haus! Und sind sie auch nicht so ganz mein eigen, so hab' ich doch ein gutes Theil an ihnen."

Er mußte inne halten, der Athem fing ihm endlich an zu fehlen. Und es brauchte auch keiner weitern Auseinandersetzung; das Mädchen hatte die Arme auf dem Rücken zusammengeschränkt und sah mit den glücklichsten Augen in das geröthete Antlitz des kleinen aufgeregten Oheims.

„Aber Edde?" bemerkte jetzt die Schwester, indem sie fragend von ihm zu mir herüberblickte.

Er hatte sie sogleich verstanden. „Ja so, wer das ist?" rief er. „Den kennt Ihr alle; das ist der Arnold, der Doctor; er kommt grade, da die Rosen blühen; und nun soll es auf der Villa Brunken ein paar seelenfrohe Tagen geben!"

Und in der That, heiter war es auf der Villa Brunken. Nach dem herzlichsten Willkommen saß ich bald unter diesen lieben Menschen an einer wohlgedeckten Mittagstafel in dem freundlichen Gartensaal, dessen Flügelthüren auf die Terrasse hinaus geöffnet blieben; und während wir plauderten und genossen, wehten von Zeit zu Zeit die vorbeiziehenden Sommerlüfte eine ganze Wolke von Rosenduft zu uns herein. — Nachher verstand es sich von selbst, daß ich zur Mittagsruhe in ein kühles Gastzimmerchen verwiesen wurde, das man bei Kündigung der Freundschaft mir auferlegte, mindestens für drei Tage als meine Wohnung anzusehen.

Ich mußte schon nachgeben; und während ich nach der auf der Eisenbahn verwachten Nacht einen erquicklichen Schlaf that, war Paul zur Stadt gewesen, und hatte mein Gepäck aus dem Gasthof herüber schaffen lassen.

Als ich mit Brunken wieder in den Gartensaal trat, wo uns Frau Martha am Kaffeetisch erwartete, klopfte er mich leise auf den Arm und zeigte nach der Terrasse hinaus, zu der auch jetzt die Thüren offen standen. Dort, wo jetzt schon der Schatten

des Nachmittags vorgerückt war, wurde augenscheinlich eine Zeichenstunde gegeben. Das hübsche schlanke Mädchen saß eifrig mit dem Bleistift arbeitend an einem Tischchen, während Paul, an ihren Stuhl gelehnt, der kleinen regsamen Hand aufmerksam mit den Augen folgte.

„Nun seh mir einer diese Hexe!" rief Brunken, „mir läuft sie immer aus der Schule; und seit der Paul da ist, wird Tag für Tag gezeichnet. Versteht er's denn wirklich schon besser, als ich?"

Der junge Mann erröthete; Marie aber sagte ohne aufzublicken: „Paul ist so hübsch geduldig, Onkel!"

Brunken drohte mit dem Finger. „Ich muß wohl eifersüchtig werden!" sagte er, und dabei warf er einen Blick des innigsten Behagens auf das junge Menschenpaar.

Nach dem Kaffee lustwandelte ich mit Brunken in seinem Garten, der sich in beträchtlicher Tiefe hinter dem Wohnhause erstreckte. Nachdem wir den Duft der Rebenblüthe in einem Glashause eingesogen, auch eine Weile von einem Anberge aus nach der Stadt hinüber gesehen hatten, von wo das Glocken-

läuten des morgenden Sonntags zu uns herüberwehte ließen wir uns schließlich in einer kühlen Laube nieder. Ich bot meinem Freunde eine Cigarre, die er wie immer verschmähte, und zündete mir dann selbst einen Stengel diesen edlen Krautes an. So begannen wir von der vergangenen gemeinsam verlebten Zeit zu plaudern und kamen endlich auch an jenen Abend, wo er uns auf Nimmerwiederkehr entflohen war. Ich sprach darüber mein Bedauern aus; aber Brunken schüttelte, wie er zum Zeichen der Verneinung zu thun pflegte, seinen langen Finger vor der Nase. „Halt Doctor," sagte er, „das war eine heilbringende Nacht!"

„So erzähle!" versetzte ich. „Was hast Du damals denn getrieben?"

„Kennst Du die Fabel aus Campes Kinderbibliothek: Es war einmal ein dicker fetter Mops?"

„Freilich, der Mops bellte den Mond an."

„Ich habe auch den Mond angebellt, oder, unbildlich gesprochen, ich habe mit dem Herrgott gescholten, daß er mich so ungeschickt nach seinem Ebenbilde erschaffen. — Es war damals ein toller Lebensdrang in mir, und dazu dies Gemengsel von

Gliedmaßen, vor dem die Mädel sich graueln, wie vor einer Kreuzspinne; Verehrtester, das ist keine Bagatelle!"

„Aber," unterbrach ich ihn, „wo war denn der Schauplatz dieses Dramas?"

Mein kleiner Freund legte beide Hände in die Seite und sah mich mit dem Ausdruck einer tragikomischen Verzweiflung an. „Ich war über Feld gerannt," sagte er, „immer grad' zu, durch Korn und Dorn, über Wälle und Gräben; endlich saß ich am Rande einer Trinkgrube. Wie ich später erfuhr, war einige Stunden vorher ein junger Bursche daraus aufgefischt, der in dem schwarzen Wässerchen dort unten die Noth des Lebens und nebenbei sich selber zu ertränken versucht hatte. Der Mond schien hell; ich konnte Alles um mich her betrachten. Das Gras an meiner Seite war noch mit schwarzem Schlamm überzogen; mitten darin stand ein grober Lederschuh, naß und besudelt. Ich glaube noch jetzt, daß dieser Schuh mich damals über Wasser gehalten hat; denn auch ich war schon dem bösen Zauber verfallen, der in solch einsamen Gewässern spuken geht. Es war nicht düster dort; ein Stern nach dem andern

drang aus der Tiefe, und immer mehr, je länger ich hinstarrte. Mich überfiel jenes nichtswürdige Mitleid mit dem lieben Ich; und schon dachte ich: „Versuch es einmal mit der Welt dort unten; Verlust ist keinenfalls dabei;" — da traf mein Blick auf jenen groben Schuh, und, gesegnet sei er, er fing an mir Räthsel aufzugeben, Erstens, es gehörte doch ein zweiter noch dazu; wo mochte sein Camerade sein? Und dann, er konnte doch nicht allein hierher gegangen sein; wo wanderte sein Herr jetzt mit dem zweiten Schuh? — Unter mir in den Binsen saß freilich ein großer Frosch mit seiner ganzen Gesellschaft und suchte mir die Geschichte vorzusingen. Ich merkte wohl, daß sie von allem Bescheid wußten. Aber Du weißt, ich bin immer ein schlechter Linguiste gewesen; ich verstand die Kerle nicht. Doch wie nun alles in der Welt zu Ende geht, so ging auch diese Nacht dahin; der Morgenwind fuhr über die Felder und weckte alle Creaturen; und als die ersten Lerchen aufstiegen, erschien auch die Sonne am Horizont und beleuchtete mich in all' meiner Unsauberkeit; ich konnte es nun deutlich an meinen Kleidern nachbuchstabiren daß ich nicht blos durch Hecken und Dornen, sondern

auch durch Sümpfe und Gräben hierher gelangt sein mußte. Es schauderte mich ein wenig, ich weiß nicht mehr, ob vor Kälte oder Scham, und ich machte mich daran, die Spuren meiner Thorheit nach Möglichkeit zu vertilgen. Dann stieg ich auf den Wall des Grundstücks, um eine vernünftige Landstraße zu erspähen; und nachdem ich nicht nur diese, sondern zu Ende derselben auch ein Dorf unter grünen Bäumen entdeckt hatte, marschirte ich bald zwischen wohl numerirten Chausseesteinen, wie ein verständiger Mann der die Kühle der ersten Frühe zu seiner Wanderung benutzt.

In dem Dorfe, das ich dann erreichte, war eben das Tagesleben angebrochen; ich hörte in den Gehöften die Leute zu ihren Pferden reden, die zur Heufuhr an die Wagen gespannt wurden. Mitten in der Dorfstraße, in dem Gärtchen vor seinem Hause, stand ein ältlicher Mann und rauchte behaglich seine Morgenpfeife, in dem ich sogleich den Schulmeister des Dorfes erkannte. Auf einen „Guten Morgen" erhielt ich freundliche Erwiederung und auf meine Frage, wo ich hier ein Frühstück bekommen könne, die Einladung, in's Haus zu treten und mit

ihm und seiner Frau den Morgenkaffee einzunehmen. Das that ich denn, und da die Frau nicht weniger zutraulich war, so saßen wir drei bald im schönsten Plaudern neben einander.

Das erste, was ich erfuhr, war die Geschichte jenes Schuhes, bei der mein gütiger Wirth selbst in gewisser Weise betheiligt war. — Als eines Stubenmalers Sohn hielt er die väterliche Kunst noch so weit in Ehren, daß er seinen Schülern wöchentlich eine Stunde Zeichenunterricht ertheilte. Er verdiente damit, wie er meinte, freilich weder bei den Eltern noch Kindern besondern Dank; nur der Sohn eines wohlhabenden Bauern, welcher dem Schulhause gegenüber wohnte, hatte so viel Geschick und Eifer gezeigt, daß er bald nicht nur allerlei Dinge, die der Lehrer ihm vorgelegt, nach der Natur gezeichnet, sondern auch zu Hause und auf eigene Hand Alles abconterfeit hatte, was ihm grade in den Weg gekommen. — So weit war alles leidlich gut gegangen, wenn auch der alte Bauer bisweilen über die „dumme Kritzelei" gescholten hatte. „Da mußte das Unglück," erzählte der Lehrer weiter, „meinen jüngsten Bruder, welcher bei dem Berufe unseres Vaters geblieben

ist, auf ein paar Wochen zum Besuch hierher führen. Er versteht ein wenig mehr, als was zum bloßen Handwerk gehört, und pflegt auch in seinen Muße- stunden allerlei Blättchen mit Wasserfarben anzu- fertigen. Ein paar Zeichnungen des Knaben, die ich ihm zeigte, erregten seine Theilnahme, und so dauerte es nicht bis in den dritten Tag, daß die Beiden die dicksten Freunde waren. Jeden Abend haben sie hier am Tisch gesessen zu zeichnen und zu pinseln, und da mein Bruder dem Jungen einen Theil seiner Farben zum Geschenk machte, so setzte dieser das Geschäft nach dessen Abreise fort. Seitdem war nichts mit ihm anzufangen, und endlich erklärte er rund heraus, er wolle Maler werden. Sie können sich den Lärm denken; der Vater, der außer ihm nur eine verheirathete Tochter hat, hatte sich immer der starken Gliedmaßen seines Sohnes gerühmt. Nun wurde er confirmirt und sollte mit an die Feldarbeit; aber er wollte nicht. Manches Mal hat der Alte ihn mit der Peitsche drüben aus dem Walde geholt, wo er irgend einen schönen Baum zu Papier brachte, und ihm seinen Zeichenkram vor der Nase entzwei gerissen. Aber es half Alles nichts; ich redete ver-

gebens zum Frieden; der Junge mit seinen Knochen sollte Bauer werden, der Alte wollte nicht für Fremde so viele Äcker Haide urbar gemacht haben. Endlich, vorgestern Nachmittag beim Heufahren, wurde dem Faß der Boden ausgestoßen. Der arme Bursche vergaß unsers Herrgotts Gebote und sprang in die Trinkgrube; zum Glück waren seines Vaters Leute in der Nähe, die ihn noch zu rechter Zeit heraus-holten. Mich selbst und meine Zeichenstunde," so schloß der Schullehrer seinen Bericht, „wird diese Geschichte auf lange um allen Credit gebracht haben."

Er stand auf und holte sich eine neue Pfeife aus der Ecke; ich blieb nachdenklich sitzen. — Was hatte denn mich an jenes Wässerchen hinausgelockt? Die solide Desperation des armen Jungen versetzte mich in die tiefste Beschämung. So viel stand fest, ich mußte ihn kennen lernen; vielleicht daß ich ihm helfen konnte.

„Schulmeister," sagte ich endlich, „ich bin krank gewesen, es würde mir gut thun, ein paar Wochen auf dem Lande zu leben. Könntet Ihr mir wohl Quartier geben?"

Daß ich ein Maler sei und allerlei für meine

Mappen einzusammeln gedachte, verschwieg ich wohlweislich noch; und so war denn auch bald, „wenn ich nur fürlieb nehmen wollte," ein Kämmerchen bei den kinderlosen Leuten für mich bereit. Freilich ließ ich mit einigen Kleidungsstücken auch mein Aquarellkästchen aus der Stadt kommen; aber das blieb vorläufig in dem Reisesack verborgen; auf meinen ersten Streifereien behalf ich mich mit dem Bleistift, womit ich denn noch am selben Nachmittage die Trinkgrube mit dem rettenden Lederschuh zum dankbaren Gedächtniß in mein Taschenbuch eintrug. Am Abend wagte ich mich unter die Dorfleute und endlich auch zu dem alten Kunstfeinde gegenüber, der rauchend in der großen Thorfahrt seines Hauses stand. Ich begann ein Gespräch über den Stand der Ernte, ging dann auf die neue Steuer über, schimpfte etwas weniges auf die Regierung, und so wurden wir bald bekannt. Es ist ein alter knorriger Kerl; Du sollst ihn nachher in meiner Mappe sehen, worin er ohne Wissen und Willen hat Platz nehmen müssen. Von dem Sohne sah ich nichts und hütete mich auch wohl seiner zu erwähnen. — Am Abend darauf, nachdem ich den Tag im nahen Walde in Gesellschaft gehöriger

Butterschnitte der Frau Schulmeisterin verbracht hatte, war ich wieder zur Stelle, und ebenso am dritten und am vierten Abend; der Alte schien diesmal in einer nachdenklichen Stimmung; er saß ohne seine Pfeife auf dem Stein vor seinem Hause und antwortete kaum auf meine noch so wohl überlegten Gesprächseinleitungen.

„Wer weiß," dachte ich endlich; „vielleicht ist's just der rechte Augenblick." So fragte ich ihn denn geradezu nach seinem Sohn. „Ist er nicht zu Hause?" fügte ich hinzu. „Ich habe ja noch nichts von ihm gesehen."

Da brach's hervor; mit der geballten Faust drohte er nach dem Schulhause hinüber: „Der Haselant mit seinen hergelaufenen Faxen!" rief er. Und nun klagte er mir seine Noth, während zwischen durch immer Flüche auf den armen Schulmeister fielen. „Der hätte die Prügel haben sollen, die der Junge gekriegt hat; denn bei dem hat's nicht geholfen."

„Was macht Euer Sohn denn jetzt?" fragte ich.

Der Alte schob die Pudelmütze über's Ohr. „Das ist ein wunderlich' Spiel," versetzte er, „seit er die Dummheit da begangen, ist er mir wie aus=

gewechselt; als ich ihn gefragt habe: „Was willst Du denn nun eigentlich, Paul?“ hat er geantwortet: „Was Ihr wollt, Vater, mir gilt's gleich!“ Aber gesprochen hat er kein Wort, und nach dem Abendbrode geht er auf seine Kammer; ob er dort schläft oder wacht, ich weiß es nicht. Seht — dies Wesen will mir ebenso wenig gefallen. Was meint Ihr, wenn Ihr einmal ein vernünftig Wort mit ihm zu reden suchtet? Ihr könntet mir einen rechten Dienst erweisen; ich selbst verstehe die Worte nicht so zu setzen.“

Der Mann sah erwartungsvoll zu mir auf; die Sorge um sein Kind stand leserlich in seinen harten Zügen.

„Aber,“ erwiderte ich, „wenn er nun wieder von seiner Malerei beginnt?“

„Solch' dummes Zeug müßt Ihr ihm eben auszureden suchen!“

„Aber weshalb denn sollte er nicht Maler werden?“

„Weshalb? — Er hat eine volle Hufe; er braucht so brodlose Künste nicht zu treiben.“

Ich wagte einen kühnen Schritt. Als ich meine Wohnung verließ, hatte ich in dem Gedanken, sofort

in die weite Welt zu laufen, meine paar Cassenscheine in mein Taschenbuch gesteckt. Jetzt zog ich es hervor und schlug es vor dem Alten auf.

„Was soll's?" sagte er, „das ist ein Päckchen Fünfzigthalerscheine."

„Das," erwiderte ich, „ist mit der brodlosen Kunst verdient."

„Wie meint Ihr das?"

„Ich meine, daß diese dreihundert Thaler der halbe Preis meines letzten Bildes sind; denn ich bin eben auch nur ein Maler."

Der Alte sah mich fast erschrocken an. „Ihr?" sagte er; „da wäre ich ja an den Rechten gekommen! Im Uebrigen," setzte er hinzu indem er mich mitleidig von oben bis unten musterte, „ist das ein ander Ding; mein Junge hat gesunde Gliedmaßen."

„Nun, gute Nacht, Nachbar!" sagte ich und machte Miene fortzugehen.

Aber er rief mich zurück. „Auf ein Wort noch, Herr Brunken," begann er wieder, „dreihundert Thaler, sagtet Ihr? Und nur die Hälfte? Wie lange macht Ihr denn an solch' einem Bild? — Wird wohl langsame Arbeit sein?"

Als ich ihn über dieses Bedenken beruhigt hatte, stützte er erst den Kopf in die Hand; dann zog er seine Pfeife aus der Tasche, schlug Feuer und rauchte eine ganze Weile eifrig, aber schweigsam fort. Hierauf folgte eine lange Auseinandersetzung zwischen uns; der Alte meinte, der Junge sei für den Acker da, und ich meinte, der Acker sei für den Jungen da; endlich, als ich ihm auch noch die pausbackige Nachkommenschaft seiner im Dorf verheiratheten Tochter zu Gutserben designirt hatte, erhielt ich die Erlaubniß, nach meinem Guthalten mit seinem Sohne zu sprechen. „Nun macht's wie Ihr könnt," schloß der Alte diese Verhandlung; „und damit hopp und holla! Ich führ' selbst in die Grube, wenn ich dem Jungen sein todt Gesicht noch länger ansehen sollte."

Eine Stunde später, während welcher die Arbeiter vom Felde zurückgekehrt waren, stand ich vor dem Schulhause und blickte nach des Nachbars Garten hinüber, wo trotz des Johannisabends noch eine Nachtigall in den Hollunderbüschen schlug. Da verstummte mit einem Mal der Vogelgesang; statt dessen hörte ich Kinderstimmen, und bald sah ich auch ein paar Knaben und ein kleines Mädchen durch die

Gartenpforte auf den Weg hinaus rennen. Draußen blieben sie stehen und wiesen mit den Fingern auf kleine Papierblättchen, von denen jedes mehrere in Händen hatte; dann gingen sie wieder eine Strecke fort und setzten sich unweit unter einen Zaun am Wege, wo es an ein neues Zeigen und Beschauen ging.

Ich konnte den Zusammenhang dieses Vorganges leicht errathen; und richtig, als ich zu ihnen gegangen, sah ich, daß es lauter bunte Bilderchen waren. „Wer hat Euch die geschenkt?" fragte ich.

Sie glotzten mich scheu von der Seite an; nur das kleine Mädchen antwortete endlich auf meine wiederholte Frage: „Paul Werner!"

Ich sah mir die Sachen an. Es war ungeschicktes Zeug aus allen vier Naturreichen; eine Kuh, die mit dem Schwanze sich die Bremsen wegpeitscht; ein alter Felsblock; ein Bienenstand mit einem Hund davor und dergleichen mehr; aber aus allem blickte in kleinen Zügen, was ich selber nie so ganz besessen, jenes instinctive Verständniß der Natur; es war alles, so unbehülflich es auch war, dennoch, ich möchte sagen, über das Zufällige hinausgehoben.

Du weißt, der Mensch ist nun einmal eine Ca=

naille; — und so begann sich denn auch in mir ein ganz lebenskräftiger Neid gegen diesen Bauerburschen zu regen. Da ich mich aber mit Naturdämonen schon hinlänglich behaftet fühlte, so entschloß ich mich kurz diesen neuen Cameraden sofort in der Geburt zu ersticken.

Zum Glück hatte ich einige blanke Münzen bei mir, mit denen es mir bei den Knaben sofort gelang ihnen einige der Blätter abzuhandeln. Nachdem mir beim Nachhausekommen auch der Schulmeister bestätigt hatte, daß die Bilder von der Hand seines jungen Schülers seien, verbarg ich für diesen Abend die eroberten Schätze in meinem Skizzenbuch.

Am andern Morgen trat ich früh mit der Sonne meine gewöhnliche Wanderung an. Als ich an der Kirchhofsmauer entlang ging, sah ich jenseit derselben einen jungen Mann auf einem Grabe sitzen. Während ich durch das Kreuz der Kirchhofspforte trat, wandte er den Kopf zu mir, und ich sah nun zum ersten Mal in jenes blasse Antlitz mit den tiefliegenden Augen, welche das Wesen der Dinge einzusaugen scheinen; mit einem Wort, ich sah den Jungen, in dessen aufstrebender Kunst ich jetzt fast mehr lebe,

als in meiner eigenen. Aber während ich auf ihn zuging, stand er auf und entfernte sich nach der andern Seite des Kirchhofs; er überschritt den Fahrweg jenseit desselben und entschwand meinen Augen zwischen den Bäumen eines anliegenden Gehölzes. Ich ging zu dem Rasenhügel, den er soeben verlassen, und da ich hier auf dem Grabsteine den Familiennamen unseres Nachbars las, so wußte ich auch, daß ich Paul Werner auf dem Grabe seiner Mutter gesehen hatte. Jetzt machte ich lange Beine; Du weißt, daß ich diese Fähigkeit besaß, die mir auch bis jetzt noch nicht abhanden gekommen ist. Als ich meinen Flüchtling drüben auf dem Fußsteige des Wäldchens wieder zu Gesicht bekommen hatte, rief ich ihm schon von weitem meinen „Guten Morgen“ nach. Er blickte um, erwiderte meinen Gruß und ging dann nur um so schneller vorwärts.

Ich strengte also noch einmal meine Lungen an. „Paul Werner!“ rief ich. „Warte, ich habe mit Dir zu reden!“

Jetzt blieb er stehen. „Ich kenne Sie nicht, Herr,“ sagte er; — übrigens, Dank seinem alten Schulmeister, in reinem Hochdeutsch.

„Aber ich möchte Dich kennen lernen," erwiderte ich.

„Mich?" fragte er befremdet.

„Dich, Paul!" versetzte ich, „denn ich höre, Du willst Maler werden."

„Ich will kein Maler werden, Herr."

„Aber der Schulmeister sagt es doch."

Er schüttelte den Kopf. „Das ist vorbei," sagte er.

Ich nahm nun die erhandelten Bilderchen aus meinem Skizzenbuch. „Sind das Deine Malereien?" fragte ich.

Er nickte.

„Wie hast Du denn das zu Stande gebracht?"

„Ich habe es so gesehen," erwiderte er.

„Recht so!" rief ich. „Und es ist auch so; es ist nur seltsam, daß nicht auch die andern — fast hätte ich gesagt: wir andern — es so sehen."

Er blickte mich fragend an, er verstand das nicht. Aber ich schrie ihm zu: „Und Du willst kein Maler werden, Junge? Was in aller Welt denn sonst?"

Eine Weile zupfte er schweigend an seinen Fingern; dann sagte er: „Ich werde ein Bauer, wie mein Vater."

„Und doch, Paul," begann ich noch einmal, „hast Du nicht leben wollen, weil Du nicht malen durftest."

Eine jähe Röthe schoß über das blasse Antlitz. „Weshalb sagen Sie mir das?" sagte er zitternd.

„Weil ich Dir helfen möchte, Paul," erwiderte ich; „denn bei den Todten ist nun einmal keine Hülfe."

Er schlug langsam die Augen zu mir auf und blickte mich fast angstvoll an. „Ich suche einen tüchtigen Schüler," fuhr ich fort. „Was meinst Du, willst Du es mit mir versuchen? Dabei gab ich ihm das Skizzenbüchlein aufgeschlagen in die Hand.

Es war doch, als wenn es plötzlich in den dunklen Augen blitzte; wie auf eine Offenbarung schaute er auf die kleine Aquarellskizze. — Und doch, sage ich Dir, ist die Zeit nicht fern, daß meine Augen ebenso an seinen Blättern haften werden; denn er ist einer von jenen, nach deren Tode man noch die Papierschnitzel aus dem Kehricht sammelt, auf welchen ihre Hand einmal gekritzelt hat."

Mein Freund war aufgestanden und stützte sich mit beiden Händen auf den vor uns stehenden Gartentisch; auch in seinen Augen blitzte es jetzt von Liebe und Begeisterung.

„Doch," fuhr er fort, „damals war er noch ein Bauerbursche und konnte sich nicht satt staunen an meinem Machwerk. — Was soll ich Dir das lange noch erzählen! Als ich ihm Alles, was ich beabsichtigte und was ich Tags zuvor mit seinem Vater verhandelt, mitgetheilt hatte, da habe ich ihn wie einen Trunkenen heimgeführt; denn wir gingen gradeswegs zum alten Werner. Und nachdem ich diesem noch einmal eine Stunde lang tüchtig Stand gehalten, war endlich Alles, so wie ich es wünschte, abgemacht.

Mein alter Schulmeister staunte nicht schlecht, als ich nach dem Frühstück Farben und Palette auspackte und nun mit beiden Beinen als ein fix und fertiger Maler vor ihn hinsprang; und gar als er von der Bekehrung seines Widersachers hörte. „Da käme ich ja auch wohl wieder zu Ehren!" rief er lachend. — Und wirklich, die Versöhnung der beiden langjährigen Nachbarn war denn noch die Krone meines Werkes. Freilich, als dabei der Schulmeister so etwas wie einen Triumphton anstimmen wollte, fuhr der Bauer auf: „Red't nicht so viel, Schulmeister! Es könnt' mir leid werden!" Und seitdem genossen wir weislich unseren Sieg im Stillen.

Schon am ersten Morgen hatte ich beschlossen, der Verfolgung des Dämon Amor durch rasche Flucht ein Ziel zu setzen. Nun schrieb ich meiner Schwester, die seit kurzem Witwe war, und schlug ihr vor, mit mir hierher zu ziehen; und als ihre Zustimmung nach einigen Tagen erfolgte, so war das Fundament dieses wackeren Hauses damit gelegt.

Noch acht Tage blieb ich in dem Dorfe und streifte mit meinem neuen Schüler, der nun plötzlich in reiner Lebensluft athmete, plaudernd und arbeitend durch Berg und Wald. Ich wurde mit jedem Tage gesunder; die freie Luft, das derbe praktische Leben um mich her thaten mir wohl. Hier war einmal eine Welt ohne jene bethörende Liebe; die Mädchen heiratheten, je nachdem, eine ganze, halbe oder viertel Hufe; die respectiven Besitzer gingen mit in den Kauf; — scheußliche Kerle, sag ich Dir, mitunter. Mein Bauer war auch mit einem solchen Schwiegersohn versehen; der Mensch war überdies ein Trunkenbold.

Am letzten Abend meiner dortigen Sommerfrische kam die Frau, die übrigens nichts mit ihrem Bruder Paul gemein hat, zu dem Hause ihres Vaters, wo

ich mit diesem auf den großen Steinen vor der Thorfahrt saß. Sie hatte eines ihrer Kinder auf dem Arm, bei dessen Entstehung auch nicht die Grazien geholfen, dem sie aber doch mit mütterlichem Behagen das Näschen mit der Schürze schnäuzte. — Die Frau stellte sich grade vor den Alten hin. „Vater," sagte sie, „'s ist nicht mehr zum Aushalten!"

Der Alte blieb ruhig sitzen, that einen Zug aus seiner Pfeife und fragte: „Wo steckt's denn schon wieder einmal?"

„Wo es steckt?" rief das Weib; „der Kerl ist alle Tage dick und voll!"

„Sonst Nichts?" meinte der Alte. „Das haben wir schon allzeit gewußt."

„Macht keinen Spaß, Vater; das paßt sich nicht dazu!"

„Ei was," rief der Bauer, indem er aufstand und in's Haus ging. „Du mußt ihn eben schleißen; ich hab's Dir vorher gesagt; 's hat alles sein End' in der Welt!"

Ich fiel über diese Worte in einen Abgrund der Betrachtung. Wem denn, als mir selber, lag die Verpflichtung näher, meine eigene werthe Person zu

schleißen? — Freilich, wenn es vollbracht war, ich konnte keine Hufe dabei gewinnen; wenigstens keine irdische zu zehntausend Thalern Steuerwerth. Aber dennoch! — Und am Ende, war denn das Körperchen wirklich so übel? Hatte es mir nicht schon einen wesentlichen Dienst geleistet? Ich dachte an die Prügel des armen Paul. Hätte mein Vater mich nicht unzweifelhaft zum Schiffsmaat geprügelt, wenn ich mit solchen Gliedmaßen auf die Welt gekommen wäre?

Als ich aus der Tiefe dieser Schlußfolgerungen auftauchte, sah ich das Weib schon wieder ruhig plaudernd bei einer Nachbarin stehen; und auch der Alte saß wieder, seine Pfeife schmauchend, neben mir. „Was simuliret Ihr denn, Herr Brunken?“ sagte er, als ich mit der Hand mir die Gedanken aus den Augen wischte.

„Ich simulire,“ erwiderte ich, „Vater Werner, man soll sein Leben aus dem Holze schnitzen, das man hat.“

„Da habt Ihr wacker Recht,“ sagte der Alte und nickte dazu ein paar Mal derb mit seinem harten Kopfe. — Und siehst Du, Arnold,“ so schloß Freund Brunken seine Erzählung, „diese gute Lehre,

die ich zuletzt noch auf den Weg bekam, habe ich festgehalten; ich würde mich jetzt ohne Gefahr sogar den schönen Augen Deines Mühmchens aussetzen können."

„Vielleicht um so mehr," versetzte ich, „wenn Du erfährst, daß sie inzwischen Deinen Freund, den Assessor, geheirathet hat."

Er stutzte doch einen Augenblick. „Ich lasse ihr Glück wünschen," sagte er dann, „möge sie es nie vermissen! Denn, nichts für ungut, Dein Herr Vetter gehört denn doch zu jener Sorte — nun, wir kennen sie sattsam; verderben wir uns die gute Stunde nicht!"

Ich lachte.

„Gehen wir lieber einmal in meine Werkstatt, die Du noch nicht gesehen hast," fuhr er fort, „dort kann ich Dir auch die Illustration zu meiner Geschichte zeigen."

Und so schlenderten wir durch den blühenden Garten nach dem Hause zurück, und betraten bald im oberen Stockwerk ein geräumiges Zimmer mit der ganzen Ausstattung eines rüstigen Malerlebens. Als Brunken die grünen Fenstervorhänge zurückgezogen hatte, entwickelte sich eine reiche Bilderschau;

aber er faßte meinen Arm. „Das nachher," sagte er, und führte mich vor ein kleines Bild, das seitwärts auf einer Staffelei lehnte.

Es war fast dasselbe, wie jene bittere Caricatur seines eigenen Lebens, an der ich ihn einst so eifrig hatte arbeiten sehen; derselbe sonnige Park und im Vordergrunde, aus dem blühenden Rosengebüsch emporsteigend, die Statue der Venus; nur die Stellung der Figuren war eine andere. Das junge Paar, das sich früher mit übermüthigem Lachen in dem Laubgange entfernt hatte, sah man jetzt in harmloser Weltvergessenheit zu den Füßen der huldreichen Göttin. Das Mädchen, wie ruhig athmend hingestreckt, lehnte ihr Köpfchen an das Postament, während der jugendliche Cavalier, welcher dem Beschauer jetzt ebenfalls sein Antlitz zeigte, damit beschäftigt war, eine rothe Rose in ihrem Haar zu befestigen, die er augenscheinlich eben frisch vom Strauch gebrochen hatte. — Im Hintergrunde des Bildes aber, in bescheidener Ferne, so daß sie nur bei genauerer Betrachtung bemerkt wurde, saß auf einer Bank die Gestalt meines Freundes. Bequem in die Ecke gelehnt, die Krücke seines Stöckleins unterm Kinn, schaute er un-

verkennbar in heiterer Behaglichkeit den Spielen zu, die bei dem warmen Sonnenschein unseres Herrgotts Gezieser vor ihm in den Lüften aufführten.

„Nun, Arnold?“ fragte Brunken, der während meiner langen Betrachtung des Bildes neben mir gestanden.

Ich drückte ihm die Hand. „Da ist Friede,“ sagte ich.

„Du siehst,“ versetzte er, „es galt nur die Kleinigkeit, das liebe Ich aus dem Vorder- in den Hintergrund zu prakticiren. — Ihr großgewachsenen Menschen versteht es freilich nicht, was für Arbeit dem kleinen Kerl die kurze Strecke Wegs gekostet hat.“

Als ich noch einmal auf das Bild blickte, sah ich auch jetzt wieder eine Aehnlichkeit, aber eine andere als in der ersten Auflage desselben. „Du bist auch hier meinem Mühmchen untreu geworden,“ sagte ich lachend; „und wenn vor vier Jahren, da er noch den Laubgang hinabwandelte, der Cavalier sich umgesehen hätte, so würde auch er uns wohl ein anderes Gesicht gezeigt haben.“

„Hast Du mich richtig ertappt, Doctor!“ rief mein kleiner Freund.

„Paul und Marie!" sagte ich leise.

Brunken lächelte. „Still, Arnold! Du siehst, ich habe noch immer meine Träume. Möge das Leben einst deutlicher reden als das Bild!"

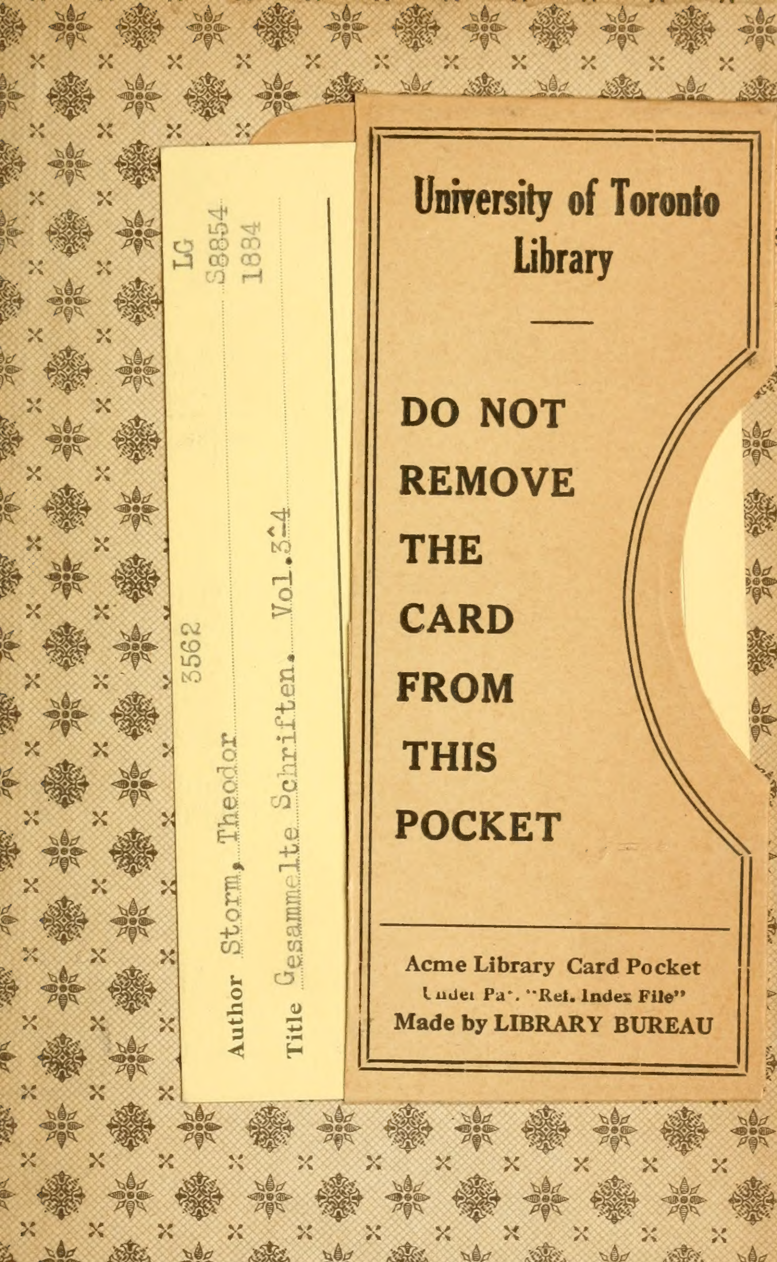
Noch drei heitere Tage verweilte ich auf der Villa Brunken; dann reiste ich ab und besorgte meine Uebersiedlung in diese wohllöbliche Stadt. — In den zwei Jahren, die seitdem verflossen, haben Brunken und ich uns nicht wieder vergessen; nach seinen letzten Briefen muß ich annehmen, daß seine selbstlosen Hoffnungen einer frohen Ernte entgegengehen.

* * *

Der Arzt schwieg, und es trat eine kurze Stille ein. Dann aber rief die Hausfrau: „Doctor, Ihr Freund war ja nicht verheirathet. Wie paßt denn das auf unsern Fall?"

„Glauben Sie," erwiderte der Doctor, indem er wieder eine Priese nahm, „daß man sich selber leichter schleißt, als seine Frau? — Unter Umständen können Sie Recht haben."




LG
3562
S8854
1884
Author Storm, Theodor
Title Gesammelte Schriften. Vol.3-4
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU


BUCHBINDEREI, HÜBEL & DENCK, LEIPZIG.